



L Soc 1722.50



Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received 22 Nov. 1901



Anal. p. 38



NEUE

HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG X



HEIDELBERG

VERLAG VON G. KOESTER

1900

~~IX 314~~

L Soc 1722.50



Minot fund.
(X)

INHALT.

	Seite
Dietrich Schäfer , Die Schlacht bei Lutter am Barenberge	1
Karl Vossler , Pietro Aretino's künstlerisches Bekenntnis	38
Karl Boehm , Die Mathematik der Natur	66
Karl Helm (Giessen), Ein Tagebuch aus Matthiassons Jugend	81
Reinhold Steig (Berlin), Joseph von Görres' Briefe an Achim von Arnim	115
F. v. Duhn , Der Zeus des Phidias	177
✓ Walther Arnsperger , Die Entstehung von „ <u>Werthers Leiden</u> “	(195)
A. v. Domaszewski , Der Truppensold der Kaiserzeit	218
Albert Bäckström (St. Petersburg), Ueber den Orosius-Codex F. v. I Nr. 9 in der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg	242

Die Schlacht bei Lutter am Barenberge.

Von

Dietrich Schäfer.

Diese Schlacht, zweifellos eine der folgenreichsten des dreissigjährigen Krieges, ist wiederholt Gegenstand ausführlicherer, auf die Quellen zurückgehender Darstellungen gewesen¹⁾. Vor einem halben Jahrhundert hat sie eine umfangreiche monographische Bearbeitung erfahren²⁾. Trotzdem ist das, was man über sie wissen kann, nur in

1) In unserem Jahrhundert durch Jahn, Grundtråk til Christian den Fjertes Krigshistorie II (Historie om Danmarks Deeltagelse i Trediveaarskrigen), 215 ff. (Kopenhagen 1822); v. d. Decken, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg I, 215 ff. (Hannover 1833); Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. 2 (Gesamtwerk 9), 481 ff. (Schaffhausen 1858); Villermont, Tilly ou la guerre de trente ans I, 370 ff. (Paris-Tournai 1860, deutsch Schaffhausen 1860); O. Klopp, Tilly im dreissigjährigen Kriege I, 323 ff. (Stuttgart 1861) und wieder: Der dreissigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs II, 661 ff.; Heilmann, Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1506—1651 II, 198 ff. (München 1868); Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg 2, 561 ff. (Magdeburg 1878); Larsen, Kajserskrigen. Et Bidrag til de nordiske Rigers Krigshistorie I, 139 ff. (Kopenhagen 1896).

2) Die Schlacht bei Lutter am Barenberge. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte vom Hofrat Dr. G. Lichtenstein in Lutter am Barenberge. Mit dem Plane des Schlachtfeldes. Braunschweig, Verlag von Oehme & Müller, 1850. 8^o, XVI, 190 S. Auch mit dem Nebentitel: Dänemarks Teilnahme an dem dreissigjährigen Kriege bis zum Frieden von Lübeck. — Das Buch ist nur im Besitz weniger Bibliotheken und durch den Buchhandel nicht mehr zu beziehen. — Im Jahre 1873 erschien in Kopenhagen eine neue Ausgabe, die als Verfasser Hofrat Dr. Georg Lichtenstein in Braunschweig nennt und dem Titel hinzufügt: „Neu durchgesehen und herausgegeben vom Sohne des Verfassers Albert Lichtenstein.“ Kopenhagen, im Selbstverlage des Herausgebers, N. G. Calbergs Buchdruckerei, 1873. Die Durchsicht hat jedenfalls, ausser dem Verschwinden der Widmung an Herzog Wilhelm von Braunschweig, keinerlei Änderungen zur Folge gehabt. Beide Ausgaben stimmen buchstabengetreu überein, und es handelt sich offenbar nur um eine neue Titelausgabe. Auch diese ist aber im Buchhandel nicht mehr zu beziehen. Die Braunschweiger Firma existiert längst nicht mehr, und der Restbestand der Auflage wird aller Wahrscheinlichkeit nach vernichtet sein.

höchst ungenügender Weise klar gestellt, und die Darstellungen sind voll von Widersprüchen. Ganz besonders ist Lichtensteins Monographie, die noch immer als standard work über die Schlacht figuriert, so gut wie wertlos und in den wichtigsten Fragen irreführend. Das im Einzelnen nachzuweisen ist die Hauptaufgabe der nachfolgenden Ausführungen.

Es ist dabei nötig, nicht nur auf die Schlacht selbst, sondern auch auf die Operationen der letzten zehn Tage vor derselben einzugehen; denn beide stehen in unzertrennlichem Zusammenhange. Christian IV. hatte im Frühling und Sommer 1626 von Wolfenbüttel aus die Armeen Tillys und Wallensteins, von denen jene das obere und mittlere Leinegebiet mit Ausnahme von Göttingen und Northeim, diese die Stifter Magdeburg und Halberstadt besetzt hielt, die den Harz aber zwischen sich hatten, im Schach zu halten gesucht. Am 29. Juli (a. St.) folgte Wallenstein nach Zurücklassung einer Streitmacht unter Aldringer zur Deckung der bisherigen Stellungen dem Mansfelder und dem Herzog von Weimar nach Schlesien. Daraus ergab sich für Christian IV. die Möglichkeit, nach Westen zu ziehen. Um diese Zeit belagerte Tilly noch Göttingen. Am 1. August aber wurde er nach siebenwöchentlichen Mühen Herr der Stadt und sandte jetzt seine Truppen gegen Northeim. Der König zog, nachdem er durch Einnahme einiger Grenzposten gegen das Magdeburgische und Halberstädtische sich den Rücken zu decken versucht hatte, über Seesen gegen den gleichen Platz heran, zunächst noch mit dem Gedanken, Göttingen zu retten. Die Nachricht, die er am 2. August wahrscheinlich im hildesheimischen Wiedelah (unweit Vienenburg) erhielt, dass sein (mansfeldisches und weimarisches) Volk Schlesien „eingenommen“ habe, und die Vereinigung mit den Streitkräften des aus der Mark zurückkehrenden Generals Fuchs, die in diesen Tagen sich vollzogen oder in sicherer Aussicht gestanden hat, mussten ihn in dem Unternehmen bestärken. Bei Northeim sind dann die beiden Heerführer aufeinander gestossen, und die nun folgenden Operationen finden ihren Abschluss in der Schlacht bei Lutter¹⁾.

1) Diese hier kurz berührten Hergänge sind im Einzelnen noch keineswegs vollständig klargestellt, wie denn überhaupt die Geschichte des niedersächsisch-dänischen Krieges noch nicht geschrieben ist. Opels bekanntes Werk, das auf ausserordentlich umfassenden Studien beruht und das Material in einer Fülle heranzieht wie kein anderes, reisst doch das Zusammengehörige so oft auseinander und ist in Einzelheiten so inkorrekt, dass es von einem klaren Gesamtbilde nur zu weit entfernt bleibt. Die neueste Arbeit von Larsen ist fast ganz kritiklos und fördert die Sache höchstens durch einzelne Notizen. Ein erneutes Durcharbeiten des Stoffes

Lichtenstein enthält sich, von wissenschaftlicher Arbeitsweise durchaus abweichend, fast aller litterarischen Nachweise für seine Einzelangaben, giebt aber in der Einleitung S. IX—XV eine Quellenübersicht, die von umfangreichen Studien zeugt. Es sind darnach zunächst nicht weniger als sechs Berichte von Tilly selbst vorhanden, je einer an den Kaiser, die Kurfürsten von Baiern und Mainz, die Infantin Isabella in Brüssel, Herzog Christian von Lüneburg und an einen „Fürsten des Reichs“. Nach Lichtenstein S. 154 Anm. sind sie sämtlich gedruckt. Ich habe aber von denen an die Infantin und an den Herzog Christian keinen Druck finden können, der Lichtenstein schon zugänglich gewesen wäre, und der an den Kurfürsten von Baiern ist, so weit ich habe herausbringen können, auch heute noch nicht gedruckt. Von diesen Berichten wird die Untersuchung, da von entgegengesetzter Seite zusammenhängende Mitteilungen nicht vorhanden sind, auszugehen haben, vorweg aber den Kalender Christians IV. für 1626 berücksichtigen müssen, der in seinen Daten ein festes Zeitgerüst giebt, Lichtenstein aber nicht bekannt sein konnte¹⁾.

Nach ihm zog Christian IV. am 6. August 1626 von Seesen nach Northeim, entsetzte diese Stadt und nahm in der Nacht in ihr Quartier. Tilly musste mit seiner ganzen Armee in eben dieser Nacht davonziehen. Am 10. August marschierte der König mit seiner gesammten Macht von Northeim nach Wulften (15 Kilometer osö. von Northeim, an der Oder oberhalb ihrer Einmündung in die Ruhme bei Catlenburg), am 11. nach Ebergötzen (12 Kilometer ssw. von Wulften, fast in der geraden Richtung auf Göttingen mittwegs zwischen diesem und Wulften), am 12. nach Bodensee (auf dem geraden Wege zwischen Wulften und Ebergötzen, 5 Kilometer von diesem, also rückwärts!), am 13ten nach Bernshausen²⁾ (6 Kilometer sö. von Bodensee, am Ostufer des

würde, wo man auch immer in ihn hinabsteigt, reiche Gelegenheit zu monographischen Darstellungen geben.

1) Gedruckt: Danske Samlinger for Historie, Topografi, Personal- og Literaturhistorie, udgivne af Chr. Bruun og O. Nielsen, II, 3, 377 (1874). Derselbe ist allerdings für dieses Jahr nur in einem dürftigen Auszuge von Villum Worms bekannt, aber seine Angaben sind darum nicht minder beachtenswert. Jahn, der im Einzelnen wohl berichtigt und ergänzt, aber im Gesamtwerte der Darstellung über Christians IV. Kriegführung in Deutschland noch nicht übertroffen wurde, hat diesen Auszug schon in der Handschrift benutzt. Lichtenstein kennt aber Jahns Buch nicht.

2) Boensen hat die Quelle, und der Herausgeber vermutet: Bodenstein. Aber das liegt 50 Kilometer entfernt, unweit Lutter am Barenberge. Es kann kaum etwas anderes angenommen werden als Bernshausen, das jetzt Bernshusen gesprochen

Seeburger Sees), am 14. nach Duderstadt¹⁾ (9 Kilometer sō. von Bernshausen, etwa 20 ssō. von Wulften, wo der König drei Tage zuvor gewesen war). Am 16. war er dann an einem Berge vor Seesen und übernachtete dort, also mindestens 50 Kilometer nordwärts von Duderstadt, an dem Orte, von wo er am 6. ausgezogen. Weitere Nachrichten zur Sache giebt der Kalender nicht.

Von den Berichten Tillys stimmen der an den Kaiser und der an Kurfürst Maximilian, abgesehen vom Eingange und wenigen kleinen Einzelheiten, wörtlich überein; beide sind datiert: Im Feld bei Lutter 18. (28. August)²⁾. Im Bericht an den Kaiser beginnt die Darstellung mit der Übergabe Göttingens und dem Vorrücken gegen Northeim ohne Datumangabe und fährt dann fort, dass der König schon am 5. früh ebenfalls vor Northeim angekommen sei, und noch selbigen Abends sich Reitergefechte angesponnen hätten, da nur die Ruhme, die nördlich an Northeim vorbeifliesst, die beiden Heere getrennt habe. Tilly habe sich aber, da seine Truppen noch nicht die richtige Stellung genommen, er selbst auch leibesschwach gewesen, $\frac{1}{2}$ Meile weit³⁾ in der Richtung auf Göttingen zurückgezogen. Der König habe Northeim mit Munition und Proviant versehen und sei dann „alsbald“ ins Eichsfeld gerückt und „bis um Duderstadt“ gekommen in der Absicht, „wie ich die Avisen empfangen“, nach Thüringen zu ziehen, auch, „wie ich mich besorgt habe“, in die Länder und Stifter der der Ksl. Maj. gehorsamen Stände einzufallen.

All dieses (die vier ersten Abschnitte bei Lundorp) ist im Bericht an den Kurfürsten durch einen kurzen Hinweis auf ein Schreiben Tillys vom 24./14. (so fälschlich geschrieben für den 25., von dem der Brief

wird, aber früher recht gut Bernsen gesprochen worden sein kann, woraus denn durch irrümliche Schreibung Boensen entstanden sein mag. Vgl. unten S. 14.

1) Auch hier hat Worms „Dorsted“ geschrieben. Nicht ganz sicher ist, ob dieses Dorsted nicht als Dorste zu deuten ist, vgl. unten S. 14.

2) Ersterer ist gedruckt „1626 bei Paul Seesen zu Prag“. Er findet sich bei Lundorp, Acta publica II, 1315, 1316 (Ausg. v. 1629) und III, 880—882 (Ausg. v. 1668). Das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien besitzt das Original nicht mehr, dagegen drei gleichzeitige Abschriften, die keinerlei wesentliche Abweichungen vom Druck zeigen (Mitteilung des Herrn Direktor Winter). Zwei weitere Abschriften bewahrt das Kgl. Hauptstaatsarchiv in Dresden Tom. 9209 Bl. 346—349 und 359—362, die zweite als Teil des unten S. 9 besprochenen Heftes. — Den Bericht an Kurfürst Maximilian benutzte ich aus einer Handschrift des Königl. Allgemeinen Reichsarchivs in München: Acta des 30jährigen Krieges Tom. 138 Bl. 606—608. Auch v. d. Decken, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg I, 220 Anm. nennt diesen Bericht als gedruckt, giebt aber auch nicht an, wo.

3) Die Angabe der Entfernung fehlt im Druck und in den Wiener Abschriften.

wirklich datiert ist) ersetzt. Dann fahren beide Berichte fort, Tilly habe sich mit den inzwischen von der friedländischen Armee zu ihm gestossenen Reiterregimentern Altsachsen, Dufours, Hausmann nebst sechs Kompagnien Kroaten und den Fussregimentern Colorado und Carboni aufgemacht und sei so marschirt, dass er dem Feinde den Vorsprung abgewonnen. Als der sich in seinem Vornehmen gehindert gesehen, habe er sich eilends zurückgewandt ins Braunschweigische, über Gebirg und Waldung auf Seesen und Lutter gegen Wolfenbüttel; dem man gefolgt und mit ihm drei Tage nach einander zum Scharmütziern gekommen sei. Der Feind habe dann wegen der scharfen Verfolgung am 17. bei Lutter Stand halten müssen und sich, wie schon am Abend zuvor bei Seesen, in volle Schlachtordnung gestellt, so „etliche Stunden in seinem Vortheil gehalten“. Nachmittags habe er sich „herfürgethan und zum Fechten präsentirt“, und so seien beide Heere aneinander geraten. Der Anfang habe sich „diesseitiger Victorie sehr dubiös erzeigt“, da der Feind „tapfer und männlich darein gesetzt“ und herzhaft gefochten, so dass diesseits nicht wenige verwundet und getödet worden; durch Gottes Gnade „ohne Zweifel in Respect der gerechten Sachen“ sei er aber überwunden worden.

Der Bericht bespricht dann die Ergebnisse des Kampfes: Von den Feinden der General Fuchs, die Obersten Wersebe und Penz, der Landgraf Philipp zu Hessen, der Oberst-Leutnant Ungefugt¹⁾, der General-Commissarius Poggewisch und zahlreiche andere Vornehme, „deren Namen und Geschlecht man sobald nicht wissen können“, tot. Die Kroaten haben des Grafen von Solms Petschaft gebracht und gemeldet, dass sie den Eigentümer niedergemacht hätten. 30 Fähnlein Knechte haben sich ins Haus Lutter geworfen und um Pardon gebeten, der ihnen doch nur auf kaiserliche Gnade und Ungnade erteilt worden, worauf sie alsbald 29 Fahnen präsentiert haben. Gefangen wurden die Obersten Lohausen, Linstaw, Frenking, Geist, Görz und Couraville, der Oberst-Leutnant Krip, der Major Gunderoth, der General-Commissar Ranzau und „hart beschädigt“ des Königs Hofmarschall (Magnus Kaas); von anderen gefangenen und toten Offizieren wisse man noch nicht die Namen. Da Gefangene vordem ihr gegebenes Wort gebrochen, so wird der Kaiser gebeten, den bairischen Kurfürsten anzuweisen, wie es mit der jetzigen grossen Zahl der Gefangenen gehalten werden soll. Obgleich

1) Diese zwei, sowie unter den Gefangenen der Oberst Görz und der Oberst-Leutnant Krip fehlen im Bericht an den Kaiser.

des Feindes ganze Infanterie „zertrennt“ worden, hat man doch nicht mehr als 50 oder 60 Fahnen erlangt, weil die Soldaten sie verstecken oder verbergen, zum Teil auch zerreißen; dieser und jener will ein Stück zum Gedächtnis haben. Cornette (Reiterfähnlein) hat man nur sechs erlangt. Die Artillerie hat der Feind ganz im Stich gelassen; 22 grosse Geschütze sind genommen worden¹⁾. Der König hat sich mit der Kavallerie, die auch „zertrennt“ worden, gegen Wolfenbüttel, wie Tilly meint, geflüchtet, doch ist darüber bestimmte Nachricht noch nicht eingelaufen²⁾.

In Abschrift wird dem Kaiser das Schreiben beigelegt, das sich beim Obersten Fuchs gefunden hat³⁾. Vom kaiserlichen Kriegsvolk lobt Tilly den Obersten Nikolaus Desfours und das Regiment Altsachsen nebst seinem Oberstleutnant Hans Rudolf von Bindauf besonders und empfiehlt sie dem Kaiser. Im Bericht an den Kurfürsten sind diese Offiziere nicht erwähnt, dagegen wird der Überbringer Jobst Maximilian Graf v. Gronsfeld wegen seines „bewiesenen männlichen und tapfern Valors“ dem Kriegsherrn empfohlen⁴⁾.

Der Bericht an die Infantin⁵⁾ ist ebenfalls vom Tage nach der Schlacht datiert. Er ergänzt und berichtigt den an den Kaiser und Kurfürsten in verschiedenen Punkten. Tilly erzählt, dass er am 5ten August vor Northeim gezogen, der König aber am 6. gekommen sei und zwar so stark, dass er ihn nicht habe hindern können, Leute und Lebensmittel nach Northeim zu werfen. Da dieses Datum mit dem des königlichen Kalenders und zugleich mit einer brieflichen Äusserung Christians IV. stimmt⁶⁾, so muss es gegenüber dem oben besprochenen

1) Hier fügt der Bericht an den Kurfürsten hinzu: mit theils königlich dänischen, theils herzoglich braunschweigischen Wappen auf die niederländische Invention formiert, welche gar dünn und theils ein halb Kartaunen Lot schiessen.

2) Auch hier hat der Bericht an den Kurfürsten noch einen Zusatz, dass das Kriegsvolk sehr abgemattet und ausgegerrt sei, Tilly aber trotzdem nicht feiern werde.

3) Gedruckt Lundorp, Acta publica II, 1315 und III, 880, dat. Havelberg 1626 Juni 30.

4) Ein Auszug aus dem Bericht an den Kaiser, der aber Wichtiges auslässt, ist der Bericht an den Kurfürsten zu Mainz, gedruckt nach einer Wolfenbütteler Handschrift im Braunschweig. Magazin 35. Stück v. 2. September 1826 Sp. 488—491. Ein ebensolcher, doch noch mehr gekürzter und undatierter Auszug, der an den Kurfürsten von Sachsen gerichtet ist, findet sich im Hauptstaatsarchiv in Dresden Tom. 9209 Bl. 337—338.

5) Gedruckt aus dem Brüsseler Archiv bei Villermont II, 365—367.

6) Kong Christian den Fjerdes egenhändige Breve, udgiven ved Bricka og Fredericia II, 31: Nu forgangen Løfverdag (Aug. 5) jagede jeg Fjenden af ted Hus

Briefe Tillys festgehalten werden. Tilly hat dann nach dieser Darstellung den Feind bis zum Abend an der Ruhme aufgehalten, dann aber sich eine halbe Meile weit in eine günstige Stellung zurückgezogen, da seine Reiterei um mehr als die Hälfte schwächer gewesen sei als die des Gegners. Hier hat er auf die friedländischen Truppen gewartet, dann aber, als der Feind am 12. sich rührte, um sich (selon que je sceus juger de son dessein par la route qu'il prist) auf die Länder der katholischen Fürsten zu werfen, und schon seinen Fuss ins Eichsfeld gesetzt hatte, um sich Duderstadt zu bemächtigen, sich rasch in Marsch gesetzt und bei Göttingen sich durch die friedländischen Truppen verstärkt. Mit der Nachhut des sich Zurückziehenden ist es am Abend des 15. zu leichten Scharmützeln gekommen. Am nächsten Tage hat der Feind, seinen Rückzug zu decken, verschiedene Dörfer verbrannt; durch Tillys Vorhut sind ihm einige 600 Musketiere und Dragoner niedergebaut worden. Er hat zuletzt Front machen und in voller Schlachtordnung marschieren müssen und sich so an einen Berg zurückgezogen. Es hat sich ein Geschützkampf entsponnen, und Tilly hat gegenüber Fuss gefasst. In der folgenden Nacht hat der Feind seinen Rückzug fortgesetzt und Tilly ist ihm mit Tagesanbruch gefolgt. Es ging durch enges und coupiertes Gelände, bis man zwischen Bockenem und Goslar beim Schlosse Lutter in eine offene Gegend kam, wo der Feind sich wieder mit seiner ganzen Armee stellen musste, aber den Vorteil des Geländes benützte, indem er selbst höher als Tilly stand, dieser aber ein sumpfiges Thal vor sich hatte. Tillys Vorhut machte Halt und erwartete die übrigen Truppen; inzwischen „spielten von beiden Seiten die Kanonen“. Gegen Mittag waren beide Armeen in Schlachtordnung. Da der Gegner keine Miene machte, sich zuerst zu rühren, liess Tilly sein Fussvolk mit ziemlicher Unbequemlichkeit in das Thal hinabsteigen, die Reiterei auf den Flügeln durch zwei enge Passagen. In dieser Situation griff der Feind mit grosser Entschlossenheit an, aber ein Fussregiment hielt ihn tapfer auf, und nach einigem Schwanken behielt Tillys Infanterie die Oberhand und drängte den Feind in grosser Unordnung zurück.

Das Weitere enthält nur vereinzelt Neues. Die Zahl der eingelieferten Fahnen wird auf über 60, die der auf Schloss Lutter Gefangenen auf einige 2000 angegeben, aus denen einige Kompagnien zusammengestellt und auf die Regimenter verteilt worden sind. Der

Lutter, ygaar undsatte jeg denne Pladtz, och motthe Tilly herfraa. Datiert: Northeim den 7. August 1626.

sonstigen Gefangenen seien sehr wenige. Selbst habe man an höheren Offizieren nur vier oder fünf Hauptleute verloren; besonders ausgezeichnet habe sich der General-Feldmarschall Graf Anholt¹⁾.

Der Brief an „einen Fürsten des Reichs“²⁾ trägt das Datum des 29. August. Er ist ein kurzer Auszug aus den beiden zuerst besprochenen Berichten. In einem Postskriptum aber heisst es, dass des Obersten von Herliberg Oberst-Leutnant Graf von Gronsfeld, der mit dieser Zeitung Tillys (in Wirklichkeit war es der oben besprochene Bericht) nach München an den Kurfürsten geschickt sei, erzähle, dass bei 10 000 Mann getötet, 2100 gefangen seien, von den Tillyschen aber nur 100 geblieben; bei seiner Abreise seien 73 Fahnen und Cornette erbeutet, 21 Hauptleute, 33 Fähnriche, 21 Kapitän-Leutnants, 79 andere Offiziere gefangen gewesen.

Tillys Schreiben an den Herzog Christian von Celle³⁾, datiert 31. August von Leinde, 6 Kilometer südwestlich von Wolfenbüttel, ist ebenfalls belanglos, nur geschrieben, um Nachrichten zu erhalten, ob und wie stark der König seinen Rückzug auf Hamburg oder Verden genommen habe.

Ausser diesen sechs von Lichtenstein angezogenen Berichten finden sich aber noch andere, die direkt oder indirekt von Tilly herrühren.

Der Münchener Band bewahrt (Bl. 591 ff.) einen Brief Tillys aus dem Quartier zu Angerstein vom 10. (20.) August, in dem der General meldet, dass Aldringers Truppen schon heute zu ihm gestossen seien, aber nur sechs Regimenter, zusammen zum Fechten 1900 zu Pferd, 2400 zu Fuss; Aldringer sei selbst mit acht oder neun Kompagnien, die er nach Friedlands Befehl habe schicken sollen, zurück geblieben⁴⁾.

1) Die von Lichtenstein S. XI angeführte Flugschrift „Relation veritable de la grande victoire obtenue par son Exc. le conte de Tilly“ etc. ist eine fast wörtliche Wiederholung von Tillys Brief an die Infantin. Ich verdanke diese Mitteilung dem Herrn Gossart von der Königl. Bibliothek in Brüssel, die ein Exemplar der Flugschrift besitzt. Bei den Bibliotheken von München, Berlin, Wien, Stuttgart, Heidelberg, Göttingen, Wolfenbüttel, Braunschweig, Kopenhagen, Haag frug ich vergebens nach ihr.

2) Gedruckt zu Augspurg durch Andream Aperger auf unser L. Frauen Thor, mir zugänglich im Sammelbande Hist. Germ. un. VIII, 75 der Göttinger Bibliothek.

3) Zeitschr. des hist. Vereins für Niedersachsen Jahrg. 1873 S. 198—200 aus dem Staatsarchiv in Hannover. Der Herausgeber Janicke hat auch einen früheren Druck (Lichtenstein, 154 Anm. und von der Decken I, 220 Anm.) nicht auffinden können.

4) Wenn Wallenstein am 27. Juli an Kurfürst Maximilian schreibt (Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse I, Beil. 2, 248), dass er Tilly 74 Fähnlein Knechte

Anholt und Fürstenberg habe Tilly nach Northeim vorausgeschickt und sei dann selbst nachgerückt, habe sich aber zurückgezogen und sich um das kurmainzische Nörten verschanzt. In einer Nachschrift aus demselben Quartier vom 12. (22.) August heisst es, der König wolle auf Erfurt, habe 130 Kompagnien Kavallerie, während Tilly an Kavallerie sehr schwach sei. Der König habe leichte Stücke, Tilly schwere, könne daher nicht so schnell nachkommen. Man möge die kaiserlichen Regimenter, die gegen Böhmen liegen, an sicheren Orten, Bamberg, Forchheim u. a., zusammenziehen zu Tillys Unterstützung¹⁾.

Der S. 3 Anm. 3 angezogene Band des Hauptstaatsarchivs in Dresden enthält ferner Bl. 316 einen von Tilly auch eigenhändig unterzeichneten und von dem gleichen Schreiber wie der Brief an den bayerischen Kurfürsten geschriebenen Brief an den Kurfürsten von Sachsen, der das gleiche Datum trägt und abgesehen von der Bemerkung, dass Christian IV. vorgerückt sei, Göttingen zu entsetzen, ein kurzer, nichts Neues bietender Auszug aus jenem ist. Er verweist aber zum Schluss auf den Überbringer, Oberstleutnant Hans Rudolf von Bindauf vom Regiment Altsachsen, empfiehlt ihn wegen seiner Tapferkeit und bittet, das Nähere sich von ihm berichten zu lassen. Am 25. August (4. September n. Stils) empfiehlt der Kurfürst von Sachsen Bindauf an den Kaiser, zu dem er weiter reisen soll, und am 30. September ist Bindauf in Dresden zurück²⁾.

Die gleiche Dresdener Handschrift enthält nun aber auch Bl. 352 — 358 einen Bericht, der offenbar in der kaiserlichen Kanzlei zusammengestellt worden ist³⁾. Er ergänzt Tillys Mitteilungen ganz wesentlich, und man geht wohl nicht fehl, wenn man diese Ergänzungen Bindauf zuschreibt. Bindauf, ein Sachse, hat schon vom Kriegsschauplatz aus an seinen Kurfürsten geschrieben, u. A. am 14. (24.) August „aus dem Feldlager vor Duderstadt“ einen Brief, der sagt, dass des Königs Armee 25000 Mann stark sein solle, dass aber die Nachricht, er wolle durch Sachsen nach Böhmen ziehen, „nur fliegende Reden seien“. In einer Nach-

und 5000 Pferde unter der Führung des Herzogs von Lüneburg zurücklasse, so ist das eine geflüchtete Entstellung. Der Herzog von Lüneburg war damals noch in Wiesbaden, und es ist hier im mildesten Falle alles zusammengerechnet, was damals in Ober- und Mitteldeutschland im Auftrage Wallensteins geworben war oder erworben werden sollte.

1) Ein weiterer Brief vom 15. (25.) August (ebenda Bl. 597) enthält nichts Neues.

2) Hauptstaatsarchiv Dresden Tom. 9209 Bl. 334, 345.

3) Vgl. unten S. 29 Beilage I.

schrift vom 15. früh fügt er hinzu, dass, als dieser Brief geschrieben, Tilly hinausgeritten sei und Bindauf mit ihm, und dass sie gesehen, dass der Feind sein Lager abbreche, nicht aber auf Northeim, sondern, wie es scheine, auf Goslar zurückgehe¹⁾.

Der aller Wahrscheinlichkeit nach auf Bindaufs Mitteilungen zurückgehende Bericht enthält vielerlei Neues und Abweichendes. Er giebt die Stärke des Feindes auf 25 000 Mann und 30 Geschütze an, die Tillys vor Northeim auf nur 12 000. Des Königs Zweck bei seinem Marsche ins Eichsfeld ist, den Friedländischen den Weg abzuschneiden, sie zu schlagen und dann, „wie die Gefangenen sagen“, seinen Weg nach Österreich zu nehmen. Tilly wird zum Aufbruch von Nörten = Angerstein am 12. (22.) erst veranlasst durch die Befürchtung, der König möge die eine starke Meile entfernt liegenden Friedländer angegriffen haben. Über die Hergänge gegen Abend des 16. und am Vormittage des 17. giebt der Bericht viel eingehendere Nachrichten, lässt die Art des Rückzugs und der Verfolgung viel deutlicher erkennen. Die friedländische Reiterei (der Bindauf ja selbst angehörte) bildet am 17. die Vorhut, folgt dem Feinde auf dem Fusse und hält ihn durch Scharmützel stundenlang auf. Der König sieht sich, wie schon am vorhergehenden Tage, gezwungen, in Schlachtordnung zu marschieren, und fasst in günstiger Stellung auf ansteigendem Gelände jenseits eines Baches und seiner Niederung bei Lutter Fuss. Tilly hat Zeit gewonnen, mit dem Fussvolk heranzurücken, und es folgt ein Geschützkampf, an dem von ligistischer Seite sechs, von gegnerischer nur zwei oder drei Stücke teilnehmen, wie vermutet wird, weil der Feind eine Batterie auf dem Berge, die er angelegt, habe benutzen wollen. Inzwischen sei dem Gegner stets von der friedländischen Reiterei zugesetzt worden. Nachmittags um 2 Uhr habe der König sich im Wald und hinter einer Hecke zum Angriffe vorbereitet. Als Tilly das gemerkt, habe er die eigenen Truppen rechts, die friedländischen links genommen und seine Reiterregimenter Cronberg und Schönberg und das Fussregiment Reinach über den Bach und die Niederung vorgehen lassen. Diese sind aber von den Königlichen heftig angegriffen und in Unordnung gebracht worden, die Königlichen zum Teil über den Bach gedrungen bis an Tillys Geschütz. Tilly und Graf Anholt haben die Ihrigen ermuntert,

1) Hauptstaatsarchiv Dresden Tom. 9209 Bl. 314. Ebend. Bl. 330, 331 findet sich noch ein Bericht vom 26. August über die Schlacht, der aus Quedlinburg einging auf Grund von Nachrichten, die durch zwei entkommene Soldaten der königlichen Armee eingebracht wurden, der aber nichts von Belang enthält.

und es ist längere Zeit unentschieden gekämpft worden, während die Reiter hinter den Treffen mit einander fochten. Das königliche Fussvolk ist dann vor dem Widerstand gewichen, unter die kämpfende Reiterei und in Unordnung geraten und so geschlagen worden. Der König ist von einem von den Seinen entlassenen adligen Gefangenen vom Regiment Altsachsen (Bindaufs Regiment) gesehen worden, wie er mit 80 Pferden nach Wolfenbüttel zurückkam; derselbe Gefangene habe auch 30 Cornet Reiter mit kaum 80 Pferden nach Wolfenbüttel eilen sehen. Tillys Leute seien über 50 Stunden zu Pferd gewesen ohne Essen und Trinken, da die Bagage zurückgeblieben. Die Zahlenangaben über die gefangenen Offiziere stimmen ziemlich mit der Nachschrift zum Bericht an einen Reichsfürsten (oben S. 8).

Wie der Überbringer des Berichts an den Kaiser, so hat auch Tillys Bote an seinen Kurfürsten sich über die Schlacht vernehmen lassen. Jobst Maximilian von Gronsfeld ist bekanntlich Verfasser der Zusätze in Wassenbergs „Erneuertem deutschen Florus“¹⁾. Nach ihm ist Tilly bei Northeim überrascht worden; er hat geglaubt, der König sei noch in der Altmark. Nur die einbrechende Nacht habe ihn aus der Zwangslage, eine Schlacht in höchst ungünstiger Stellung auf niedrigem Gelände gegenüber den vom Feinde besetzten Höhen und flankiert von der Stadt annehmen zu müssen, gerettet. Christian zieht von Northeim ab, um den von Tilly erwarteten Zuzug von diesem zu trennen. Das von einem ligistischen Hauptmann besetzte Duderstadt lässt er zwar durch einen Trompeter zur Übergabe auffordern, greift es aber nicht an. Auf die Nachricht von der Vereinigung der Wallensteinischen mit Tilly beginnt er den Rückzug, aber am 14. noch so langsam, dass Tilly bei der auch von Bindauf (oben S. 10) berichteten Rekognoszierung, an der auch Gronsfeld beteiligt ist, feststellt, dass er den abziehenden Gegner auch noch andern Tags erreichen werde. Der König habe am 16., da die Verfolger „den ganzen langen Tag an ihm kleben geblieben“, den Heinrichswinkel genannten Harzpass bei Gittelde (nördlich von diesem Städtchen bei der Staufenburg) mit 600 Dragonern besetzen lassen, die aber umringt und fast alle niedergemacht worden seien. In der diesem Tage folgenden Nacht habe Tilly Boten nach Bockenem an den Oberst-Leutnant des dort liegenden jungen Tillyschen Regiments Stephan Albert geschickt mit dem Befehl, 600 Musketiere in einen Wald hinter Schloss Lutter zu senden, um dem von vorn anzugreifenden

1) Frankfurter Ausgabe von 1647 S. 105 ff.

Könige dort den Rückzug zu erschweren. Am 17. hatte Gronsfeld die Avantgarde und ereilte 4 Uhr Morgens die feindliche Nachhut am Eingange des Waldes, durch den mit Hilfe von 800 Musketieren der Feind 1½ Stunden Weges weit hindurchgedrängt wurde auf das Feld, wo das Treffen sich vollzog. Von 6 bis 12 Uhr wurde herüber und hinüber über den Bach „mit Stücken, sonderlich auf unserer Seiten, stark gespielt“, worauf Tilly „nach gehaltenem Sacro“ dem Gronsfeld als Avantgardenführer befahl, über den Bach zu gehen. Als diesem noch das Fussregiment Reinach und die Reiterregimenter Schönberg und Cronberg gefolgt, hat der Feind mit voller Macht angegriffen und die Reiterei in Unordnung gebracht, die ihrerseits „das gemelte Regiment zu Fuss, so über 2500 Mann stark war, selbst schändlicher Weise trenneten“. Links hinter Gronsfeld kommt der Feind über den Bach, „dass er auch unsere Stücke mit den Händen angegriffen“. Gronsfeld weicht aber keinen Schritt, und so kann Tilly hinter ihm die Flihenden zum Stehen bringen und das Treffen erneuern und gewinnen¹⁾. Nach der Schlacht lässt Tilly fast alle hohen Offiziere der Armee zusammen kommen, dankt im allgemeinen Allen, die sich wohl gehalten haben, setzt aber „in specie“ dem Gronsfeld seinen eigenen Hut auf mit den Worten: „Du bist ein Graf und hast gethan wie ein Graf; ein Generalshut wird dir nicht übel anstehen.“ Zu den Andern sagt er, es solle sie nicht vordriessen, dieser Kavalier sei nächst Gott Ursache seines Sieges, worauf alle nach einander ihm die Hand gereicht und Glück gewünscht haben.

Der Erzähler setzt hinzu, dass er das nicht aus Ruhmredigkeit, die nie sein Brauch gewesen sei, berichte, sondern nur um der Parteilichkeit des Autors für einzelne Personen entgegenzutreten. Dazu ist zu bemerken, dass Wassenberg nur Tillys Verdienst stark hervorhebt. Eine Berichtigung Wassenbergs betreffend Penz bringt Gronsfeld zu Unrecht vor. Die Ereignisse zwischen dem 6. und 14. August haben sich nach ihm auf drei Tage zusammengedrängt.

Noch zwei der von Lichtenstein (Einleitung p. X, XI) aufgeführten Berichte müssen als von Augenzeugen herrührend angesehen werden: „Schreiben eines vornehmen Obristen, geben im Quartier Niewalddt (Neuwallmoden) nechst der Wahlstatt den 28. Augusti 1626“ und „Relation über die Schlacht in dem Berichte des sich im Hauptquartier befindlichen Dr. Hundt.“

1) Tillys Eingreifen schildert lebhaft der Erneuerte deutsche Florus S. 104, doch muss dahingestellt bleiben, ob die Einzelheiten glaubwürdig sind. (Zusprache an die Kanoniere.)

Erstgenanntes Schreiben¹⁾ bringt zuerst die Nachricht, dass der König selbst in Gefahr geraten sei. „Der König hat sich aufs allerletzt, nachdem er zum dritten Mal sein Volk selbst an geführt, mit einem Andern, so ein Handpferd mit einem schwarzsamten Sattel ihm nachgeführt, salvirt. Ein Corporal von meiner Truppen hat denselben gleichsam gefangen gehabt; nachdem aber sein Pferd geschossen und gefallen, ist der König wieder entsetzt worden.“ Es meldet sonst noch, dass der König, besonders an Reiterei, weit überlegen gewesen, dass die Tillyschen Reiterregimenter ohne Ordnung über den Pass und an den Feind gekommen seien, das Niedermetzeln (Metzgen) der feindlichen Musketiere im Wald, wodurch allein 3000 zu Grunde gegangen sein sollen, bis in die Nacht gewährt habe, und der eigene Verlust verhältnissmässig so gering sei, dass der sonderliche Beistand Gottes daraus deutlich zu erkennen.

Ausserordentlich reich an neuen Einzelheiten über die Hergänge vor der Schlacht ist der Bericht des lüneburgischen Abgeordneten in Tillys Lager Dr. Hundt an seinen Herzog²⁾.

Tilly ist am 5. August vor Northeim gezogen und hat in „Hollichstedt“ (Hollenstedt, 5 Kilometer nw. von der Stadt am linken Leineufer) sein Hauptquartier gehabt. Am 6. nachmittags ist Nachricht gekommen, dass der Feind von Seesen heranrücke. Die getroffenen Anordnungen werden beschrieben. Die Infanterie steht zwischen Ruhme und Leine. Die Reiterei leistet Widerstand rechts der Ruhme, zieht sich dann aber, da der Feind „100 Corneten, bei 9 oder 10 000 stark gewesen sein soll“, auf die Infanterie zurück, deren Feuer, sowie das von drei Geschützen, den Feind abweist. Nach Anbruch der Nacht zieht Tilly aber seine Truppen hinter die Northeimer Landwehr (3 Kilometer südlich von der Stadt) und am nächsten Tage auf Nörten und den Hardenberg zurück und verlegt sein Hauptquartier in das hessische Dorf Angerstein (1 $\frac{1}{2}$ Kilometer südlich von Nörten). Am 10. zieht der König in die lüneburgischen Ämter Catlenburg und Herzberg, nimmt sein Hauptquartier in Wulften, am 11. aufs Eichsfeld in das lüneburgische Amt Radolfshausen; das Volk lagert bei Ebergötzen auf dem Berge (nordwestlich und westlich vom Orte in der Richtung auf Nörten, das 15 Kilometer von dort ist), der König im Orte, der ebenso wie Landolfs-

1) Gedr. bei Lundorp II, 1313 (1629) und III, 878 (1668). Aus der unten S. 15 besprochenen Verbindung mit dem Bericht an den Kaiser darf man wohl folgern, dass es ebenfalls an diesen oder eine diesem untergeordnete Stelle gerichtet war.

2) v. d. Decken, Herzog Georg von Lüneburg I, 372–376.

hausen (4 Kilometer südlich von Ebergötzen) ganz voll Truppen gelegen, „die übel gehauset“. Am 12. zieht der König über Wolbrandshausen¹⁾ nach Duderstadt, Tilly aber, „als er dessen Gewissheit erlanget, bricht von Angerstein und Hardenberg auf, marschirt bei Göttingen vorbei, nimmt bei Geismar (1½ Stunden ssö. von Göttingen) vom friedländischen Volk die Fussregimenter Colloredo und Cerboni²⁾ und 32 Kompagnien Reiter, nämlich das altsächsische Regiment Herzog Julius Heinrichs zu Sachsen-Lauenburg und das Regiment Dufour, sowie 6 Kompagnien von Gall Petro und ebensoviel Kroaten, auf, zieht trotz des ungewöhnlich starken Regens und Donnerwetters um Burg Niedeck herum und nimmt in später Nacht sein Hauptquartier in Wöllmarshausen, 11 Kilometer westlich von Duderstadt³⁾. Sonntag den 13. folgen der Rest des Fussvolks, Geschütz und Bagage nach und halten fast den ganzen Tag bei Wöllmarshausen in Schlachtordnung.

Am 14. früh reitet Tilly mit einigen ortskundigen „Grossen“ aus zu rekognoszieren und dann anzugreifen. Er sieht aber, dass der Feind aufgebrochen ist und sich wieder ins lüneburgische Gebiet gewendet hat, kehrt zurück und trifft alle Anordnungen für den Aufbruch am folgenden Tag. Am 15. früh 8 Uhr zieht die ganze Armee nach Lindau, 25 Kilometer nördlich, und besetzt dort beim abgebrannten Hause Catlenburg und zu Bilshausen die Übergänge über die Ruhme und Oder. Der König hat an diesem Tage mit der Reiterei in den catlenburgischen und herzbergischen Dörfern Berka⁴⁾, Dorste, Wulften, Nienstedt, Forste und Eisdorf Quartier, das Hauptquartier aber zu Dorste genommen und den Übergang bei Lindau besetzen und die Brücke abbrechen lassen. Die Tillyschen haben den Posten verjagt, und als sich darauf jenseit starke feindliche Haufen zeigten, hat Tilly die Brücke wiederherstellen und Reiterei und Fussvolk noch am gleichen Abend zum grösseren Teil hinüber ziehen lassen, die mit dem Feinde geplänkelt haben. Vor Tagesanbruch ist der König von Dorste aufgebrochen und

1) Zwischen Bodensee und Bernshausen, vgl. oben S. 3 Anm. 2.

2) Der Bericht hat fälschlich Cornberg, wie er auch Gall Petro für Hausmann nennt; die Kroaten sind die Reiter des Gall Petro.

3) Im Bericht heisst es: „Um das Haus Niedeck zur linken Hand herumgezogen.“ Aus der Lage der Plätze wird klar, dass das heissen soll: Man zog so, dass Haus Niedeck zur linken Hand blieb.

4) Gereke hat der Bericht; aber einen solchen Ort giebt es in der ganzen Gegend nicht. Es ist kaum zu bezweifeln, dass Berka gemeint ist, nordöstlich neben Catlenburg. Die übrigen Orte liegen, abgesehen von Wulften (6–7 Kilometer oderaufwärts), sämtlich an der Strasse Catlenburg-Berka-Gittelde in der Reihenfolge Dorste, Forste, Nienstedt, Eisdorf.

über Forste und Gittelde nach Seesen marschiert, auf dem Galgenberge (uf einen Berg, da das Gericht derseits Seesen steht), wohl dem jetzigen Hasseberg, gelagert¹⁾. Tilly ist am 16. früh gefolgt, gegen Abend (30 Kilometer von Catlenburg bis Seesen) auch dahin gekommen und hat sich auf dem nächsten Berge gegen Hahaussen zu gelagert²⁾; was von der königlichen Armee auf dem Wege von Gittelde her angetroffen wurde, ward niedergehauen. Am 17. hat sich der König bei Lutter stellen müssen, „von hier zur rechten Hand nach dem Harze“, und ist geschlagen worden; seine Reiterei hat tapfer gefochten, sein Fussvolk schlecht; vom blauen Regiment sollen nicht 30 Leute davon gekommen sein, von der königlichen Leibkompagnie auch nicht viel. Albrechtshausen (Vorwerk zwischen Catlenburg und Wulften), Forste, Nienstedt, Eisdorf, lauter lüneburgische Ortschaften, sind vom Feinde in Brand gesetzt, Eisdorf völlig in Asche gelegt. Man sage, der König habe das befohlen, auch selbst daneben gehalten, bis das Dorf an allen Ecken gebrannt, und habe, wenn er nur Zeit gehabt, auch alle andern Dörfer des Amtes Herzberg in Asche legen wollen.

Ausser diesen von Augenzeugen herrührenden Berichten führt Lichtenstein noch sechs gleichzeitige Relationen auf und zwei Verzeichnisse der Gefangenen, die aber Anhängsel jener sind. Die an zweiter Stelle genannte „Wahrhafte Relation und Bericht“ etc.³⁾ ist zusammengestellt aus einer fast vollständigen Wiederholung des Berichts an den Kaiser (oben S. 4 ff.), dem oben S. 13 besprochenen „Schreiben eines vornehmen Obristen“ und einem Gefangenen-Verzeichnis. Wenn sie so als eine kaiserliche Kundgebung erscheint, so ist die von Lichtenstein an erster Stelle genannte „Ausführliche gründtliche Relation“ etc. zweifellos von baierischer Seite ausgegangen⁴⁾. Das erhellt aus den Bemerkungen über die feindliche Artillerie, die sich nur im Bericht an Maximilian finden (oben S. 6 Anm. 1), und aus Mitteilungen, die mit der Nachschrift zum Briefe an einen Reichsfürsten (oben S. 8) zusammen-

1) Vgl. Lichtenstein S. 129.

2) „Auf dem negsten Berg nacher den negsten Dorf Hahaussen genannt, hier wehrts, gelagert.“ Es ist wohl der Bulk. Hahaussen liegt acht Kilometer nordöstlich von Seesen am Wege nach Lutter.

3) Gedr. Lundorp, Acta publica II, 1312 ff. (1629), III, 877 ff. (1668). Auch als Flugschrift zu Prag bei Paul Sessen im Jahr 1626.

4) Mir zugänglich in einem Exemplar der Stuttgarter Bibliothek, „gedruckt im Jahr 1626.“ Den von Lichtenstein erwähnten Druck zu Augsburg durch Andream Aperger habe ich nicht gesehen. Er findet sich auf der königl. Bibliothek in Kopenhagen, verzeichnet Bibliotheca Danica III, 88.

treffen. Die „ausführliche, gründliche Relation“ enthält Entstellungen, die nicht weiter als solche nachgewiesen zu werden brauchen, aber auch allerlei Neues. Sie spricht zuerst von dem feurigen Schwert, das in der Nacht vor der Schlacht am Himmel sichtbar gewesen sein soll, die Spitze gegen die Königlichen, das Kreuz gegen Tillys Lager gerichtet; es habe des Letzteren Truppen so kampfesfreudig gemacht, dass sie den Tag gar nicht hätten erwarten können. Die Nachricht kann nicht einfach abgewiesen werden; denn zu der gleichen Nacht verzeichnet König Christians Kalender: „Wir sahen einen langen Streifen am Himmel vom höchsten Teil über die Hälfte herunter, dicker am oberen als am unteren Ende und am Ende etwas gebogen und offen.“¹⁾ Die feindliche Streitmacht beziffert die Relation auf 90 Cornet Reiter und 16000 Mann, den eigenen Verlust auf 200 Tote und ziemlich ebensoviel Verwundete. Von höheren Offizieren seien der Oberst-Wachtmeister Asverus, Hauptmann Schwarz und zwei friedländische Rittmeister gefallen. Ausser dem Geschütz seien dem Feinde auch das ganze Schanzzeug, zwei mit Munition und zwei mit Geld beladene Wagen genommen worden. Sie berichtet, dass Graf von Gronsfeld mit dem Herliberg'schen Regiment am Schlachttag und am Tage zuvor die Avantgarde geführt, neben ihm die Obersten v. Reinach, v. Schönberg und v. Cronberg tapfer gekämpft, Gronsfeld sich besonders ausgezeichnet, auch die Obersten Erwitte und Bock sich sehr wohl gehalten haben. Der König sei abends zwischen 5 und 6 Uhr in Wolfenbüttel angekommen (dieses liegt gut 30 Kilometer vom Schlachtfelde) und habe sich nach Aussage der Gefangenen während der Flucht wiederholt an die Brust geschlagen und ausgerufen: „Wie wird mir mein liebes armes Volk niedergehauen werden!“ Über eine Meile Wegs habe es voll toter Körper gelegen, und der König sei nur mit 30 von seinen 90 Reiter-Cornetten, und diese auch nur sehr schwach, nach Wolfenbüttel entkommen²⁾.

1) Danske Samlinger II, 3, 377.

2) Ausschliesslich aus der „Ausführlichen, gründlichen Relation“ ist der stoffliche Inhalt des 17strophigen Gedichtes entlehnt, das als: „Ein warhaftige und gewisse neue Zeitung von dem Blutvergiessen und Scharmützel, auch erhaltenem Sieg, welchen Herr General Graf von Tilly erlangt etc. im Ton: Wie man den Grafen von Serin singt“ zu Augspurg bei Johann Keil am Maurberg auf dem Wasserthurn 1626 gedruckt ist. Ein Exemplar bewahrt die königl. Bibliothek in Kopenhagen. Lichtenstein erwähnt es nicht. — Ein anderes 23strophiges Lied, das Lichtenstein bekannt wurde (vergl. S. 158), ist jetzt von Bodemann aus einer Handschrift der kgl. Bibliothek zu Hannover in der Ztschr. d. hist. Vereins für Niedersachsen Jahrgang 1878, S. 298—301 veröffentlicht. Es ist noch 1626 gedichtet, ist inhaltlich korrekt, deckt sich aber mit keinem Bericht völlig; Neues von Belang bietet es nicht.

Auch dieser Relation ist ein Gefangenen-Verzeichnis angehängt. Doch stimmen beide nicht vollständig überein¹⁾.

Die dritte von Lichtenstein erwähnte deutsche Relation, „den Dänemärkischen Akten von 1626 angehängt“²⁾, ist ein Auszug aus dem Bericht an Kurfürst Maximilian mit einigen unbedeutenden Zusätzen bezw. Abweichungen und einem groben Missverständnis (betreff. den Grafen Solms)³⁾.

Den von Lichtenstein erwähnten dänischen Bericht: „Aviso, en sandru visse Tiding 1626, 4 Blätter in 4^o habe ich nicht aufzutreiben vermocht. In Kopenhagen weiss weder die grosse königliche noch die Universitäts-Bibliothek etwas von einer solchen Schrift; auch in der Bibliotheca Danica finde ich sie nicht verzeichnet. Lichtenstein fügt hinzu: „Dänischer Bericht mit sehr auffallenden Unrichtigkeiten“, giebt aber leider keinerlei weitere Auskunft. Es muss bis auf weiteres angenommen werden, dass er diese Mitteilungen aus Schlegel, Geschichte Christians IV. II, 291 entlehnt hat.

Den von Lichtenstein angezogenen beiden französischen Relationen ist oben S. 8 Anm. 1 und unten Anm. 1 ihre Stelle angewiesen.

Wertvolle Zusätze liefert des Liborius Vulturinus „Kurze Erzählung aller fürnembsten Händel, so zwischen der pfalz-baiier-tillischen und kaiser-friedländischen gegen der königl. dennemärkischen Armada sich begeben“ S. G 3 ff., die sich gut unterrichtet zeigt. Nach ihr ist der Wallensteinische Zuzug am 7. August von Wienrode bei Blankenburg aufgebrochen, am 10. August zwischen Duderstadt und Göttingen auf königliche Truppen gestossen, hat sich aber Abends eine halbe Meile

1) Eine Übersetzung dieser Relation ist der Recit veritable de l'entiere desroute du roy de Dennemarck par monsieur le comte de Thilly envoyé aux ambassadeurs d'Allemagne en Brnxelles le 27. jour d'Aoust l'an 1626, den Lichtenstein S. XI erwähnt. Die Flugschrift findet sich wie die Relation veritable (oben Seite 8 Anm. 1) nur in der königl. Bibliothek zu Brüssel. Als bairische Gesandte waren im Sommer 1626 dort anwesend Christof v. Preysing und Joh. Christof Thanner, vergl. Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse etc. I, 2, 208.

2) Der Dennemarckischen und Nider-Sachsischen Creysses Acten ander Theil S. 126—128, auch gedruckt bei Lundorp I, 1255 und wieder II, 876.

3) 6000 Tote, 2500 Gefangene, unter den Toten Rittmeister Moritz von Ohnhaus, unter den Gefangenen Oberst Lohrs (neben Lohausen), Kommissarius Joh. Bentzen, Rittmeister Dorster; 80 Fahnen; Freiherr Cronburger in der Avantgarde mit fünf Kompagnien ist ebenso tapfer gewesen wie bei Kalenberg. Die nähere Beziehung zu den an Kurfürst Maximilian gesandten Berichten ergiebt sich u. A. aus der Erwähnung des mainzischen Orts, nach welchem Tilly sich von Northeim zurückgezogen, und des dänischen Wappens, das meistens auf den Geschützen gewesen. Vgl. oben S. 6 Anm. 1 und S. 9.

von Göttingen gelagert. Die Königlichen befehligte bei der Staufenburg der Hauptmann Adam Freiherr von Hödiriowa (Hodiowa), der schon dort gefangen genommen wurde; auch zwei halbe Kartaunen mussten die Königlichen dort im Stich lassen. In der Schlacht selbst wird an Stelle des Regiments Reinach das Regiment Schmidt (wie im nächsterwähnten Bericht) genannt. Starkes Musketen- und Geschützfeuer trieb die Königlichen zurück, als sie bis an Tillys Geschütze gelangt waren. Zwei dänische Fussregimenter beschädigten sich selbst „auf Error.“

Lichtenstein unbekannt geblieben ist der trotz seiner Kürze selbstständige, d. h. in diesem Falle nicht im Wortlaut von anderen uns erhaltenen Berichten abhängige „Kurze und einfältige, doch aus vertraulichen Communication-Schreiben gründlicher Bericht, wie es vom $\frac{14}{24}$. Augusti bis uf den $\frac{17}{27}$. ejusdem dis laufenden 1626. Jahrs mit den unterschiedlichen Treffen zwischen der Tyllischen und Dennemärkischen Armeen hergangen und die Victori endlich erfolget“, die einen Stich $28 \times 19\frac{1}{2}$ cm. zeigt und als Ganzes ein Blatt von 30×35 cm. ist. Sie spricht davon, dass das ligistische Regiment des Obersten Schmid (muss heissen Reinach) anfangs ganz geworfen, einige Fahnen und Cornet desselben schon dem Könige präsentiert worden seien, dass aber die königliche Reiterei in einen Morast geraten sei, und dann das Glück sich gewendet habe, auch zwei königliche Regimenter irrtümlich auf einander Feuer gegeben hätten. Die Erschlagenen hätten auf vier Meilen Wegs gelegen; die Gefangenen seien nach Bockenem gebracht worden, wo man sie im Rathause verwahrt habe. Der Stich zeigt die tillyschen Geschütze auf einer ziemlich steil ins Thal abfallenden Bodenerhebung aufgestellt¹⁾.

Auch die Lichtenstein schon zugänglichen Nachrichten, die der derzeitige bairische Bevollmächtigte in Brüssel Johann Christian von Preising schon am 26. August (5. September) Nachmittags von Spinola und Nachts vom Kurfürsten von Köln erhielt, hat er unerwähnt gelassen. Sie geben Christians Armee auf 130 Cornette Reiter und 12 Regimenter Infanterie an und sprechen von 7 gebliebenen und 9 gefangenen Obristen; insgesamt soll der Feind 10—12 000 Mann verloren haben. Christian sei mit 16 Pferden in Wolfenbüttel angekommen, dann mit 5000 Pferden

1) Ein Exemplar dieses Berichts bewahrt die Königl. Bibliothek in Kopenhagen. Einen Stich von der Schlacht besitzt auch nach Mitteilung des Herrn Direktor Winter das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien: Eigentliche Abbildung der trefflichen Victori, welche Graf Tilly, kais. General, wider den König in Denemark 27. Aug. 1626 st. n. erhalten. Grösse: 31×26 cm..

ohne jedes Fussvolk auf Hamburg geflohen, der Graf von Anhalt ihm mit aller Reiterei zur Verfolgung nachgeschickt¹⁾.

Gegenüber all diesen Berichten, die von der siegenden Seite herühren, haben wir nur einen einzigen, der auf die Unterliegenden zurückzuführen ist, und dieser stammt auch nicht einmal direkt von einem Augenzeugen. Es ist die Darstellung Aitzemas²⁾. Nach einer summarischen Erwähnung, wie sie Aitzemas kurzer Gesamtdarstellung von Christians Feldzug entspricht, bringt der Niederländer unter Angabe seiner Quelle zunächst den Bericht Tillys an die Infantin (oben S. 6) und dann eine auf dänische Nachrichten zurückgehende Darstellung: Van de zijde van Denemarcken werdt de bataille verhaelt op volghende manier, und am Schluss: Op dese manier, segh ick, hebben't de conincksche verhaelt.

Tilly habe sich in der Nacht vor der Schlacht mit den Truppen des Herzogs von Lüneburg vereinigt und um acht Uhr die Königlichen hart bedrängt. Der König sei, tausend Pferde beim „Obersten“ Fuchs zurücklassend, um einen Busch geritten, dem Feinde in den Rücken zu fallen, ohne dass er von der Verbindung mit den Lüneburgern gewusst habe. Bei seiner Rückkunft habe er seine Avantgarde fliehend gefunden und habe seine Soldaten ermutigt, sich dann auf eine Erhöhung begeben, wo vier Stücke standen, von denen eins, das oft gelöst war, geborsten sei. Inzwischen habe des Königs Infanterie die Tillyschen zwei Meilen weit an einen Busch getrieben, wo diese hinter aufgeworfener und mit Maien besteckter Erde 12 Geschütze verdeckt aufgestellt hatten, die gelöst wurden, als die Königlichen dicht vor den Stücken waren. Sie erlitten schwere Verluste und gingen in Unordnung zurück. Der König versuchte vergebens, die Flucht aufzuhalten; der Feind drängte zu heftig nach. Der Landgraf von Hessen wurde von Kroaten gefangen, trotzdem der König alles that, ihm zu helfen. Während sie um das Lösegeld mit einander zankten, hieb einer von ihnen dem Landgrafen ein Stück vom Kinn und Bart herunter; dieser, so entsetzt, bat, ihn vollends zu

1) Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts I, Beil. 2, 208. — Ein Schreiben aus Marienburg (zwischen Hildesheim und Hannover) vom 18. August, das in einer von Nordhoff in der Zeitschr. f. vaterländische Geschichte 36, 58 ff. abgedruckten Zeitung wiedergegeben ist, verlegt die Schlacht fälschlich auf den 16. und ist schwerlich von einem Augenzeugen verfasst. Neu ist, dass man am 16. in Tillys Lager vermutet habe, der Administrator sei zu Christian gestossen.

2) Lieuwe van Aitzema, Saken van Staet en Oorlogh I, 551 ff. (Haag 1669). Es ist vielleicht der Bericht, den Camerarius am 1. und 6. Oktober erwähnt, Moser, Patriot. Archiv 6, 99 ff. und 106.

töten, worauf ein Kroat ihm seine Pistole unter den Harnisch setzte und ihn so erschoss. Die Kompagnie des Königs, 500 Mann stark, blieb fast ganz, da sie nicht weichen wollte, und ihr Quartier nicht gegeben wurde. General-Leutnant Fuchs wollte kein Quartier nehmen; er focht in einem weissseidenen Wamms mit einer grauen Überjacke (casack). Es werde von ihm gesagt, dass er dem Könige die Schlacht abriet, weil sein Volk meist neu war, das Tillys aber schon viele Jahre im Felde. „Jeder alte Soldat ist so gut wie ein Offizier.“ Er habe dem Könige auch geraten, nicht zu mustern, damit der Feind seine Stärke nicht erfahre, auch nicht zu zahlen, sondern das Geld mitzuführen, wie sechs Tage lang geschehen sei, ohne dass ein Soldat um Geld rief. Die Infanterie focht gut, aber die Reiterei warf sich nach einigem Kampf in die Flucht. Fünf Cornetten von 119 wurden „geschlagen“, der Rest mit 20 Kompagnien zu Fuss geleitete den König nach Wolfenbüttel. Bei der Flucht der Bagage ging es sehr unordentlich her. Frauen und Kinder wurden von dem eigenen Volke hinabgestossen; ja Frauen warfen ihre eigenen Kinder weg, um sich auf den Wagen zu halten. Die Wagen, die nicht fort konnten, wurden von den Königlichen selbst beraubt, dem Feinde die Beute nicht zu gönnen. Die Wagen mit Geld waren schon einige Tage vorher in Wolfenbüttel. Sieben Geschütze seien gerettet worden; sechs seien zuerst genommen worden, darnach noch eins, dem die Laffette brach, was den König sehr verdross. Des Königs Armee habe vier Tage wenig Brot gehabt, habe sich meist mit Äpfeln, Birnen und allerlei Baumfrüchten beholfen und dazu Wasser. Die Zufuhr sei ihr fast völlig abgeschnitten gewesen, so dass Hungersnot entstanden und sie desto flauer zum Fechten gewesen sei. Tilly habe 65 Fähnlein erbeutet und den Rittmeister Asverus und zwei andere verloren. Unter den Toten wird von dänischen Herren ein Bilde genannt. Nach einer offenbar verwirrten Nachricht über einen auch gebliebenen Rittmeister „Wolf Hendrick van Weers aus dem Stift Bremen“, der ein Regiment von 2000 (!) Pferden geführt haben soll, folgt das bei Lundorp gedruckte Verzeichnis der auf Schloss Lutter Gefangenen, doch vielfach mit besseren Namensformen, und weiter ein Verzeichnis der übrigen Gefangenen, das 11 Namen mehr enthält als das entsprechende bei Lundorp, doch aber keinen, der sich nicht auch in dem der „Ausführlichen gründlichen Relation“ (oben S. 17) angehängten Verzeichnis fände.

Einen eigenartigen, doch so gut wie wert-, ja zum Teil sinnlosen Bericht hat Johann Cluver in seinem *Historiarum totius mundi epitome* S. 799 (Leiden 1640). Er lässt Tilly mit „ungeheurem Verlust“ von

Northeim abziehen, ihn in den folgenden Zusammenstößen mehr als 600 Mann und einige Fabnen einbüßen und stellt den König als den Nachdrängenden dar, der bei Lutter eine geeignete Stellung wählt¹⁾. Fuchs rät dazu, während andere Führer abraten, weil der Ort nicht zur Aufstellung des Geschützes passe, und der Wind dem Feinde günstig sei. Der König, Furcht nicht kennend und sicher, dem fliehenden Feinde zuzusetzen (*fugibundo instare hosti certus*), beschliesst die Schlacht. Man dringt bis zu Tillys Geschütz vor, so dass dieser am Siege zweifelt; da er aber die vom Hunger ermüdeten Fusstruppen angreift und gerade zur rechten Zeit die Hilfe des Herzogs Georg von Lüneburg erhält, dazu die königliche Reiterei sich dem Kampfe entzieht, weil die Soldzahlung verzögert war, schlägt er das Fussvolk. Die Reiter fliehen schimpflich trotz der Bitten des Königs. Man verliert 1200 Tote, 1800 Gefangene, Tilly aber ungefähr ebensoviel.

Die zahlreichen Quellen, die Lichtenstein in seiner Einleitung sonst noch zusammenstellt, bereichern unser Wissen über die Schlacht nicht. Das *Theatrum Europaeum* (1617—29 S. 931 ff., Ausg. von 1639) hält sich durchaus an Tillys Bericht an den Kaiser; was Khevenhiller, *Annales Ferdinande* 10, 1266 ff. bringt, ist nur eine Wiederholung, das Werk des Lotichius überhaupt nur eine lateinische Übersetzung des *Theatrum*. Aus diesem entnimmt auch Meteren (*Meteranus novus d. i. Niederländischer Historien* 3. Teil S. 456, Ausg. von 1640) seine Nachrichten wörtlich, Piasecius (*Chronica gestorum in Europa singularium* I, 387, Krakau 1645) die seinen ebendaher oder aus Khevenhiller. Brachelius (*Historia universalis*, Köln 1652, S. 120 ff.) giebt selbst Lotichius und den Deutschen Florus als seine Quellen an. Carafa, *Commentaria de Germania sacra restaurata* (Köln 1639) arbeitet (S. 261 ff.) nach Lundorp. Die *Summarische Chronik* des 31 jährigen Krieges, Köln 1650 giebt (S. 7) nur einige wertlose Notizen. Auch Winkelmanns *Oldenburgische Friedens- und benachbarter Örter Kriegshandlungen* (1671) berichtet S. 198 nur kurz nach dem *Theatrum* und Aitzema. Der historische Bilder-Saal (Nürnberg 1714) hat nur eine Notiz über die Schlacht und bringt den bedeutungslosen, von Lichtenstein citierten Vers

Von Lutter bis nach Stade

Das war eine Retirade.

Lichtenstein führt noch ein Manuskript der Göttinger Bibliothek an: *Chronologia Hannoverana* von 711 bis 1703. Der Bericht, der sich

1) Diese Vorstellung scheint übrigens schon Camerarius zu haben, *Patriot. Archiv* 6, 105.

dort S. 1352—1358 findet, ist eine Compilation aus dem den Denne-märkischen Akten angehängten Bericht, Lundorp, Cluver und Aitzema. Der Erzählung Cluvers über Fuchs, die so abgeändert wird, dass dieser hier von einer Schlacht abrät, wird hinzugefügt, dass der König Fuchs gefragt habe, „ob ihn vor seiner Haut graue“, worauf Fuchs: er wäre nur ein Mensch, der König werde es mit Schaden erfahren. Fuchs habe aber „solchen Schimpf nicht leiden wollen“, sondern habe „an die Tillischen gesetzt.“ Bei der Bedrohung der ligistischen Geschütze durch die Königlichen seien Tilly die Thränen in die Augen gestiegen.

Damit ist der Quellenstand, abgesehen von einzelnen noch zu erwähnenden Bemerkungen und der Aufklärung, die die Topographie bieten kann, klar gelegt. Es möge versucht werden, das Wesentliche zusammenzufassen, was man darnach über die Hergänge wissen kann.

Am 6. August rückte König Christian von Seesen gegen Northeim heran, das von Tilly angegriffen war. Zweck des Marsches der letzten Tage war, Göttingen Entsatz zu bringen, aber der König fand diese Stadt in Tillys Gewalt. Vor Northeim hielt Tilly ihm nicht Stand¹⁾. Er hätte eine Schlacht in ungünstiger Stellung annehmen müssen; fühlte sich körperlich angegriffen und war, wenigstens nach seiner eigenen Angabe, mit seinen Streitkräften, besonders der Reiterei, dem Gegner nicht gewachsen. Es gelang ihm, sich in der Nacht vom 6. zum 7. unbemerkt leineaufwärts zurückzuziehen und dann bei Nörten, eine starke Meile südlich, eine feste Stellung einzunehmen. Er erwartete den südlich um den Harz heranziehenden Zuzug der Wallensteiner, der am 7. August aus Wienrode bei Blankenburg aufgebrochen war. Der König verliess Northeim am 10., an welchem Tage Teile seiner Arme schon zwischen Duderstadt und Göttingen-Fühlung mit den anrückenden Wallensteinern gewonnen hatten, und wandte sich südöstlich ruhmeaufwärts. Seine Bewegungen am 11. und 12. lassen erkennen, dass er sich die That-sache, dass Tilly mit seiner ganzen Streitmacht wenige Stunden westlich in seiner rechten Flanke stand, völlig vergegenwärtigte. Am 14. kam er bis vor Duderstadt. Die Auffassung, dass diese Stadt von ihm besetzt worden sei, ist irrig. Zweck der ganzen Bewegung war, die Verbindung der Wallensteiner mit Tilly zu hindern. Wenn ihm die Absicht zugeschrieben wird, nach Thüringen und weiter in die Besitzungen der Feinde einzudringen, so muss das als höchst unwahrscheinlich abgelehnt

1) Gronsfelds Nachricht, dass Tilly von Christians Anzug völlig überrascht worden sei, widerlegt sich schon durch Tillys Brief an die Infantin vom 4. August, Villermont 2, 363.

werden. Über einen derartigen Plan äusserte sich Wallenstein mit einer auch sonst von ihm gebrauchten Wendung: „Er wäre verloren wie Judas' Seel“, und man darf dem Könige, dessen Kriegführung, trotz des persönlichen Mutes und der Tapferkeit, die ihm eigen waren, eher eine vorsichtige als eine draufgängerische zu nennen ist, ein derartiges Verzweiflungsunternehmen ohne einwandsfreie Belege nicht ernstlich zutrauen. Der erstrebte Zweck wurde aber nicht erreicht. Die Friedländer erreichten schon die Nachbarschaft von Göttingen, als der König seinen Marsch antrat; ihre Verbindung mit Tilly war schon am 10. gesichert. Der Nachrichtendienst, der während des ganzen Feldzuges auf ligistisch-kaiserlicher Seite weit überlegen war, blieb auch in diesen wichtigen Tagen im königlichen Heere hinter seinen Aufgaben zurück¹⁾. Der Zuzug vermehrte Tillys Streitkräfte nach seinen eigenen Angaben um 4300 Kombattanten, 1900 Reiter und 2400 Fussgänger. Am 12. brach er aus seinem Lager auf, zu verhüten, dass die eine starke Meile entfernt liegenden Wallensteiner allein einen Angriff des Königs auszuhalten hätten, und gewann noch am selben Abend, nachdem er bei Geismar die Wallensteinschen an sich gezogen hatte, Fühlung mit dem Feinde. Am 13. kam auch das Fussvolk heran. Eine Rekognoszierung am 14. ergibt, dass der Feind sich zurückzieht, aber so langsam, dass Tilly sicher ist, ihn auch noch am nächsten Tage zu erreichen. An diesem (15.) gehen die Königlichen nordwärts über die Ruhme und Oder zurück, der König nimmt Quartier in Dorste, eine kleine Stunde von Catlenburg. Die Ligisten folgen auf dem Fusse, und es kommt zu Zusammenstössen. Das setzt sich am 16. in der Richtung auf Seesen fort. Der Pass bei der Staufenburg wird vergeblich von den Königlichen verteidigt; ihrer 600 werden dort vernichtet, zwei Geschütze gehen verloren. Den ganzen Tag müssen sie zugleich auf die Verteidigung und den Rückzug bedacht sein, ihre Bagage, soweit dieselbe nicht vorausgeschickt ist, zum grossen Teil im Stich lassen oder verbrennen. Die Nachzügler gehen verloren. Dass die Verpflegung eine dürftige wurde, ist nicht unwahrscheinlich. Die lüneburgischen Orte auf dem Wege vom 15. und 16. lässt der König in Brand setzen. Abends stellt er sich zweimal nach einander bei Seesen in Schlachtordnung, und es kommt zu einem Geschützkampf.

1) Nimmt man an, dass der König wirklich nach Thüringen und Franken wollte, so bleibt völlig unerklärt, warum der König nicht rascher durchs Eichsfeld vorrückte. Nur grösste Raschheit hätte ja einem Unternehmen gegen des Feindes Lande einen gewissen Erfolg verschaffen können.

Am 17. bricht der König schon um Mitternacht wieder auf. Die Vorhut des Feindes ist ihm aber bald wieder auf den Fersen. Nach Bindauf sind es die wallensteinschen (kaiserlichen) Regimenter, nach Gronsfeld sein eigenes (ligistisches), nach dem auch von bairischer Seite ausgehenden „Ausführlichen; gründlichen Bericht“ Gronsfeld mit dem herbergschen Regiment und mit ihm die Regimenter Reinach, Schönberg und Cronberg. Der mehr als stundenlange Weg durch den Habauser Forst wird unter fortwährenden Kämpfen zurückgelegt. In dem freieren Gelände bei Nauen und Lutter sieht sich die königliche Armee, noch früh am Vormittage, genötigt, Posto zu fassen. Sie thut das in günstiger Stellung, auf einem Gelände, das von sumpfiger Bachniederung allmählich ansteigt zu dem erhöhten Terrain, auf dem Lutter mit seinem Schloss liegt¹⁾. Tillys Truppen sammeln sich gegenüber, und es beginnt eine Kanonade, an der auf Tillys Seite sechs, auf der des Königs aber nur zwei oder drei Geschütze teilnehmen. So bleibt die Situation bis über die Mittagsstunde hinaus. Nur einzelnen Plänklern (dem „Ausschuss“) von den wallensteinschen Regimentern wird gestattet, die Niederung zu überschreiten. Als aber Tilly merkt, dass der König in einem Walde und hinter einer Hecke sich zur Schlacht ordnet, ordnet auch er seine Treffen. Das eigene Volk nimmt er zur Rechten, das friedländische zur Linken und lässt so vorgehen. Als aber die Reiterregimenter Cronberg und Schönberg und das Fussregiment Reinach (sämtlich ligistische Mannschaften)²⁾ den Bach überschritten hatten, nahmen die Königlichen ihren Vorteil wahr und griffen die Tillyschen heftig an. Da diesen über den Bach hinweg nicht sofort Hilfe gebracht werden konnte, wurden sie geworfen, und die Königlichen sind über die Niederung bis an Tillys Geschütze gekommen. Hier kommt aber unter Zuspruch und persönlicher Führung Tillys und des Grafen Anholt das Gefecht zum Stehen und wogt einige Zeit unentschieden hin und her. Die Reiterei bekämpft sich neben und hinter dem fechtenden Fussvolk. Als die Königlichen zu weichen beginnen, dringt Tillys Fussvolk hart nach und wirft den Gegner vollständig, als er zurückgehend auf die hinter der Front kämpfende Reiterei stösst und dadurch in Unordnung gebracht wird. Vielleicht haben königliche Regi-

1) Die Karte, die Lichtenstein seinem Buche beigibt, ist höchst mangelhaft. Abgesehen davon, dass sie die Himmelsgegenden völlig verkehrt, giebt sie auch die Entfernungen so unrichtig, dass man sich aus ihr ein Bild der Schlacht nicht machen kann. Schon die „Karte des Deutschen Reiches“ orientiert besser.

2) Gronsfeld nennt diese Regimenter auch, will selbst aber von ihnen über den Bach beordert sein. Es ist nicht abzusehen, warum der auf Bindauf zurückzuführende Bericht gerade dieses ligistische Regiment weggelassen haben sollte.

menter sich unter einander beschädigt. 30 Fähnlein Fussvolk werfen sich in das feste Schloss Lutter, müssen sich aber bald auf Gnade und Ungnade ergeben, an der Zahl mehr als 2000. Sie werden in tillysche Regimenter gesteckt. Die Weichenden und Fliehenden werden niedergemacht.

Es fielen vom Heere Christians der General Fuchs, der Nächstkommandierende nach dem Könige, Landgraf Philipp von Hessen und der Graf Solms, der General-Kommissär Poggewisch und drei Obristen. Die berichteten Einzelheiten über den Tod des Landgrafen und des Grafen sind durchaus glaubwürdig. Mehr als 100 Offiziere aller Grade wurden gefangen, bis auf wenige Vornehmere sämtlich durch Übergabe des Schlosses, durch die auch allein 29 von einigen 60 Fahnen, die im Ganzen erbeutet wurden, in die Hände der Sieger fielen. Da die ganze feindliche Infanterie zersprengt wurde, so hätte die Fahnenbeute grösser sein müssen, aber die Soldaten haben Fähnlein versteckt und verborgen, zum Teil auch zerrissen, um Stücke zum Gedächtnis zu behalten. Die Königlich-verloren ihre gesammte Artillerie, 22 Geschütze. Sie waren leichter gebaut als die Tillys, nach niederländischem Muster, teils mit dem dänischen, teils mit dem braunschweigischen Wappen versehen. Auch die königliche Reiterei war ganz zersprengt und gelangte nur in kleinen Trupps nach Wolfenbüttel, darunter 30 Cornette (Fähnlein), die kaum mehr als 80 Reiter zählten. Von ihren Feldzeichen hat man nur sechs erbeutet.

Nach Wolfenbüttel hat auch der König seinen Weg genommen und ist dort noch selbigen Tages vor Sonnenuntergang eingetroffen. Er hatte bis zum Äussersten auf dem Schlachtfelde ausgehalten, wiederholt seine Truppen vorgeführt und wurde selbst nur dadurch gerettet, dass das Pferd eines feindlichen Unteroffiziers in demselben Augenblick erschossen wurde, wo dieser ihn gefangen nehmen wollte. Dass der König auf der Flucht sein Volk laut beklagt hat, klingt glaubwürdig genug. Auch Schlegels Erzählung (II, 292), dass Wenzel Rotkirch, des Königs Stallmeister, dessen stürzendes Pferd auf der Flucht durch sein eigenes ersetzte, wird nicht abzulehnen sein.

Auch Tillys Truppen waren sehr erschöpft, die Reiterei durch mehr als 50 Stunden nicht vom Pferde gewesen, dazu ohne genügende Nahrung, da die Bagage zurückgeblieben. Das Heer blieb die Nacht bei Lutter liegen. Doch scheint die Verfolgung durch den Wald, durch den sich zunächst die Strasse nach Wolfenbüttel zieht, fortgesetzt, und es scheinen dort besonders noch viele Fliehende niedergemacht worden zu sein.

Tilly lobt gegenüber dem Kaiser und von dessen Truppen den Obersten Desfours und das Regiment Altsachsen mit seinem Oberstleutnant Bindauf, gegen den Kurfürsten Gronsfeld, gegen die Infantin den Grafen von Anholt. Ausserdem werden in der von bairischer Seite ausgegangenen „Ausführlichen, gründlichen Relation“ noch die Obersten Erwitte und Bock als solche genannt, die sich wohl gehalten. Die beiden Gelobten Bindauf und Gronsfeld waren Überbringer der Berichte an Kaiser und Kurfürst. Was Gronsfeld über seine eigene Auszeichnung durch Tilly unmittelbar nach der Schlacht auf dem Schlachtfelde erzählt, kann kaum als historisch gelten.

Die Stärkeverhältnisse der kämpfenden Heere zu bestimmen, ist unmöglich. Eine zuverlässige Ordre de Bataille lässt sich für keine der beiden Armeen zusammenstellen; eine ungefähre Aufrechnung der beteiligten Truppenkörper aber hat um so weniger Wert, als man so gut wie keine Anhaltspunkte hat, ihre Gefechtsstärken zu ermitteln¹⁾. Christians Armee wird von den Gegnern auf 25 000 Mann angegeben; sie erreichte aber schwerlich 20 000. Die Reiterei war in ihr besonders stark; die Angaben schwanken zwischen 90 und 130 Kompagnien, von königlicher Seite (Aitzema) werden 119 genannt. Hält man sich an die Thatsache, dass Tilly 32 Reiterfähnlein zu 1900 Kombattanten berechnet, so ergäbe das zwischen 5- und 8000 Mann²⁾. Das Fussvolk ist schwerlich mehr als doppelt so stark gewesen. Tilly soll nach Bindauf vor Northeim 12 000 Mann stark gewesen sein, mit den Wallensteinern also 16—17 000. Man darf diese Zahl, da sie auf eigener Angabe beruht, vielleicht etwas hinaufsetzen, und würde so zu dem Ergebnis kommen, dass Tillys Armee der des Gegners an Zahl kaum nachstand, vielleicht sogar überlegen war. Dass der König, dem es an Mut nicht fehlte, so entschieden einer Schlacht auszuweichen suchte, darf als ein Beleg angesehen werden, dass er den Feind für stärker hielt. Denn allein wegen der Überlegenheit der älteren, kriegskundigeren Mannschaften hat er den Kampf wohl nicht gescheut.

Die gleiche Unsicherheit bleibt bestehen in Betreff der Verlustziffern, doch kann die Zahl von 2—3000 Gefangenen, eben den auf Schloss Lutter

1) Die Zusammenstellungen Larsens S. 101 ff., 139 ff. lösen die Aufgabe nicht. Sie ergeben knapp 20 000 Mann für das königliche Heer, ohne dass diese Zahl mehr Wert hätte als den einer Vermutung.

2) Die 2400 Mann Fussvolk, von denen Tilly spricht, bestanden nach Vulturius, Kurze Erzählung G 4 aus 20 Kompagnien, je 10 der Regimenten Cerboni und Colloredo.

zur Ergebung genötigten, als einigermaßen feststehend angesehen werden. Die Angabe von 10 000 Toten allein auf Seite der Königlichen ist jedenfalls übertrieben, auch mit der Angabe von 3000 im Walde Erschlagenen ist wenig anzufangen. Die Fluchtscenen, die Aitzema schildert, mögen sich zugetragen haben. Dass Tillys Heer nur wenige hundert Mann sollte verloren haben, erscheint auch wenig glaubwürdig gegenüber dem zugestandenen Schwanken des Kampfes in seinem Beginne. Doch kann man die Nachricht, dass nur wenige ligistische Offiziere gefallen seien und unter ihnen als vornehmster ein Rittmeister, gelten lassen. Andererseits muss die Überlieferung der Königlichen, dass auf der Gegenseite eben so viel Leute gefallen seien, wie auf der ihren, ebenfalls abgelehnt werden, ebenso die von dieser Seite vorgebrachten Zahlen von 1200 Toten und 1800 Gefangenen, die aller Wahrscheinlichkeit nach einfach aus der Luft gegriffen sind. Als glaubwürdig kann die Nachricht angenommen werden, dass des Königs Leibkompagnie zum grösseren Teil aufgerieben wurde. Sie war übrigens (aus jungen Adelligen bestehend), abgesehen von einem im Frühling aus der Nationalbewaffnung aufgebrachten Fussregimente, die einzige national-dänische Truppe beim Heere; dieses bestand sonst, abgesehen von einigen Offizieren und Beamten, ausschliesslich aus Deutschen. Das schwedische Regiment, von dem Lichtenstein spricht, war nicht bei Lutter. Tillys Armee schloss weit mehr nicht-deutsche Elemente in sich als die des fremden Königs.

Dass weder Herzog Georg von Lüneburg, noch irgend welche von seinen Truppen am Kampfe beteiligt waren, hat schon von der Decken (I, 225 ff.) nachgewiesen. Wenn dieser Verfasser trotzdem an einer Umgehung durch die Wallensteiner festhalten will, und diese von Lichtenstein breit ausgemalt wird, so widerspricht das unsern besten Nachrichten, und man kann es durch eine in der Gegend lebende Tradition nicht stützen. Derartige Traditionen führen fast ausnahmslos auf Buchgelehrsamkeit zurück. Auch die Nachricht, dass die Reiterei nicht habe fechten wollen, weil sie in letzter Zeit ihren Sold nicht erhalten habe, gehört in die Kategorie der haltlosen Ausreden, an denen es ja bei Unterliegenden nie felt. Sie tritt allerdings schon sehr früh auf. Schon am 20. Tage nach der Schlacht schreibt Camerarius an Rusdorf¹⁾, dass bei Lutter ein Teil von Christians Soldaten, den rückständigen Sold fordernd, seine Pflicht nicht thun wollte. Aber dass dieser Vorwurf die Reiterei nicht treffen kann, beweist ein unabweisbares Zeugnis. König Christian schreibt

1) Söltl, Der Religionskrieg in Deutschland 3, 216.

selbst am 29. August: „Das Unglück, so wir im letzten Treffen gehabt, hat der General Fuchs verursacht, welcher lebendig tot war, wie er stellen sollte, was ihm befohlen. Das Fussvolk wollte ganz nicht stehen, die Reiterei that das Beste“¹⁾.

Ob der vom König gegen Fuchs erhobene Vorwurf in irgend welchem Zusammenhange steht mit dem, was Aitzema erzählt, bleibt eine offene Frage. Ganz zurückweisen lässt sich die Möglichkeit nicht. Die dort über Fuchs mitgeteilten Einzelheiten kann man gelten lassen, jedenfalls eher als die in der hannoverschen Chronologie erweiternd vorgebrachten, doch muss im Hinblick auf des Königs eigene Aussage die Bemerkung über das gute Fechten des Fussvolks, das Fliehen der Reiterei zurückgewiesen werden. Aitzema bemerkt ausdrücklich, dass trotz der Einbehaltung des Soldes kein Soldat nach Geld rief. Die schlechte Haltung der Infanterie muss also doch auch wohl auf andere Ursachen als Unzufriedenheit über Nichtauszahlen des Soldes zurückgeführt werden. Das von Slange aufgebrachte und ihm mehrfach nacherzählte Märchen von dem Verlassen der dänischen Reiter durch die deutschen erledigt sich schon durch die Thatsache, dass es ausser der Leib-Kompagnie (eine von etwa 100!) dänische Kavallerie bei der Armee nicht gab. Die Verpflegung war wohl auf beiden Seiten dürftig genug; jedenfalls wird in dieser Beziehung von beiden Seiten geklagt.

Es würde zu weit führen, hier alle die Verkehrtheiten und Eigenmächtigkeiten in den eingangs genannten und anderen darstellenden Werken aufzuführen. Durch besondere Willkürlichkeit zeichnen sich v. d. Decken, Lichtenstein, Heilmann und Larsen aus. Hier sei nur hervorgehoben, dass v. d. Decken und Lichtenstein gegen alle Quellen den König schon am Vormittage des 16. bei Lutter ankommen lassen, so dass er einen vollen Tag Zeit hat, die Schlacht zu überlegen und sie vorzubereiten, dass sie ihn durch gegnerische Truppen umgehen bzw. plötzlich in der Flanke angreifen lassen (v. d. Decken sogar von beiden Seiten her), und dass noch Larsen, der besser seinem Landsmann Jahn gefolgt wäre, ihnen das nachschreibt. Gerade die ausführlichsten Darstellungen und diejenigen, zu denen man deutscher- wie dänischerseits zunächst greifen wird, sich über die Schlacht zu belehren, sind irreführend und unbrauchbar.

1) Kong Christian den Fjerdes egenhändige Breve 2, n. 24 S. 31. Vgl. Waitz in Forschungen zur deutschen Geschichte I, 646.

Beilage I.

Bericht im Hauptstaatsarchiv Dresden (vgl. oben S. 9).

Bericht von dem zwischen dem König in Dennemarck und Gen. Tylli fürgangenen treffen^{a)}.

Es ist menniglichen bewust, durch wie viel mancherley practiken der Römischen kayserlichen Mayt., unserm allergnedigsten herrn, durch viel unterschiedliche könige, fürsten und herren zugesetzt, und wo nicht Gott der allmechtige ihr. Röm. kays. Mayt. alsz einen gerechten gecrönten und gesalbten kayser, könig und herrn durch seine göttliche gnade bey dero gerechten sachen erhalten, nicht müglich gewehsen wehre, gegen alle diese feinde obzusiegen; wie denn daselbe der ganzen welt genügksam offenbar und durch vielfeltige intercipirte schreiben solches am tage ist, auch zu solchem Ende der graf von Mansfeld beneben den elterem herzogem zue Weymar durch Schlesien sich mit dem Betlehemb Gabor zu coniungiren gezogen, deme ihr. fürstl. Gn. herzog zu Friedland mit seiner armada gefolget. Dieweilen aber der könig zu Dennemarck mit einer noch stärckern armada in niedersächsischen craisz verblieben, haben ihr. fürstl. gn. herzog zue Friedland die eingenommenen Stifter, alsz Magdeburgk und Halberstadt, nicht gar ohne volck verlassen wollen, sondern zu dem ende nachvolgende regimente, alsz herrn obristen [Wrat]iszlaw^{b)} und herrn obristen Altringers in besazung der guarnisonen gelassen, wie auch nachvolgende regimente, alsz reuterey dasz alte sächsische, DesFourische, Hausmannische und 6 compagnien Crabaten, wie auch des [Cerberoni]^{c)} und Colloredo regiment zu fusz, ein lager im stift Halberstadt zu formieren und auf des königs armada achtung zu geben, hinderlassen, wie auch auf allen nothfall dem herrn general Tilly, welcher schwach an volck Göttingen belägert, zu secundiren. Dieweil nun der herr general Tilly nach eröberung der stadt Göttingen auf Northheimb geruckt und, wiewohl solches nicht belägert, doch mit einem trommeter auffordern lassen; darauf die in der stadt etliche tage frist begeret. Inmittelst haben sie es dem könig in Dennemarck avisiert, welcher dann alsz bald sich mit dem obristen Fuchs conjungirt, und alsz mit einer

a) Überschrift von anderer Hand.

b) Fröidiszlaw Handschr.

c) Zerobine Handschr.

armada von 25 000 zu ross und fuss, benebenst 30 stück geschüz kommen und dasselbige entsetzet. Darauf Ihr excellens herr general Tilly, weil er manschaft uber 12 000 effective nicht gehabt, auch herr graf Tilly an persohn, wegen der cholica, ubel aufgewehsen, sich auf ein meil wegese gegen Göttingen in einen ihme zum vortheil gelegenen ort reteriret; wie denn die ganze königl. reutterey auf des herrn generalen Tilly nachzugk gesezet, aber wenig zu ihren nuzen, insonderheit weil die nacht eingefallen, verrichten können. Inmittels hat herr general Tilly denen obbemelten Friedlendischen 6 regimentern unter den comando des obristen Des Fours ordinanz geben, zu Ihr zu stossen und sich mit Ihrer armada zu conjungiren. Seindt also diese regimenten den 20. augusti bey Göttingen ankommen und eine grosse meil von ihr. excell. läger den 21. disz still gelegen. Inmittels hat der könig in Dennemarck avisia bekommen, dass diese 6 regimenten zum herrn general Tilly stossen und ihren weg auf Duderstadt zu nehmen werden, ist derhalben mit seiner ganzen armada aufgebrochen in dieser intention, gedachten Friedlendischen regimentern den weg abzuschneiden, sie zu schlagen und, wie die gefangenen sagen, alsz dann seinen weg nach Österreich zu nehmen. Ihr excell. herr general Tilly hat zwar den königischen aufbruch alsbald vernommen, ihr vorhaben aber ihme nicht einbilden können, haben zwar ordnung geben, bis auf weiter ordinanz sich fertig zu halten; weil herr general Tilly aber keine nachrichtung haben können, wasz eigentlich der königisch intention sey, ist es also die ganze nacht verblieben. Den 22. disz frühe, ehe man didianam oder tagewacht geschlagen, seindt die von der wacht in die läger kommen und angezeiget, dass man mit grossen stücken schiszen höre. Weil nun die Friedlendischen regimenten eine ganze meil vom herrn general Tilly gelegen, hat ein theil geglaubt, der ander theil werde von königischen angefochten. Seindt derhalben beiderseits gegen einander gerückt, in meinung, eines das ander zu entsetzen; alsz man aber recht zugesehen, hat man befunden, das es in der luft ein donner gewehsen. Gleich in dieser stund hat herr general Tilly avisia bekommen, dass der könig mit seiner armada bey Duderstadt in Eigszfeld, dem churfürsten von Mainz zugehörig, sich befinde. Weil sich dann der herr general Tilly mit der ganzen armada albereit im feld, hat er sich alsbald resolviret, an dasz königische läger zu zihen und, wo müglich, sich mit ihnen zu schlagen oder die stadt zu entsetzen, auch in solcher intention alsbald fort marsiret. Es ist aber ein solches wetter mit einen solchen erschröcklichen regen, welcher bisz in die nacht gewehret, dass es unmüglich gewehsen, dass ein theil gegen den andern

die pistolen, wil geschweigen die muszqueten brauchen können, wie auch die finstere nacht eingefallen, wie es denn auch nicht allein die ganze nacht, sondern auch den nachfolgenden 23. und 24. augusti stets ohne unterlass geregnet.

Es ist aber herr general Tilly mit seinem läger nur eine viertel meil von den königischen gelegen, aber wegen ublen und bösen wetter nichts vornehmen können. Den 24. augusti, weil der könig gesehen, dass er nicht rechte kundschaft gehabt, und obbemelte 6 regimenter schon hindurch gewesen, er vermeinet, der herr general Tilly sey ihm nun zu stark, hat derhalben seine intention endern müssen, und weil er an pro-viant grossen mangel gelitten, sich resolviret, nach Wolfenpützel zu re-teriren, daselbsten einer besseren occasion, sein intent ins werk zu sezen, zu erwarten, ist darauf desselbigen tages mit seiner ganzen armada auf-gebrochen, seinen weg auf Lindau neben den Harz zu genommen. Worauf herr general Tilly den 25. gar frühe gefolget und desselbigen tages des königes nachzugk erreicht, etwas, jedoch weniger importanz, geschar-muziert, die königischen aber alle brücken hinder sich abgeworfen, welche doch herr general Tilly alsz bald so viel müglich wieder machen lassen und den königischen gefolget, darauf die nacht eingefallen. Sein also beede läger, die königischen hinter einem berge neben einem walt, die Tillischen aber an einer höhe gegen den konigischen über gelegen. Den 26. augusti seindt die königischen vor tages aufgebrochen, und sobald herrn general Tilly solches avisirt worden, seindt ihr. excell. alsz bald mit der reutterey gefolget. Die königischen aber haben sich in guter ord-nung alzeit reterirt und zugleich defendirt. Aber bey allen pässen haben die könig. volck verlohren, wie denn solches leichtlich zu erachten, wer für sich gehen und sich zurücke defendiren soll, ihme nicht so viel vor-theil bleiben wird alsz dem andern, welcher allein fortgehet und auf den andern dringet, insonderheit da er sich an seinem vorhaben nicht wil verhindern lassen. Dieses reteriren und defendiren von den königischen und attaggiren von den keyserischen hat also diesen ganzen tag gewehret. Gegen abend zwischen 4 und 5 uhrn ist die könig. armada durch den Harz gezogen und denselben pass mit dragonern und muszquetirern stark defendirt, aber doch von den keyserischen aus demselben pass getrieben; seindt also von königischen 3 oder 400 mann im selben pass niedergehauet worden.

So bald herr general Tilly durch solchen pass kommen, hat er auf der andern seiten die königischen in voller guter schlachtordnung gefun-den, hat derhalben auch auf selbiger seiten des passes sein volk in

schlachtordnung, so viel der plaz deszelbigen orts leiden wollen, gestellet. Darauf die königischen auf einen nahen dabey gelegenen bergk sich reteriret und sich wiederumb in schlachtordnung praesentirt, alsz bald 2 stück darauf plantirt und auf die Tillischen feuer geben lassen, aber gleich darauf selbigen bergk wiederumb verlassen und sich auf einen negst dabey gelegenen, noch höhern abermahl in der schlachtordnung gestellet. Darauf herr general Tilly mit seinem volk gefolget, diesen izt bemelten von den königischen verlassenen bergk eingenommen und etliche stück plantiret, gegen einander mit stücken gespielet und mit der reuterey auf der seiten bisz in die nacht gescharmüziret, auch also diese nacht gegen einander uber gelegen und so nahe, dass die schildwachten auf einander mit steinen werfen können. In der nacht haben die königischen biszweilen ein stück abgehen lassen und nach den Tillischen wachfeuern geschossen.

Den 27. augusti seindt die königischen etliche stunden vor tages ohne drommelschlagk mit ihrer ganzen armada stillschweigend aufgebrochen. Alsz aber von der kayserischen Friedländischen reuterey ihr aufbruch vermerket, seindt die kayserischen regimenter zu pferd alsz bald in der königischen verlassenen posto gerücket, und dem herrn general Tilly der könig. aufbruch avisirt, der alsz bald der kayserl. reuterey benebenst den obristen Desfour den königischen zu folgen anbevohlen und wo müglich, bisz ihr excell. mit der ganzen armada hernach kähmen, durch scharmüzel aufzuhalten. Ist also der h. obrist Des Four mit denen nachfolgenden regimentern, alsz dasz alte sächsische, Des Fourisch und Hausmannisch, beneben 6 compagnien crabaten den königischen in aller eil nachgefolget. Und ob die königischen gleich ihre pagasi vorangeschickt, haben sie doch derselben eine so grosse menge gehabt, dass sie durch solche ihrer marsa zu vollbringen sehr verhindert worden, auch unterwegens viel wagen stehen lassen und verbrennet; auch viel soldaten, so sich von den königischen verspätet und zurücke blieben, sind von denen crabaten nieder gehauet worden.

Eine halbe meil von Seesen haben die izt bemelte kayserischen regimenter zu ross den königischen nachzugk in einem thal und wald ange troffen und stark auf sie gesetzt, dass sie also gezwungen, sich in einen scharmüzel mit ihnen einzulassen. Haben also diese izt bemelte regimenter die könig. in 2 stunden lang aufgehalten. Inmittels ist herr general Tilly mit der infanteria und ganzen armada nachkommen. So balt ihr. excell. ankommen, haben sie die reutterey, weil es lauter walt, aufhalten lassen und mit dem fuszvolk in guter ordnung bisz an die

königischen marsirt. Da denn ein sehr starkes schiszen und hartes treffen von einem und andern theil gewehsen. Die königischen aber wollten sich an ihrer intention nicht verhindern lassen, defendirten sich hinder sich und marsirten vor sich in gar guter ordnung, kahmen also durch denselben walt und stelten sich in einem hinder bemelten walt gelegenen veldt in schlachtordnung, marsirten auch in solcher ordnung durch ein negst dabey gelegenes morastiges bächlein auf ein schönes und erhöhetes veldt, welches sich je lenger je mehr zu einem wohlgelegenen bergk accomodirte und oben auf dem berge das schloss, so vor wenig tagen von den königischen eingenommen worden, genant Luther. Stunden also die königischen am selbigen berge in einen sehr schönen vorteil in guter ordnung, defendirten die päss mit ihren dragonern und muszquetirern. Ihr excell. herr g. Tilly aber nam dasz erst von den königischen verlassenes veldt ein, stellet sein volk auf denselbigen in schlachtordnung und liz niemandt über das gedachte morastige bächlein, ausserhalb den ausschuss von den alten sächsischen, Des Fourischen und Hausmannischen regimentern zu ross, benebenst denen crabaten, welche stets mit den königischen ohne unterlass scharmuzirten, wie auch, wen der scharmüzel zu grob war, von den königischen regimenterweisz auf sie gesetzt und zurück gejaget worden. Interim spielten 6 stücken auf herrn general Tilly seiten auf die königischen ohn unterlass. Die königischen, ob sie gleich viel stücken auf der wahlstadt verlassen, haben sie doch über 2 oder 3 nicht gebraucht, ausz wasz ursachen, ist mir unbewust. Man hat aber hernach gefunden, dass man ein patterye oben auf den berg gemacht, und ob sie vielleicht bisz zu verfertigung derselben gewartet, kann man nicht wissen.

Dieser verlauf weret von morgen frühe von 3 uhr an bisz nach mittage umb 2. Endlich hat der könig in Dennemarck sich genzlich resolviret zu schlagen, derhalben sein schlachtordnung an und in einen walt und hinder einer hecken gemacht, theils aus ursachen, dass es die Tillischen nicht gewahr würden andern theilsz wegen der Tillischen stück.

Als herr g. Tilly solches vermerket, hat er alsbald seinen unterhabenden regimentern ordnung geben, wie sie treffen sollten, solcher gestalt, dass herrn Tilly reutterey und fussvolk auf der rechten und die keyserischen Friedlendischen regimentern zu ross und fuss auf der linken. Darauf sie angefangen, über obgemesles morastige bächlein zu marsiren; und alsz des herrn obristen Cronenbergks und obristen Schönbergerischer reutterey und Reinachische regimentern zu fuss über das bächlein gewehsen, haben die königischen solches zue ihrem vorteil in acht genommen,

seindt derhalben mit ihren regimentern zu ross und fuss mit einander in grosser furia und resolution herfürgebrochen und heftig uf die Tillischen gedrungen, auch die hienüber gewesene regimente, weil sie wegen desz bächleins in so grosser eil niemand secundiren können, insonderheit die reutterey in zimbliche unordnung getrieben. Herr graf Tilly und veldtmarschalch graf von Anholt haben dem volk zugesprochen und die regimente angeführet, ist also dasz völlige treffen angangen und seindt die königischen regimente den Tillischen so geschwind mit einer solchen furien auf den halsz kommen, dass die königischen einestheils schon uber das oft gemelte bächlein und unter den Tillischen stücken mit ihren fahnen gewesen. Die Fridlendische und Tillische infanteri und reutterey aber hat ihnen dapfer widerstanden, sie wiederumb zurück hienüber geschlagen. Haben sich also die regimente fussvolk und reutterey durch einander vermischt und auf beiden seiten ein solch schiszen und gedöhn von trommeln und trommeten gewesen, in sonderheit weil es gleich zwischen wäldern und bergen, das menniglichen die ohren davon erfüllet worden; hat also ein theil dem andern sehr hart zugesetzt. Dieses hat also eine lange weile gewehret, dass man, wem die victoria bleiben würde, nicht wohl urtheilen können. Inmittels hat die reutterey oberhalb und hinder dem fussvolk ein solch hartes treffen auf einander gethan und sich beederseits verschossen, dass keiner mehr zur ladung kommen können, sondern nur mit den seitenwehren einander gewürget haben, auch sich also unter einander gemischt, dass keiner, wer die veldzeichen nicht wohl in acht genommen, gewusst, wer freundt oder feindt ist.

Als nun dasz königliche fuszvolk den grossen und herzhaftigen widerstandt ihrer wiederpart empfunden, haben sie sich wieder nach ihren vortel angefangen zu reteriren. Denen sindt die Tillischen mit allem ernst nachgefolget. Seindt also die königischen in ihrn reteriren gleich auf dasz ort kommen, wo die reutterey in treffen noch gewesen, darüber sie in eine unordnung gerahten und also zertrennt und auf das haupt geschlagen worden. Die reutterey, welche auch den kürzern gezogen, ist viel geblieben; die ubrigen, alsz sie gesehen, dass das fuszvolk ganz geschlagen, haben sich mit der flucht salvirt, da denn ein solch mezken und würgen, so wohl unter reutterey alsz fuszvolk gewesen, dass es nicht genugksamb zu beschreiben. Ist also des königs ganze infanteria, so er dazumahl bey ihm gehabt, im stich blieben. 29 fendlein haben sich benebenst ihren obristen und officirern in bemeltes schloss Luther salvirt, sich aber auf gnadt und ungnadt dem herrn general Tilly ergeben müssen.

Der könig ist nach aussage der gefangenen bisz zum allerlezten verblieben und, alsz er gesehen, dass alles verlohren, sich auch nach Wolfenbüttel mit wenig reuttern reterirt. Wie er denn von einem von adel vom alten sächsischen regiment, so des vorigen tages von dem könig gefangen worden und nach Wolfenpütel geführet, alsz sie aber solche zeitung vernommen, ihn den gefangenen wieder laufen lassen, mit 80 pferden den könig zurück kommen gesehen worden ist; berichtet auch, dass er gesehen in die 30 corneth nach Wolfenpütel zu eilen, bey welchen aber auch kaum über 80 pferd gewesen sein. In solchen ist nun der abent herbey kommen, auch des herrn general Tilly armada sehr müde und kraftlos, dieweil sie nicht allein bei izig harten treffen viel mühe, sondern auch etlich und fünfzig stunden stets zu pferd, ohne essen und trinken, weil ihre pagasi alles zurück gewehsen, selbige nacht bey Luther liegen blieben.

Auf der wahlstadt und im walde seindt etlich tausend toden cörper gelegen, auch bey vorgemelten tag etliche hundert geblieben, darunter viel vornehme officirer, alsz general und obrister Hansz Philip Fuchs, der junge landgraf von Hessen, obrister Wersebe, obrister Marquet Pentz, obrister leutenant Unfug und des königs geheimbder raht und general-commissarius [Poggewisch^{a)}], des königs cammerherr, einer von Rösencranz, und noch viel andere vornehme leute, deren namen man noch nicht gewust hat.

Bey etlich und sechzig fahnen und carneten, wie auch etliche von den soldaten zerrissen sein und umb die hüt gebunden worden.

Unter den gefangenen aber hat man domahlen gewust den obristen und general-commissarium Lohohausen, des königs hofmarschalck, welcher sehr verwundt, obristen Linstaw, obristen Bernhart Ge[i]st^{b)}, obristen Gerzky, obristen Courrville, obristen leutenant Krippe, obristen leutenant Lemisz, etliche ritmeister, 21 capitänen, 26 leutenant, 33 fendrich sampt vielen von adel und reformirten officirern.

Des königs von Dennemarck artholoria ist im stich blieben, und haben sich dazumahlen albereit 22 stück, so die königischen hinderlassen, befunden. Ist also dieses der ganze verlauf der ansehnlichen, herrlichen victori und schlacht, welche den 27. augusti zwischen den kayserischen und königischen füngelaufen. Got der allmechtige gebe der römischen kayserlichen mayt., unserm allernedigsten herrn, gegen alle dero und dero

a) Bobisch Handschr.

b) Gerst Handschr.

hochlöbliches erzhausz feinde ferner glücklichen sieg und überwündung, unsz allen aber christlichen glaubens dermahleinsz gewünschten friede im Römischen reich, damit ihr. kayserl. mayt. dasselbe in gutem contento und guter gesundheit viel lange jahr fruchtbarlichen besizen und geniessen mögen.

Beilage II.

Die folgende satyrische Zusammenstellung, die sich im gleichen Band des Hauptstaatsarchives Dresden (9209 S. 332, 333) findet, wirft helles Licht auf die Auffassung der Sieger von der Niederlage des dänischen Königs, ist auch kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse.

Die hülfen, welche königl. Majestät wider den Kaiser zukommen.

1. Der vertriebene pfalzgraf sendet 20 centner grünen kesz, welchen er in Holland, seider er daselbsten gewesen, ermarkentert und verdienet.
2. Engelland sendet 1000 tabacröhren und 4 bahr cometianten.
3. Saphoi sendet 100 hechelträger und 20 meusefallen.
4. Norwegen schicket 30 last cobelan und blaufisch.
5. Schweiz sendet 1000 ledige milchkübel.
6. Holland sendet 50 sätze langen pfeffer, welchen sie auf der west-indianischen reyse erbeutet.
7. Venedig sendet 100 last seyfe und 400 weingläser.
8. Aus Lappenland werden 15 zäuberer, die ihnen guten wind und nebel machen können, auf dass, wenn sie fliehen, sie sich für den nachfolgenden mögen caviren, hingesendet.
9. Findlandt sendet 200 rennthier, dass sie desto geschwinder mügen ausreysen und aus dem staube kommen.
10. Grünlandt sendet 100 seehunde, auf dass, wenn sie den speck aufgefressen, für die stiefel damit zu schmieren haben.
11. Der Muscowiter sendet 1000 weise fuchsbälge.
12. Frankreich 10 Roschellische Hugenotten, von denen sie untren lernen können, der obrigkeit rebellisch und untreu zu sein.
13. Bethlem schicket 2 duzet briefe, die sie mit dem Türken gewechselt, und des gewesenen pfalzgrafen confoederation, das motel daraus zu behalten, Teutschland zu verrathen.
14. Lübeck sendet das geschüz, welches sie könig Christiano genommen, als sie den helfen gefangen nehmen¹⁾.

1) Erinnerung an die Gefangennahme Christians II. 1532.

15. Hamburg sendet dem kōnig ein abschrift key. privilegii, dass es eine reichstadt worden und ihme nicht mehr subject sey¹⁾.
16. Braunschweig sendet 1000 kugeln, die er bey belāgerung ihrer stadt vergeblich hinein geschossen²⁾.
17. Brehmen schicket 6 fahnen, welche sie dem Braunschweiger abgenommen, als sie sein volk in die Weser gejaget³⁾.
18. Ditmarschen sendet 24 fahnen, welche sie vor Meldorf den Dehnen abgenommen, als sie den Holsteinischen adel erschlagen⁴⁾.
19. Die hansestädte 9 tonnen credit, wenn die rosenobel⁵⁾ alle, fidem daraus zu machen.
20. Die Dehnische stānde schicken 400 weise danhirschen und reichs-capitulation, dass er in Dennemarck residiren soll.
21. Schweden sendet abschrift der alten verträge, die er mit einnehmung Stockholm gebrochen, und dass Dennemarck der cron Schweden neben Norwegen zugehörig.
22. Der Türcke sendet eine protestation, dass er das argument solcher rebellion wieder die ordentliche obrigkeit nicht könne loben, und do sie dem Rōmischen Keyser nich wollen gehorsamen, sie ihme underwürfig werden müssen.
23. Wenn nun diesze hülfe nicht gnug, schicket der Rōmische keyser ihme zweene wegweiser, den fürsten von Wallenstein und grafen von Tylli, wofern er Dennemarck nicht finden könne, dass sie ihme den weg zeigen sollen.

1) Kaiserliches Privileg vom 26. Juni 1618.

2) Belagerungen durch Herzog Heinrich Julius 1605/1606 und durch Herzog Friedrich Ulrich 1615 mit Unterstützung des Schwagers bzw. Onkels Christian IV.

3) Es wird Herzog Christian von Braunschweig gemeint sein, der im Januar 1623 und wieder im September 1625 mit seinem Volke in die Nähe von Bremen kam. Doch ist von einer Feindseligkeit der Stadt gegen ihn nichts bekannt. Oder sollte an die Niederlage Erichs von Braunschweig bei Drakenburg (unweit Nienburg) am 23. Mai 1547 zu denken sein?

4) Schlacht bei Hemmingstedt 1500.

5) Anspielung auf den Sundzoll, der als Schiffszoll in Rosennobeln gezahlt wurde.

Pietro Aretino's künstlerisches Bekenntnis.

Von

K. Vossler.

Eine vor kurzem erschienene Geschichte der litterarischen Kritik mit besonderer Berücksichtigung Italiens, die fleissige Arbeit eines jungen amerikanischen Gelehrten, J. E. Spingarn ¹⁾, gedenkt mit keinem Einzigen Worte des Pietro Aretino. Wenn man Spingarns ungebegrenzte des Begriffs „literary criticism“ gelten lässt, so ist sein Stillschweigen auch vollständig gerechtfertigt. Was er im Auge hat, ist immer nur die Darstellung der herrschenden poetischen Theorien, er spricht von einem „body of rules“ und „common body of Renaissance doctrine“, und was er meint, ist das System poetischer Theorien wie es in den systematischen Lehrbüchern der Poetik des 16. Jahrhunderts fixiert wurde. Dieses ist allerdings ein so geschlossenes und absolutes, dass man es ohne weiteres als die Poetik der Renaissance bezeichnen kann. Aber Poetik und litterarische Kritik sind zweierlei Dinge, und es entsteht die Frage, ob es unter den Vertretern der letzteren nicht etwa auch Gegner der ersteren gegeben hat. Ohne allen Zweifel hat es solche gegeben, und den hervorragendsten Platz unter ihnen verdient Pietro Aretino.

Seine Stellung ist rasch präzisiert: er leugnet die Poetik als solche, er verneint ihre ganze Berechtigung.

Was soll man aber sagen, wenn er das Erscheinen einer der ersten vulgären Poetiken in einem enthusiastischen Briefe an ihren Verfasser Bernardo Daniello mit posaunendem Lobe begrüsst ²⁾, wenn er dem Verfasser der „Prose della volgar lingua“ in zahlreichen Briefen und Sonetten

1) A history of literary criticism in the Renaissance with special reference to the influence of Italy in the formation and development of modern classicism by J. E. Spingarn, New York 1899.

2) Lettere di M. Pietro Aretino, Parigi 1609. 6 Bände. vol. I fol. 67.

huldigt und ihn auch nach seinem Tode noch verherrlicht¹⁾, wenn er einen Trissino „Die Seele der Seele und des Lebens des Ruhmes“ nennt²⁾ und wenn er die theoretischen Arbeiten eines Fracastoro, Francesco Alunno und anderer in den Himmel erhebt? Was soll man anders sagen, als dass er sich in einem bedauerlichen Dualismus befindet zwischen seinen eigenen Ueberzeugungen und den litterarischen Konventionen der Zeit.

Die Zugeständnisse, die er an die Anschauungen und Bräuche der schriftstellerischen Welt und an seine eigene litterarische Machtstellung gemacht hat, sind so weitgehend und tiefgreifend, dass er zu einer geordneten Darlegung seiner originellen Kunsttheorien niemals gekommen ist und dass er sich deren notwendige Folgerungen in ihrer ganzen Tragweite auch nie zum Bewusstsein gebracht hat. Ja sogar das Wesen dieser seiner Theorien selber schien ihm eine systematische Darlegung von vornherein zu verbieten. Es kann deshalb bei Aretino auch nicht von einer Poetik oder einem „literary criticism“ im eben gekennzeichneten Sinne des Worts die Rede sein, sondern nur von gelegentlichen und zerstreuten kunsttheoretischen Bekenntnissen. Die wichtigste Quelle zur Darstellung dieser Bekenntnisse bieten die 6 Bände der aretinischen Briefe.

Ich wähle den Ausdruck Bekenntnis, indem ich damit das stark persönliche und subjektive Element in den Theorien Aretinos andeuten möchte. Es sind seine höchst eigenen Theorien, entsprungen aus seinem Temperament, aus seiner eigentümlichen Veranlagung, und ihm nur können sie zu Gesichte stehen, oder höchstens noch wenigen Anderen seines Schlages. Die Renaissancepoetik ist Gemeingut Aller; Aretino aber will seine eigene Poetik haben: die Poetik der Wenigen, der Originalen, des Genies. Es mag zum Teil gerade dieses stolze Gefühl der Ausnahmestellung gewesen sein, das ihm eine sachliche Ausarbeitung und Darlegung seiner künstlerischen Grundsätze als unnötig — nein! sogar als unratsam erscheinen liess. Wer sich das Air eines Genies geben will, wird immer zunächst damit anfangen, von aller Kunstlehre verächtlich zu reden. Das Genie kennt und braucht keine Regel! Der Satz ist heute in Jedermanns Munde; aber Aretino ist einer der Ersten, ich glaube sogar der Erste, dem er voll und ganz zum Bewusstsein kam. Was genial an ihm ist, ist gerade seine Lehre von der Freiheit des Genies. Sie ist entstanden im Gegensatz zu der herrschenden Poetik und als natürlicher Ausfluss seines gesteigerten Selbstbewusst-

1) *ibid.* IV, 24, 36, 251. V, 22, 26, 41, 45, 49 u. s. w. *La Cortigiana*, III, 7.

2) *Let.* III, 185.

seins und der eigentümlichen Ausnahmestellung die er sich der übrigen litterarischen Welt gegenüber verschafft hatte.

Die ersten gedruckten Briefe Aretinos, soweit sie für uns in Betracht kommen, fallen um 1537, also in eine Zeit, da er bereits zu den anerkanntesten Leuchten des Jahrhunderts gehörte. Von diesem Augenblick an bis in die letzten Jahre lässt sich in seinen Anschauungen kaum eine Entwicklung noch Modifikation beobachten. Chronologische Rücksichten sind also bei unserer Untersuchung überflüssig.

Das übermässige Selbstgefühl macht sich bei Aretino begreiflicher Weise schon frühe genug geltend. Mit 32 Jahren legt er sich zum ersten Male öffentlich das Beiwort „Divino“ zu¹⁾.

Der Begriff, den er von seiner Rangstellung unter den zeitgenössischen Poeten hat, erhellt vielleicht am unmittelbarsten aus seinem Brief an Gianiacopo Lionardi, den Gesandten des Herzogs von Urbino (6. Dezember 1537). Aretino lässt sich hier in humoristischem Plaudertone gehen, verhüllt seine litterarische Kritik unter dem Gewande eines allegorischen Traumes und sichert sich damit die Gelegenheit, seinen Zeitgenossen manche Schmeichelei und manch bittere Wahrheit zu sagen, ohne ernstliche Angriffe befürchten zu müssen. Dieses grosse allegorische Tableau²⁾ der ganzen zeitgenössischen Kunst nimmt unter den Bekenntnissen Aretinos den ersten Platz ein und bietet für uns jedenfalls den passendsten Ausgangspunkt.

„Obschon Ihr als Gesandter eines Herzogs von Urbino immer wachen müsst und Euch darum wenig auf Träume versteht, so will ich Euch doch einen auftischen, der so toll ist, dass sogar der Daniel damit nicht zurecht käme. Heute Nacht, als ich just recht ausgezeichnet schlief . . . siehe, da stellt sich mir das liebliche Geschöpf des Traumes dar. „Was giebt's, Herr Luftibus?“ sagte ich ihm. „Sieh dort“, erwiderte er, „den Berg Parnass“. Und schon befand ich mich am Fuss des Berges und schaute in die Höhe als hätte ich das uneinnehmbare S. Leo³⁾ vor mir. Aber dass der Anstieg so teuflisch schwer sei, ist eine Fabel; die Leichtigkeit des Abstiegs jedoch eine Thatsache. Von

1) cf. Ph. Chasles, *Études sur Shakespeare, Marie Stuart et L'Arétin*. Paris 1851. p. 406.

2) Die Übersetzung desselben bietet eine Reihe von Schwierigkeiten. Einige Aufklärungen verdanke ich dem liebenswürdigen und sachkundigen Räte Domenico Gnoli's.

3) Ser Girandolone.

4) Berühmtes Fort im Herzogtum Urbino, das zum Erstauen ganz Italiens von den Truppen Leo's X. genommen wurde (Oktober 1516). Die sprichwörtliche Berühmtheit des Forts geht wahrscheinlich auf dieses Ereignis zurück.

den Abhängen des Bergs auf dem der heil. Franz seine Stigmata erhielt, fallen Erdmassen herunter, Felsen und entwurzelte Bäume; von dort oben aber stürzen ganze Klafter Menschen danieder — ein verfluchter Spass! Da ist es eine Wollust und ein übermenschliches Vergnügen, zu sehen, wie sie sich da und dort an einen Wurzelstock anklammern, schwitzen und Blut kaken“ u. s. w. Aretino malt das verzweifelte Gebaren der abstürzenden Körper mit einem satirischen und komischen Realismus der an die Höllenstürze eines Rubens mahnt.

„Und all das, fährt er fort, um einen Kranz, der wie ein Wirtshausschild aussieht. Die Hosen fallen ihnen ab vor Angst und köpflings plumpsen die dummen Kerle in einen Tintensee. . . . Wer nicht schwimmen kann, ersauft, und wer schwimmt und ans Ufer kommt, der sieht so närrisch aus, wie nicht einmal die armen Seelen, welche Dante im höllischen Peche tanzen lässt. Wohl schaute ich ihnen allen unter die Nase, aber sie waren derart besudelt, dass ich sie nicht erkannte. Aber das Geschrei, das sie machten ob ihres grossen Unglücks! Der eine beweinte seine Kommentare, der andere seine Übersetzungen, ein dritter seine Romane und wieder ein anderer wieder andere Neuschöpfungen seines Geistes. Ich konnte das Lachen nicht halten und sagte zu ihnen: „Ihr, die Ihr so gelehrt seid, musstet Euch ein Beispiel an Cäsar nehmen, der seine Kommentare übers Wasser gerettet hat. Freilich solltet Ihr Eurem Schicksal danken, dass es Euch lebendig begraben hat mit samt Eurem langweiligen Zeug, denn wer Kommentare und Übersetzungen schreibt, steht noch tiefer als wer Wände verputzt, Bretter vergypst und Farben reibt für einen Giulio Romano, oder sonst einen berühmten Maler.“

So sprach ich zu ihnen. Und während ich meine Kleider vor ihrem Schmutze schützte, kam mir vor, als ob mein Diener Ambrogio eiligen Schrittes hinter mir herliefe — aber siehe, da befand ich mich plötzlich in einem Wirtshaus, das eigens dazu gemacht war, um die Dichterlinge zu fangen, und als ich drin war, konnte ich nicht umhin, mit Cappa auszurufen: „Wer niemals im Wirtshaus war, der weiss nicht, wie himmlisch es ist!“¹⁾ Ich hatte schon einen ordentlichen Appetit in meinem Magen zusammengebracht und war im Begriff, mir einmal tüchtig schmecken zu lassen — siehe, da stellt sich mir eine Marfisa²⁾ dar mit einer Sturmhaube auf dem Kopf, einem Panzer

1) Cappa ist eine Figur aus der Cortigiana. Aretino citiert sich hier selber. Vgl. La Cortigiana, II. 1.

2) Marfisa ist eine Figur aus dem Rasenden Roland (Schwester des Ruggiero) und bezeichnet hier wohl nichts anderes als die Minerva, wie mir aus einer Bemerkung

am Leib und einem Wurfespeer in der Hand: ich sie sehen — sie mir sagen: „Halte dich fest!“ — und entrückt sein nach oben — war das Werk eines Augenblicks. . . . Meister Apollo, vor den ich nun geführt wurde, hatte von ungefähr eine Medaille mit meinem Kopf in der Hand, und kaum war er meiner ansichtig geworden, da öffnete er die Arme und setzte mir einen Kuss mitten auf die Lippen — einen so süßen, dass Einer der Umstehenden sagte: „Potz Wetter* 1)! Ach, was er für ein schöner Knabe ist, dieser Apoll! Wahrhaftig, wenn die Roma 2) im Schlafe sich mit ihm zusammengefunden hätte — wie's mir vergönnt war — sie hätte um keinen Preis mehr aufwachen wollen; oder ist sie vielleicht nicht lüstern nach so zartem Kraut? Er hat zwei grosse lachende Augen, ein lustiges Gesicht, eine freie Stirn, eine breite Brust, die schönsten Beine, die schönsten Füße und die schönsten Hände, die man sich nur denken kann; und alles in allem — um es parfümiert zu sagen — sieht er aus wie ein Kunstwerk aus lebendigem Elfenbein, über das die Natur all das Rosa von Auroras Wangen ausgebreitet hat.

Kurz, dieser Wollusterreger liess mich mit den Musen plaudern, und als ich mich in ihrer Mitte niedersetzte, fühlte ich mich wie zu Hause, so freundschaftlich umkostete und kajolierte mich 3) die Eine von ihnen, die wie die Chronik, und die Andere, die wie die Komödie aussah 4). Während ich versunken war in der Betrachtung der Zimbeln, Sackpfeifen und anderer Instrumente, mit denen sie sich die Zeit vertreiben, siehe da singt der gute Phöbus nach der Arie des Salomon zwei Stanzas der „Sirena“ ab, deren Klang mich zu Thränen rührte, nicht etwa vermöge ihres Wohllauts, sondern vermöge der Erinnerung an die Grausamkeiten ihres irdischen Gatten 5).

weiter unten hervorzugehen scheint. Sie ist dem Aretino besonders gefällig, da er sie selbst besungen hatte in einem Gedicht: *La Marphisa* (1532), das mir unzugänglich war.

1) Im Original heisst es *Sassata!* ein Ausruf der Verwunderung, der etwa dem modernen *accidenti!* gleich kommt und den Aretino bei ganz ähnlicher Gelegenheit wie hier, auch in *Marescalco V*, 10 verwendet hat.

2) Anspielung auf den Mythos von Mars und Rhea Sylvia.

3) Dies ist offenbar der Sinn und die Etymologie des obscön verstümmelten: *con tante cacariuole mi accarezzava*, oder ist *carole* zu lesen (?).

4) Aretino will hier andeuten, dass er sich in den erzählenden Litteraturgattungen sowohl, wie in der Komödie besonders ausgezeichnet habe.

5) Anspielung auf die „Stanze in lode della Sirena“, welche er zur Verherrlichung der Frau eines gewissen Gian Antonio Sirena gedichtet hatte. Aretino's Liebesverhältnis zu dieser Sirena wurde offenbar durch die Eifersucht des Mannes gestört. cf. *Opere di P. Aret. ed. Fabi, Milano 1863 p. 63 und 385 ff.*

Die tönende Fama (Fama cicala), die dazu kam, unterbrach den Gesang. Kaum hatte sie mich erkannt, so fing sie an, so eifrig von meinen Verdiensten zu schwatzen, dass ich sie bitten musste, die Ohren der armen Musen zu schonen. Darauf nahm ihr endloses Geschwatze eine andere Richtung und sie recitierte „das Lob Gottes“, ein Werk der göttlichen Pescara¹⁾, sowie einige Gedichte der gelehrten Gambarà. Ich sagte Euch, dass sich hier die Musen nicht mehr halten konnten vor Freude darüber, dass es solche Frauen gäbe.

Frau Minerva, die mich, wie bereits erwähnt, aufgegriffen hatte und denken mochte, dass ich doch ein tüchtiger Kerl sei, nahm mich jetzt kühnlich und weislich bei der Hand und sagte: „Führen wir ihn ein wenig zur Belustigung!“ So besuchten wir den Pegasus in seinem Stall; er wurde gestriegelt von Quinto Gruaro, und Pre Biagio²⁾ füllte ihm die Futterraufe. Er ist ein hübsches Stück Vieh und gerade recht um auf seinem Rücken die verehrungswürdige Dummheit derer zu tragen, die tausenderlei verrücktes Zeug machen, um berühmt zu werden. Nachdem ich dem Tiere Kopf und Flügel getätschelt hatte, trank ich soviel Pferdewasser³⁾ als zwei erkältete Franzosen Wein getrunken hätten. Das Wasser sieht aus und schmeckt wie das der „drei Brunnen“⁴⁾.

Nachdem ich mir so den Schnabel genetzt hatte, gelangten wir in ein Studierzimmer, voll mit Federn, Tintenfassern und Papier. Und ohne dass ich sie fragte, sagte mir die bewaffnete Dame: „Dies ist der Ort, wo die Geschichte jener Kämpfe geschrieben werden soll, die der Herzog von Urbino gegen die Feinde Christi auszufechten hat.“ Und ich und sie zugleich brachen in die Worte aus: „Zu etwas Anderem konnte das ja nicht dienen!“ Nach dem Schreibzimmer sah ich ein verborgenes Gärtchen voll mit wunderbar grünen Palmen und Lorbeeren; und da ich mir dachte, dass sie zu Triumphkränzen für den Herzog bestimmt waren, unterbrach ich die Göttin, als sie eben den Mund öffnete, und sagte: „Ich weiss schon, was Ihr sagen wollt“; und als ich (in der Ferne) Marmor meisseln hörte, da dachte ich mir ebenfalls, dass man dort an den Triumphbogen und Statuen für Francesco Maria und seinen Sohn arbeite.

Jetzt, siehe! befand ich mich mit ihnen zusammen in der Kirche der Ewigkeit. Sie war in massivem dorischem Stile gebaut zum Zeichen ihrer ewigen Dauer. Gleich am Eingang stiess ich auf zwei Brüder

1) Vittoria Colonna, die Witwe des Grafen von Pescara.

2) Zwei Pöctaster.

3) Hypokrene.

4) Er meint offenbar die Tre Fontane bei S. Paolo vor Rom.

von mir: Sansovino und Tizian. Der Eine setzte am Tempel die Brouce-thüre ein, auf der man die 4000 Mann Infanterie und 800 Mann Cavallerie eingegraben sah, mit denen seine Excellenz Italien durchstreifte und dem Papste Leo zusetzte. Als ich ihn fragte, warum er noch ein Feld auf der Thüre freigelassen habe, antwortete er: „Um darauf die künftigen Thaten des Paolo einzugraben.“ Der Andere (Tizian) hing ein grosses Gemälde über dem Hochaltar auf, auf dem man frisch und lebendig die Siege des Kaisers dargestellt sieht.

Nachdem ich mir alles besehen hatte, lasse ich mich an den Ausgang nach dem grossen Garten führen, wo ich einigen jungen Leuten begegne: Lorenzo und Domenico Veniero, Girolamo Lioni, Francesco Querini, Francesco und Federico Badovaro. Diese bedeuteten mir mit dem Finger an dem Mund, ich möchte leise auftreten. Inzwischen stieg ein angenehmer Duft von Lilien, Hyacinthen und Rosen mir in die Nase. Ich nähere mich den Freunden und erblicke auf einem myrthengekrönten Throne den göttlichen Bembo: sein Antlitz leuchtete in nie gesehenem Glanz; er thronte mit dem Diadem des Ruhmes auf dem Haupt und hatte um sich her einen Kranz erlesener Geister: hier war Jovio, Trifone, Molza, Nicolo Tiepolo, Girolamo Querino, Alemanno, Tasso, Sperone, Fortunio, Guidiccione, Varchi, Vittor Fausto, Pier Francesco Contarini, Trissino, Capello, Molino, Fracastoro, Bevazzano, Bernardo Navagiero, Dolce, Fausto Longiano, Lion' Maffio und auch Eure Herrlichkeit habe ich dort gesehen; kurz alle berühmten Leute sassen hier herum ohne Rangunterschied und wie's der Zufall wollte. Dieser Chor erlauchter Geister lauschte aufmerksam der „Geschichte von Venedig“, deren Text dem Munde des Höchsten in ihrer Mitte (Bembo) entströmte mit jener Gravität, mit der sich die Schneeflocken vom Himmel niedersenken: sogar der Atem in der Brust der Hörer hielt sich an; aber ich — ungewohnt so lange ruhig zu bleiben — blickte auf nach einigen hellen Wölkchen, aus denen süsser Thau daniederträufte auf die offenen Lippen der Zuhörer und wunderte mich, wie die Vögel, die Winde, die Luft und Blätter in Aufmerksamkeit versunken sich nicht rührten; selbst die Veilchen dämpften ihren Duft in Ehrfurcht ab, und die Blüten wagten nicht in unseren Schoss herabzuregnen, um uns den Ohrenschaus nicht zu verderben. Ich sagte leise bei mir selbst: Valet et plaudite.

Siehe! da bietet sich mir eine duftende und überreiche Küche, um die sich abgemagerte und schemenhafte Gestalten drängten, und wie sie mich sahen, da brachen sie in ein grosses Gerede aus wegen meines wohlgenährten Aussehens. Da mir's aber vor allem drauf ankam, die Speisen in

der Küche zu sehen, grüsste ich mit mönchischer Presumption den Koch, der fast verzweifeln wollte, weil ich ihm ein bernisches oder maurisches Kapitolo unterbrach, das er gerade beim Bratspiesswenden absang¹⁾. Der Gevatter Koch röstete gerade einen Phönix über einem Feuer mit Weihrauch von Aloe. Ich wartete wahrhaftig nicht erst auf die Einladung, um mir einen Bissen davon zu nehmen. Während ich dessen Süssigkeit, Substanz und Geschmack mit dem Urteil meines Gaumens kostete, sah ich aus wie mein Hausbürschchen²⁾, wann es sein Rosenwasser trinkt und vor Lust die Arme reckt und sich dehnt wie ein brünstiger Priester³⁾. Da hörte ich Apollos Stimme: „Iss nur, damit diese Luders hier Hunger leiden, denn sie haben meine Schwestern immerzu mit nichts als Kohl, Gras und Salat gefüttert.“ Ich konnte kein Wort reden, dank einem Becher göttlichen Weins, den ich im Zug war auszutrinken und nickte Apollo Dank zu mit dem Haupt.

Im Weitergehen treff ich auf ein Gefängnis, vollgestopft mit Leuten, die noch ärmllicher angethan waren als heutzutage ein Hofmann. Man sagte mir, dass sie immerzu Perlen, Gold, Rubinen, Purpur, Saphir, Bernstein und Korallen gestohlen hätten und ich antwortete: „Bei all dem Diebstahl sind sie aber doch recht schlecht gekleidet.“ Andere sah ich, die, nachdem sie das gestohlene Gut zurückgegeben hatten, nur weisses Papier in der Hand behielten, als kämen sie von Fabriano⁴⁾.

Am Schlusse meines Traumes befand ich mich auf einem Markt, wo Staren, Elster, Raben und Papageien sich abmühten, die Gänse am Vorabend von Allerheiligen nachzuahmen⁵⁾. Die Lehrer der besagten Vögel waren einige schäbige Pädagogen⁶⁾ mit Toga und Bart, welche die Aufgabe hatten, ihnen eine gezierte Sprechweise beizubringen⁷⁾. Ach, was hätte es Euch einen Spass gemacht, hier einen Häher zu hören, wie er artikulierte: unquanto, uopo, scaltro, snello, sovente, quinci

1) Bekanntlich lebte Aretino in Feindschaft mit Francesco Berni, dem Erfinder jener burlesken Capitoli auf Esswaren und ähnliche banale Dinge. Giovanni Mauro aus Friuli ist einer der zahlreichen Nachahmer Berni's, gegen dessen Schule sich die ganze folgende Satire richtet.

2) il mio bagattino.

3) Die wörtliche Übersetzung möchte hier gar zu obscön ausfallen.

4) Kleines Städtchen in den Marche, das noch heute wegen seiner Papierfabrik berühmt ist.

5) Vermutlich schreien die Gänse am Vorabend dieses Festes, weil sie nun diese Zeit geschlachtet werden. (?)

6) Das Wort hatte damals die Bedeutung von Pedant. Vgl. Varchi, Ercolano.

7) insegnargli a favellar per punti di lina.

und quindi und restio¹⁾. Ihr hättet Euch vor Lachen gekrümmt, wenn Ihr den Apoll gesehen hättet, wie er rot vor Zorn einen dieser Tölpel aufs Pferd setzen liess, weil er nicht im Stande war, einer Nachtigall das Wort Gnaffe beizubringen und wie er ihm deshalb den Resonanzboden seiner Leier auf dem Hintern zerbrach, und wie die Fama den Handgriff ihrer Posaunen an ihm zu Schanden schlug.

Ich weiss, dass Ihr den Grund solcher Strafe erratet und brauche Euch darum nur noch zu erzählen, wie mir am Schluss ein Korb voll mit Kränzen um mich zu krönen dargereicht wurde, worauf ich sagte: „Und wenn ich einen Kopf wie ein Elephant hätte, so wollte ich mir nicht getrauen, sie alle zu tragen“. „Warum nicht gar!“ anwortete mein Begleiter. „Diesen Kranz aus Rauten reichen wir Dir für Deine witzigen Huren-Dialoge²⁾, diesen aus Brennesseln für Deine satirischen Sonette gegen die Priester, diesen tausendfarbigen für Deine lustigen Komödien, diesen aus Dornen für Deine christlichen Schriften, diesen aus Cypressen für den Tod, den Deine Feder so manchem Manne bereitete, diesen aus Oliven zum Lohne für Deine Aussöhnung mit den Fürsten, diesen aus Lorbeer für Deine Kriegs- und Liebes-Stanzen und dieser aus Eichenlaub sei der bestialischen Kraft Deines Geistes gewidmet, weils ihr gelang, den Geiz der Grossen zu besiegen.“ „Und siehe,“ antwortete ich, „ich nehme sie an und gebe sie Euch zugleich wieder zurück, denn wenn ich mich morgen mit all dem Grünzeug auf dem Kopfe sehen liesse, so würde man mich für verrückt erklären. Poetenkrönung und Ritterschlag haben ihren Kredit schon lange eingebüsst. Gebt mir darum lieber ein Patent, kraft dessen ich mein Talent, das mir die Himmel zugeteilt haben, verkaufen oder versetzen kann. Auf diese Weise werde ich nicht bloss einige Dukaten gewinnen und von meiner Arbeit leben, sondern ich werde auch die Sticheleien nicht mehr anzuhören brauchen, welche die Pedanten in den Buchhändlerläden gegen meinen Namen laut werden lassen. — Immerhin werde ich mir noch Geist genug übrig behalten, um eine Entschuldigung zu finden für Euer unsittliches Verhältnis zu den Frau Musen“ — war ich eben im Begriff fortzufahren, als sich über einen Streich der Frau Thalia ein grosser Lärm erhob: sie hatte, zum allgemeinen Gelächter, der Fama ihre Flügel bestrichen, dass sie aussah wie ein Krametsvogel der auf den Leim gegangen ist — und ich erwachte.“

1) Antiquierte, präziöse und bei den Petrarkisten besonders beliebte Worte, von denen sich übrigens mehrere behauptet haben.

2) Ragionamenti piacevoli.

In diesem wunderbaren kleinen Kunstwerk hat jeder der zeitgenössischen Künstler den Platz erhalten, den er auch sonst in der persönlichen Wertschätzung Aretinos einnimmt. Er liebte es, solch kritische Revuen zu halten, bei denen freilich persönliche Schmeicheleien und Gehässigkeiten eine grosse Rolle spielten¹⁾. Er selbst aber — und das interessiert uns zunächst — hält sich hier, vorsichtig zugleich und stolz, hors de concours. Die joviale Grossprahlerei, mit der er von dem saftigen Kusse erzählt, den ihm Apollo mitten auf die Lippen drückt und von den acht Kränzen, die ihm in einem Korbe dargebracht werden, ist in hohem Masse charakteristisch für die eigenartige Auffassung seiner litterarischen Stellung, und nicht weniger bezeichnend ist der Cynismus, mit dem er alle Ehren zurückweist und nur klingende Münze fordert. Ein strotzender, lachender und oft cynischer Uebermut, das ist der Grundton nicht bloss dieses Briefes, nein, ich möchte sagen, des ganzen litterarischen Gebarens unseres Messer Pietro. Und diesen Uebermut haben die Zeitgenossen in ihm gross gefüttert. Arturo Graf in seiner geistreichen Verteidigung Aretinos hat ganz recht, wenn er diese, die Zeitgenossen, in erster Linie verantwortlich macht für die Unarten seines Schützlings²⁾.

Bekanntlich ist Aretino der Erste, der ohne humanistische Studien, ohne ernstliche Arbeit und ordentliche Kenntnisse sich einen hervorragenden Platz in der Litteratur erwarb; der Erste, der durch journalistische Umtriebe, Reklame, Maldicenz und Schmeichelei der schlimmsten Sorte sich zu einer beneideten, bewunderten und gefürchteten Grösse emporschwang. Ein grosser Teil seines fabelhaften Erfolges fällt auf Rechnung der veränderten litterarischen Verhältnisse, wie sie sich zu Anfang des Jahrhunderts gestaltet hatten: die grosse Demokratisierung der humanistischen Bildung und des ganzen geistigen Lebens hatte begonnen; und Aretino ist der erste Parvenu. Ihm konnten die alten Vorurteile der Gelehrten und „Poeten-Philologen“ nicht imponieren.

Nicht genug dass ihn sein gütiges Schicksal mit den glänzendsten Erfolgen überhäufte, es hat ihm zugleich auch die goldene Frucht der Wahrheit lächelnd in den Schoos gespielt: den Satz von der freien Herrlichkeit der Kunst. Er hat diese Wahrheit an sich selbst erleben dürfen: nemlich, dass man ohne Bildung, ohne Antike, ohne rhetorische Exercitien und poetische Vorschriften ein grosser Künstler sein kann. Vom Erleben einer Wahrheit bis zum Erkennen ist aber noch ein guter

1) Vgl. z. B. Cortigiana III, 7 und aus seiner späteren Zeit die „Ternali in gloria de la Reina di Francia“, Lett. VI, 22 ff.

2) A. Graf, Attraverso il Cinquecento, Torino 1888, p. 87 ff.

Schritt. Auch Benvenuto Cellini z. B. hat es erleben dürfen, mitten im Blütezeitalter klassischer Gelehrsamkeit und Kunstpoesie ein hervorragender Stilist zu werden ohne irgend welche litterarische Bildung. Dennoch glaubt er der Rhetorik und Grammatik mehr als seinem eigenen Sprachgefühl und unterbreitet das Manuskript seiner Vita dem gelehrten Varchi zur Korrektur¹⁾. Ganz anders Aretino: er lässt sich nicht imponieren, negiert frischweg die ganze Poetik seiner Zeit und setzt an deren Stelle seine eigene Kunstlehre²⁾.

Ausser den bereits erwähnten persönlichen Faktoren (Aretinos Selbstbewusstsein und seine eigenartige litterarische Laufbahn und Erfahrung) waren es, wie mir scheint, hauptsächlich noch zwei grosse von aussen wirkende Elemente, die seinem munteren und übermütigen Geist auf die Spuren dieser neuen Kunstlehre halfen: 1) Die Pedanterie und 2) die Malerei. Vor der ersteren hatte er einen unbegrenzten Horror, für die zweite hegte er ein tiefes Verständnis und begeisterte Bewunderung. Fast jedesmal wenn er auf kunsttheoretische Fragen zu sprechen kommt, geht er von Einem dieser beiden Pole aus: entweder stellt er sich in Gegensatz zum pedantischen Dichterphilologen seiner Zeit, oder tritt er bewundernd vor die ewigen Werke eines Michelangiolo, Raphael, Sansovino und Tizian. Das zeitliche Zusammenreffen dieser beiden auf den ersten Blick so verschiedenartigen Erscheinungen: der höchsten Ausbildung der Pedanterie³⁾ und der höchsten Blüte der bildenden Künste — sie fallen beide in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts — das ist es, was auf die Anschauungen Aretinos bestimmend gewirkt hat. Aus dem gemeinsamen Spiel dieser und der bereits erwähnten (persönlichen) Coefficienten ergibt sich gleichsam als Resultante das künstlerische Bekenntnis Pietro Aretinos⁴⁾.

Die Pedanterie könnte man beinahe eine Erfindung des angehenden 16. Jahrhunderts nennen; wenigstens stammt der Name etwa aus dieser

1) Ich hoffe nachgewiesen zu haben, dass sogar das Wesen des Cellini'schen Stiles selbst mit jenem unsicheren Dualismus von naiv und rhetorisch uns hinlänglich offenbart, wie schmerzlich Benvenuto gerade das empfand, was wir an ihm schätzen: den Mangel rhetorischer Schöpfung. (B. Cellini's Stil in seiner Vita. Halle, 1900. Festgabe für Gröber.)

2) Wenn er in der Praxis trotzdem sehr oft zum unselbständigen Nachahmer herabsinkt, so ist der Grund dafür doch niemals in etwaiger Unsicherheit seiner theoretischen Überzeugungen zu suchen.

3) Man denke nur an Giulio Camillo Delminio, der um jene Zeit florierte!

4) Ich bediene mich dieses mechanischen Vergleichs nur der Deutlichkeit zuliebe, weit entfernt einer mechanischen Auffassung der Litteraturgeschichte das Wort zu reden.

Zeit¹⁾. Der jugendfrische Humanist des Quattrocento ist zum pedantischen Schulmeister zusammengeschrumpft. Der Sieg des Ciceronianismus am Hofe Leos X. bezeichnet zugleich auch den Verfall der neulateinischen Poesie, die von nun ab zur pedantischen Spielerei herabsinkt. Mit Bembo, dem gefeierten Vorkämpfer der Ciceronianer hält die Pedanterie ihren glänzenden Einzug aber auch in die italienische Dichtung. Ciceronianer, Petrarchisten und Boccaccisten sind Eines Geistes Kinder, und Bembo ist ihrer aller Wortführer. Der Dichter ist zum Philologen geworden und weiss seine Eindrücke nicht anders mehr zu vermitteln als durch das Medium eines grossen verstorbenen Sprachkünstlers, sei's Cicero oder Virgil, sei's Petrarca oder Boccaccio. Die Beherrschung der Formen: Grammatik, Metrik, Rhetorik und Poetik wird seine vornehmste Sorge — alles Dinge, die Aretino hasst und verachtet — zum Teil vielleicht auch weil er sie nicht besitzt.

Dasselbe eingeborene italienische Formgefühl aber, das in der Litteratur so pedantisch systematisiert und kategorisiert wurde, trieb in der Malerei die schönsten Früchte. Tizians frischer Sinn fürs Gegenständliche ohne sentimentale noch philosophische Nebenabsichten, ohne kunsttheoretische Voreingenommenheiten, sagte dem ästhetischen Genussmenschen Aretino in ganz anderer Weise zu. Aretino und Tizian sind nicht nur innige Freunde gewesen, sondern auch ebenso innige Geistesverwandte. Was Aretino bei den Litteraten vermisste, fand er bei den Malern wieder: die vorurteilsfreie und unmittelbare Auffassung und Wiedergabe der Natur. Wie eng und zahlreich seine Beziehungen zu den bildenden Künsten und ihren bedeutendsten Vertretern waren, zeigt am einleuchtendsten die Monographie von J. Dumesnil²⁾. Ein gemeinsames geistiges Band umschlingt jene grosse Trias von Venedig, welcher Sansovino ein ewiges Denkmal gesetzt hat auf seiner bronzenen Thüre in S. Marco: Tizian, Sansovino und Aretino.

Es mag wohl richtig sein, dass die grossen bildenden Künstler manchen Nutzen für ihre Werke aus dem Umgange mit Aretino zogen — wir wollen dem eitlen Pietro wenigstens einen Teil seiner diesbezüglichen Versicherungen gerne glauben³⁾ —; in der Hauptsache aber war Er der Empfangende und nicht jene. Es konnte auch wohl nicht anders sein; denn die führende Kunst in der Hochrenaissance ist die Malerei und nicht die Dichtkunst. Das Kunstideal der Zeit ist ein

1) Vgl. A. Graf, I Pedanti, in *Attrav. il cinquec.* p. 171 ff.

2) *Histoire des plus célèbres amateurs italiens*, Paris 1833 p. 211—325.

3) *Let.* III, 184.

Malerisches auch bei den Dichtern. Ariost will seine inneren Eindrücke ohne spirituale oder sentimentale Interpretation in durchaus unpersönlicher Weise herausstellen. Sein Zweck ist immer nur das Bild. Man lese nun die berühmte Beschreibung, die Aretino von einem Sonnenuntergang auf dem Canal grande giebt (Lett. III, 48), und man wird sehen, dass auch Er ganz in derselben Weise arbeitet wie Ariost.

„ Wie Einer, der sich langweilt und nicht weiss, was er thun und sinnen soll, wandte ich mein Auge zum Himmel, welchen niemals, seit Gott ihn schuf, so feine Schattierung und Beleuchtung verschönte, wie jenen Abend. Die Luft war derart, wie sie Jene gerne malen möchten, die Euch, o Tizian beneiden, weil sie Euch nicht erreichen können. Ihr schaut hier, wie ichs Euch erzähle, zunächst die Häuser, die, obgleich aus gewöhnlichem Steine, in einer künstlichen Materie verfertigt schienen. Dann seht Ihr die Luft: hier klar und heiter, dort trüb und finster. Betrachtet auch die wunderwürdigen Wolken in ihrer dichten Feuchtigkeit. Ein Teil davon im mittleren Gesichtsfeld näherte sich den Dächern der Häuser, die andern zogen sich ins zweitletzte Gesichtsfeld hinaus¹⁾, und rechts verlor sich alles in grau-schwarze Farbe. Ich staunte ob dem Farbenreichtum dieser Wolken. Die vordersten glühten in flammendem Sonnenfeuer und die hinteren röteten sich in gedämpfter mennigfarbener Glut. Ach, mit wie meisterhaften Pinselstrichen drängte die Natur den Äther²⁾ immer mehr nach hinten und entfernte ihn von den Häusern, geradeso wie es Vecellio macht, wenn er Landschaften malt. An manchen Stellen zeigte sich ein grünliches Azur, an anderen ein azurblaues Grün, wie es die grillenhafte Natur, die Meisterin der Meister gemischt hatte; und wie es ihr gefiel, so liess sie mit ihren Schattierungen die Formen bald zurück bald hervortreten; so dass ich, der ich ja weiss, wie innig Euer Pinsel von ihr, der Natur, beseelt ist, drei- und viermal ausrief: O Tizian, wo bleibt ihr nur!“

Zu diesem Briefe bemerkt De Sanctis³⁾: „Es ist auffallend, wie das Bild der Natur mit ihren Farben und Schattierungen keinerlei gemüt-

1) Nach links hinten (?) Der Text lautet: *i quali (nuvoli) in la principal veduta mezzi si stavano vicini ai tetti degli edificij, e mezzi nella penultima.* Die Übersetzung, die Chasles von diesem Briefe giebt (a. a. O. p. 454), ist eine ganz willkürliche und unzuverlässige Paraphrase. Die anderen Übersetzungen von Taine (*Voyage en Italie*) und Dumesnil, a. a. O. konnte ich bei der Revision leider nicht mehr zur Rate ziehen.

2) Die wolkenlose Luft.

3) D. S. *Storia della lett. it.* II, 136.

liche Erregung oder moralische Erhebung im Beschauer erzeugt, sondern nur die Bewunderung und das Staunen des Berufskünstlers, wies eben einem Italiener jener Zeit entspricht. Aretino schaut die Natur mit den Augen Tizians (a traverso il pennello di Tiziano).“

Beide Künste, Dichtung und Malerei hatten eine entschiedene Richtung aufs Gegenständliche und Sinnliche genommen, und da die Ausdrucksmittel des Malers dieser Tendenz entschieden besser zu Hilfe kommen, so war es natürlich, dass jener und nicht dieser die führende Rolle übernahm.

Es ist Aretinos Ruhm, sich diese Thatsache auch als Theoretiker zum Bewusstsein gebracht und zu Nutze gemacht zu haben. Gaspary hat das Richtige erkannt, wenn er sagt: „Technische Ausdrücke der Kunst, Bilder, welche aus ihrer Sphäre entnommen sind, verwendet Pietro gerne in seinen Briefen und anderen Schriften und zuweilen mit energischer Wirksamkeit. Er redet mit Bezug auf den (sprachlichen) Styl von Zeichnung, von Colorit, von dem Relief der Erfindung und der Miniatur der zierlichen Ausführung, und manche solche Bezeichnungen sind aus diesem künstlerischen Jahrhundert der Sprache der literarischen Kritik verblieben und dienen ihr noch heute in glücklicher Weise“¹⁾.

Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen und behaupten: Aretino hat sogar seine ganze originelle Anschauung vom Wesen der Künste zuerst aus der Beobachtung der bildenden Künste gewonnen und hat sie von da aus auch auf die Dichtkunst übertragen. Ein strikter Beweis, dass sich dieser psychische Prozess bei ihm gerade in dieser Reihenfolge vollzog, ist freilich kaum zu erbringen. Um so leichter ist es, die Sache plausibel zu machen. Dafür spricht ausser der damaligen Ueberlegenheit der Malerei über die Dichtkunst und ausser der angeborenen Neigung Aretinos zur Ersteren vor allem noch der Umstand, dass die theoretischen Fragen hier bei den bildenden Künsten viel einfacher lagen, und das künstlerische Schaffen durch pedantische Rücksichten nicht verkümmert wurde. Die „Nachahmung der Natur“ geschah hier meistens unmittelbar, und verhältnismässig selten durch das Medium konventioneller Formen und Vorlagen hindurch — wenigstens wollte es so das Prinzip der grossen Maler und Bildhauer jener Zeit. Leon Battista Alberti (*De pictura* III), Leonardo da Vinci (*Trattato della Pittura*) und Vasari sind sich darin durchaus einig. Einem unphilosophischen Kopf wie Aretino musste ausserdem das Verhältnis vom Modell zum Bild auf den ersten Blick schon viel fasslicher und ein-

1) *Gesch. d. it. Lit.* II, 468.

facher erscheinen als der abstrakte Vorgang dichterischen Schaffens. Die Malerei, glaubt ja auch das gewöhnliche Publikum, sei durch ein viel strafferes Band an das Gegenständliche, an das Modell gebunden, als der Dichter. Besonders die realistische Kunst der venezianischen Meister schien ganz unmittelbar zurückzuweisen auf die sinnliche Wirklichkeit als Urquell aller Kunst.

Es darf uns darum kaum Wunder nehmen, wenn ein Mann wie Aretino ein jedes Kunstwerk nur am Massstab dieser sinnlichen Wirklichkeit misst. So soll er denn von der Malerei die folgende Definition gegeben haben: „Ich behaupte daher in Kürze, dass Malerei nichts anderes als Nachahmung der Natur ist, und dass Jener, welcher sich ihr in seinen Werken am meisten nähert, auch der vorzüglichste Meister sei. . . . Es ist also Aufgabe des Malers, jedwedes Ding derart naturgetreu durch seine Kunst darzustellen, dass es selbst naturwahr scheine. Jener Maler also, dem diese Fähigkeit fehlt, ist kein Maler, während im Gegenteile derjenige der beste und vorzüglichste Maler bleibt, dessen Bilder am vollkommensten die Natur nachahmen“¹⁾).

Liest man nun in Aretinos Briefen die zahlreichen Stellen nach, wo er sich über Werke der bildenden Künste lobend oder tadelnd ausspricht, so findet man, dass er überall und immer nur nach ihrer Naturwahrheit sie beurteilt. Er steht in seiner Kritik durchaus auf dem Standpunkt des Verismus. An den Porträts weiss er nichts höheres zu rühmen als ihre frappante Ähnlichkeit, ein Lob das er in seiner rhetorischen Geschraubtheit bis zur Identifizierung des Porträts mit dem Modelle selbst übertreibt. So in den meisten seiner vielen Sonette auf Porträts. Z. B.

III, 35. La lor sembianza nel suo fronte altero
Ritratto ha Titiano huomo immortale;
Tal'che il dipinto è non men' ver, che il vero.

Anderswo spricht er von einem Porträt Karls V. das Tizian gemalt hatte in den folgenden Ausdrücken:

V, 53. Di man' di quella Idea, che la Natura
Imita in vivo e spirital disegno,
E del gran Carlo, il santo esempio degno,
Non pur' di Titian' Sacra pittura —

als habe das Modell selber aktiv mitgewirkt zur Herstellung des Bildes²⁾).

1) L. Dolce, L'Aretino, ovvero Dialogo della Pittura; Ven. 1557, der zum grossen Teil die Ansichten Aretino's, freilich in stark verwässerter Form, wiedergibt. Ich citiere nach der Übersetzung in „Quellenschr. f. Kunstgesch. u. Kunsttechnik des M. A. und der Renaiss.“ II, Wien 1871“.

2) Vgl. auch Lett. III, 259 A. M. Gian Paolo Pittore.

Sogar in den freierfundenen und grossen Kompositionen ist ihm die Naturwahrheit des Details ein sehr wichtiger Punkt. An Zeugnissen dafür fehlt es wahrhaftig nicht. Wir begnügen uns mit dem folgenden Brief an Tizian.

IV, 134. „Die Kopie des wahren und leibhaftigen Christusbildes für den Kaiser, die Ihr mir am Weihnachtsmorgen geschickt habt, ist das köstlichste Geschenk das je ein König seinem Günstling gab. Aus Dornen ist die Krone die Christus trägt, und Blut ist das Blut das von den Dornenspitzen träufelt, und anders kann die Geissel das Fleisch nicht schwellen machen von bläulichen Streifen als Euer göttlicher Pinsel gethan hat an den unsterblichen Gliedern des frommen Bildes“¹⁾.

Sogar die gemüthliche Wirkung des Kunstwerks ist für Aretino in aller erster Linie durch die Vollkommenheit der malerischen Illusion bedingt. Unsere symbolistische Malerei mit ihren technischen Unwahrscheinlichkeiten und Gezwungenheiten wäre ihm ein Buch mit sieben Siegeln gewesen. Je vollkommener die Täuschung, desto tiefer, meint er, müsse die Rührung sein; und er kann jene niemals vergessen über dieser. Man lese seine Beschreibung von Tizians Annunziata (Lett. I, 180) oder vom Petrus Martyr desselben Meisters (I, 171) oder von Francesco Salviatis Bekehrung Pauli (III, 176) und man wird sich davon auf's handgreiflichste überzeugen. Als er im „Dialog über die Malerei“²⁾ von der „Wirkungsmacht“ des Malers sprechen möchte, da hat er, ohne es zu merken, die Täuschungsmacht im Kopf, denn er sagt: „Dante charakterisiert vortrefflich die ganze Wirkungsmacht des Malers in folgenden Versen:

Morti li morti, e i vivi parean vivi:
Non vide me' di me chi vide il vero.“ (Purg. XII, 67.)

Gerade auf diese objektive Naturwahrheit gründet er die Überlegenheit Tizian's über alle zeitgenössischen Maler. Er erkennt das Kolorit als eines der wichtigsten Mittel zur Vervollständigung der malerischen Illusion³⁾; und so muss denn Michelangiolo bei ihm hinter Raphael und Raphael hinter Tizian zurückstehen. Wenn man die grösstnögliche Vollkommenheit der malerischen Illusion als höchstes Ziel in der Kunst gelten lässt, so ist diese Rangordnung auch durchaus gerecht.

1) Vgl. auch IV, 181 A Jacopo Tintore.

2) a. a. O. p. 70.

3) Dial. d. Pitt. a. a. O. p. 65f.

Das ist es also, was Aretino aus der venezianischen Malerei gelernt hat und was er nun auch auf die Dichtkunst übertragen wollte: die unbedingte Hochschätzung der Naturwahrheit. Der Prozess, der sich in seiner Seele vollzog, hat ein Analogon in der Neuzeit: wie hier die Erfindung der Photographie zum Realismus und zum Verismus führte, so gewann auch Aretino eine ganz neue Auffassung der Kunst aus seiner Berührung mit der venezianischen Malerei. Und wie es die Realisten und Veristen gethan haben, so wirft auch er alle überkommenen Konventionen von sich¹⁾, ungeduldig nach der Natur und nach eigenem Gutdünken zu schaffen und erklärt vor allem den Pedanten seinen Krieg. Berühmt und viel citiert ist sein revolutionärer Brief an Lodovico Dolce (I, 122).

„Wandelt immerzu die Wege, welche die Natur Eurem Streben weist, wenn Ihr wollt, dass Eure Schriften sogar von dem Papier, auf das Ihr sie schreibt, bewundert werden; und spottet der hungerigen Wort-Jäger, denn zwischen Nachahmen und Plagieren ist ein grosser Unterschied. . . . Heutzutage sind aller Ohren voll von uopo und altresì u. s. w. Das macht sich aber ebenso lächerlich, wie etwa ein Kavalier, der sich in einem Wams mit lauter goldenen Klunkern und mit einem tellerförmigen Baret sehen liesse. Man würde ihn für verrückt oder für maskiert halten. Und doch kleideten sich solchergestalt in früheren Zeiten einmal der Duca Borso und Bartolommeo Coglioni²⁾. Und was für einen Wert haben schöne Farben, wenn man damit nur Schnörkel ohne Dessin malt? Wert bekommen sie erst, wenn sie ein Michelagnolo mit seinen Pinselstrichen aufträgt, ein Mann, der die Natur und die Kunst so tief erschüttert hat, dass sie selbst nicht mehr wissen, wer von ihnen beiden Schülerin oder Meisterin ist. Um ein guter Maler zu sein, muss man noch etwas anderes können, als ein Stück Sammet oder eine Gürtelschnalle abmalen. Auf die Gestalten (Zeichnung und Entwurf)³⁾ kommt es an, sagte Giovanni von Udine, als Einige seine ausgezeichneten Grottesken bewunderten. Ich will es Euch nur sagen: die wahren Nachahmer von Petrarca und Boccaccio sind diejenigen, die ihre eigenen Eindrücke mit der Holdseligkeit und Grazie ausdrücken, mit der es Petrarca und Boccaccio gethan haben, nicht aber diejenigen,

1) Wir lassen uns durch seine Inkonsequenz in der Praxis und durch sporadische Widersprüche in seinen Äusserungen nicht irre führen und behalten nur das Wesentliche und Neue in Aretino's Anschauungen im Auge.

2) Colleoni, venezianischer Condottiere.

3) bambocci nennt es Aretino in seiner burschikosen Ausdrucksweise.

die ihre quinci, quindi, soventi und snelli und sogar auch ganze Verse stehlen . . . O irrende Schaar, ich sage Euch und wiederhole Euch, dass die Poesie eine Grille der Natur in ihrem Jubel ist, dass sie auf der eigenen Inspiration beruht, und wenn sie deren mangelt, so wird der poetische Gesang ein Tambourin ohne Schellen und ein Glockenturm ohne Glocken. Wer singen will und dazu nicht schon von den Windeln auf begnadet ist, der bleibt ein lauer Tropf; und wers nicht glaubt, der mag an einem Beispiel lernen: die Alchimisten haben mit unendlicher Mühe die Kunst ihrer geduldigen Habgier ausgedacht und doch nie Gold geschaffen — nur Scheingold; von der Natur aber wird es ohne die geringste Anstrengung klar und rein geboren. Darum folget mir, wenn ichs mit jenem weisen Maler halte, der, als man ihn fragte, wen er nachahme, auf eine Gruppe von Leuten deutete, indem er damit sagen wollte, dass er nach dem Leben und nach der Wirklichkeit arbeite; gerade so wie ichs mache, wenn ich spreche und schreibe. Die einfache Natur selbst, deren Sekretär ich bin, diktiert mir was ich schreibe, und mein Vaterland löst mir die Zunge, wenn die abergläubische Ehrfurcht vor fremdartiger Rede sie binden möchte. Lasst immerzu die Sudler „chènte“ und „scaltro“ in diesem und in jenem Sinn gebrauchen; Ihr aber haltet Euch ans nervige Fleisch und lasst die Haut den Pelikanen, die da stehen und mit ihrem leeren Diebsgehirn um einen Kreuzer Berühmtheit betteln. Ich ahme mich selbst nach, das ist gewiss! Denn die Natur ist eine reiche Gefährtin, die sich Dir nackend giebt, die Kunst aber ist eine schmarotzende Laus, die sich ansaugen muss. Darum bemühet Euch, Skulptoren des Sinnes und nicht Miniatoren der Vocabeln zu sein.“

Solche Ausbrüche sind nun aber nicht etwa bloss sporadisch. Aretino hat in seinen Schriften wohl mehr als hundertmal solche und ähnliche Gedanken in immer neuen und immer kühneren Wendungen proklamiert. — Er liebte es ja, seine patentierten Spezialitäten zu haben, die er mit marktschreierischer Grossprahlerei als seine litterarische Mission und höchst eigenes unveräusserliches Verdienst in Anspruch nahm. Dazu gehörte z. B. der schöne Beruf, den Fürsten und hohen Herren tüchtig die Wahrheit zu sagen. Mit Freuden griff er das Ariostische Schlagwort auf und nannte sich „die Geissel der Fürsten“. Ausserdem spielte er den Befreier und Protektor des Schriftstellerstandes und des verkannten Talents (*virtù*)¹⁾; und in ähnlicher Weise sollte nun

1) Z. B. Lett. I, 85: Adunque i buoni debbono avermi caro: perche io con il sangue militai sempre per la virtù: et per me solo a i nostri tempi veste di broccato,

auch der Krieg gegen die Pedanterie zu den spezifischen Missionen seines Schriftstellerdaseins gehören. Seine Orazia, das einzige Kunstwerk, das er mit wirklicher Sorgfalt ausgefeilt hat, sollte eine Konkurrenzleistung zur Beschämung der Pedanten und Gelehrten sein. So fordert er stolz im Prolog das Publikum heraus:

Or materia cangiando
 Piaccia a la vostra grazia
 Non pur di farvi attenti
 Nel muto del silenzio
 Mentre in note or di mele ora d'assenzio
 Straui e fieri accidenti
 Vi esprimerà l'Orazia
 Ma il tutto tra di Voi
 Considerate, e poi
 Giusta sentenza dando
 Circa lo stil di sì preclara istoria,
 Acciò chiaro s'intenda
 Se più mertano in sè lode di gloria
 De la Natura i discepoli o vero
 Gli scolari de l'arte.

Folgen wir eine Weile diesem Kriege gegen die Pedanten, wenigstens in seinen wichtigsten Etappen ¹⁾. Aretino geht natürlich von sich selbst aus und hat dabei zunächst mit der unwillkommenen Tatsache zu rechnen, dass die verhassten Pedanten ihm mindesten Etwas voraushaben: humanistische und philologische Bildung. Was thut er? Er rühmt sich laut seiner gottbegnadeten Ignoranz und leugnet den Wert der Bildung überhaupt. Er prahlt von der „Wissenschaft seiner Ignoranz“ ²⁾ und mit demütiger Unbescheidenheit schreibt er an Dolce: „Ja, Herr Gevatter, die Dienerin des Ruhmes beleuchtet meinen Namen mit einer Talkkerze und nicht mit einer Fackel, denn meine Ignoranz liegt auf der Hand . . . Ich, der ich die Schule nur als ABC-Schütze besuchte ³⁾, verdiene Nachsicht, wenn ich schlechte Verse mache, nicht aber Jene, die sich über der Kunst der Griechen und Lateiner den Kopf zerbrechen, alles besser wissen und ihren Ruhm in der Beobachtung

bee nelle coppe d'oro, si orna di gemme, ha de le collane, de i danari, cavalca da Reina, è servita da Imperadrice et riverita da Dea: è empio, chi non dice: ch'io l'ho riposta nel suo antico stato.

1) Wir können füglich abscheu von der gelegentlichen Verspottung der Pedanten in den Komödien Aretino's.

2) I, 77 la scienza della mia ignoranza.

3) Tanto . . . quanto intesi la Santa croce. la S. croce bedeutet in der familiären Sprache noch heute: das ABC.

eines Akuts oder eines Vokals suchen. Io (disse Gian Giordano) non so nè ballar, nè cantare, ma ch . . . rei come un asenazzo¹⁾. . . „Ich lache über die Pedanten, die sich einbilden, die ganze Bildung beruhe nur in der griechischen und lateinischen Sprache und behaupten, dass wer diese nicht verstehe, überhaupt nicht mitreden könne . . . Ich trage das Gesicht meines Geistes ohne Maske, und wenn ich auch kein Jota weiss, so kann ich doch den gelehrtesten zur Lehre dienen“²⁾. Seinem Freunde Doni schickt er ein philosophisches Buch ungelesen zurück mit dem Bemerkten: „Ich will resolut drauf losleben und kümmere mich nicht um Grübeleien und Ergründung des Wesens der Dinge“³⁾. „Ein langes Leben und eine lange Erfahrung lehren mehr als alle Lehrer und alle Bücher“⁴⁾. „Warum wollt Ihr im Eifer Eurer Freundschaft es bedauern, dass ich keine gelehrte Bildung (lettere) habe, wo doch das Streben nach einem guten Namen die beste Bildung ist, die der Mensch lernen kann und die Erfahrung die hervorragendste Wissenschaft?“ schreibt er an einen Freund⁵⁾. „Darin allein nur übe ich meinen Geist: Ehre erwerben und Umgang mit Menschen. Diese beiden Dinge lehren, was keine Schule weiss. Es wäre darum vernünftiger, wenn Ihr mich gebildet nänntet statt diejenigen, die Griechisch und Latein sprechen; darüber lachen die Nanna und die Pipa⁶⁾, wenn sie sich in der Sprache ihres gesunden Menschenverstandes unterhalten“.

Man sieht, dass Aretino, wie alle genialischen und selbstsicheren Ignoranten, Wissen, Bildung und Pedanterie auf einen Haufen wirft, um alles zusammen als unnötigen Ballast erklären zu können. Wer die eingetrocknete Wissenschaft des Cinquecento kennt, wird ihm aber kaum daraus einen grossen Vorwurf machen und wird es ihm auch gerne verzeihen, wenn er etwas übers Ziel hinausschiesst, wie in seiner schönsten und berühmtesten Invektive gegen die Pedanten. „Wie viel besser wäre es, wenn die grossen Herren sich freie, ergebene und wohlmeinende Personen im Hause halten wollten, statt sich mit der fuchsischen Bescheidenheit der Pedanten einzulassen, dieser Esel von anderleut's Büchern, die, nachdem sie die Toten zu Tode gehetzt und ausgeplündert haben, nicht ruhen bis sie auch die Lebendigen ans Kreuz

1) Lett. I, 199.

2) I, 247 f.

3) IV, 269.

4) V, 245.

5) III, 152.

6) Zwei Figuren aus den Ragionam. piac.

bringen. Wahr ist's, die Pedanterie hat den Medici vergiftet, die Pedanterie hat den Herzog Alexander ermordet und die Pedanterie hat den Ravenna ins Gefängnis gebracht¹⁾; und was noch schlimmer ist, sie hat die Ketzerei gegen unseren Glauben hervorgerufen durch den Mund des Erzpédanten Luther.⁴

Wenn Aretino das Werk Luthers einseitig beurteilte, so muss man ihm doch zugeben, dass gerade in der Politik der Renaissance das Bücherwissen manchen dummen Streich verschuldet hat; und man muss ihm auch zu seiner Ehre zugestehen, dass er trotz aller Modedienererei selbst in der Religion noch die pedantische Orthodoxie der Berufstheologen bekämpfte²⁾; ja sogar in der Kriegswissenschaft ist ihm die Pedanterie zuwider³⁾.

Die häufigste Form der litterarischen Pedanterie im 16. Jahrhundert ist wie gesagt der Ciceronianismus, Petrarchismus, Boccaccismus u. s. w. Aretino weiss genau, wie unzertrennlich diese Erscheinungen mit einander verwandt sind und bekämpft sie darum alle zumal.

„Den Pedanten die sagen, dass die besten Schriftsteller niemals vom Latein des Cicero abirren, antworte ich, dass jeder gute und ordentliche vulgäre Schriftsteller sich fast immer vom Toskanischen des Boccaccio fernhält⁴⁾. Wie Cicero die Sprache seiner Zeit und seines Volks geschrieben hat, so nimmt er auch für sich dasselbe Recht in Anspruch⁵⁾. Die präcisen Nachahmer der Trecentisten überschüttet er mit Hohn, so oft sich nur Gelegenheit bietet von ihnen zu reden, er nennt sie die pisciaquindi und cacaquinci⁶⁾, parodiert sie und hänselt sie.

Eine andere Form litterarischer Pedanterie waren die klassicierenden und philologischen Reformbestrebungen in der Orthographie und Grammatik. Auch dafür hatte Aretino nur verächtlichen Spott⁷⁾.

Diesem Kriege gegen die Pedanterie fehlt nun freilich auch nicht die komische Seite. So oft und so grimmig Aretino zu Felde ritt, es war ihm doch nicht vergönnt, einen lebendigen Pedanten aufzuspiesen.

1) Der Brief ist an den Kardinal von Ravenna gerichtet I, 143.

2) Vgl. ausser seinem Ipocrito und anderen gelegentlichen Ausfällen besonders seinen Brief an Antonio Brucioli I, 177 f. In späteren Jahren freilich geriet er immer mehr ins Fahrwasser der Gegenreformation.

3) V, 183. al Conte . . .

4) I, 210.

5) Vgl. II, 242; IV, 143.

6) II, 182. Die Zeugnisse sind zahllos und zum Teil auch schon gesammelt. VI, 269 nennt er die Pedanten: Don caca lettere e piscia dottrine.

7) Vgl. z. B. seinen köstlichen Brief an Clario IV, 291.

Er lebte im Hass mit der Pedanterie, aber in feiger Freundschaft mit den Pedanten; und gerade mit den tonangebenden Initiatoren pedantischer Reformbestrebungen, wie Trissino, Tolomei, Fortunio, Trifone u. a. hütete er sich wohl zu brechen. Im selben Verhältnis heuchlerischer Freundschaft stand er zum gefeierten Wortführer aller Pedanterie: Pietro Bembo¹⁾, den er mit den Andern zusammen in seinem allegorischen Traum nicht ohne ein feines spöttisches Lächeln verherrlicht hat. Ein ironisches Schicksal wollte es sogar, dass er mit seinen nächsten Gesinnungsgenossen, mit den kühnsten Antipetrarchisten in Fehde geraten sollte: Niccolo Franco, Anton Francesco Doni und Francesco Berni. Es lag in den damaligen Verhältnissen, dass sich die Schriftsteller nach persönlichen Rücksichten und nicht nach Kunstrichtungen zusammenschlossen.

Der Nachahmung Petrarca's stellt Aretino die unmittelbare Nachahmung der Natur und den Regeln der Theoretiker die Freiheit des gottbegnadeten Genies entgegen. Damit kommen wir zum positiven Teil seiner Bekenntnisse. Aretino's Auffassung des künstlerischen Genies nähert sich bedeutend den Ideen moderner Stürmer und Dränger. Wie diese, so will auch er eine freie, schrankenlose und unergründliche Naturkraft darunter verstanden wissen, zu deren Wesen bis zu einem gewissen Grade etwas Ungeschlachtetes und Wüstes gehört. Es mutet einen ganz merkwürdig an, wenn man mitten aus dem Blütezeitalter des Klassicismus heraus die tönende Stimme eines protzigen Kraftgenies vernimmt.

I, 200: *Si che leggendo le mie coglionerie, scusatini con voi stesso per ch'io son' più tosto Propheta, che Poeta.* I, 83: „Die Natur gab mir das Vorrecht einer grossen und freien Ausdrucksweise, und diese will ich nicht verfälschen; und die Himmel, die mich so geschaffen haben, schützen mich vor den Drohungen der Menschen.“

III, 176. „Ich kann die Natur, die mich so geschaffen hat, wie ich bin, nicht bändigen.“ I, 114. „Wenn der Geist Pasquinos mich in prophetischen Wahnsinn versetzt, so bin ich fürchtbarer als der Teufel, von dem Ihr auf der Kanzel gepredigt habt“ u. s. w.

Die der Renaissance eigene Ueberschätzung des Individuums hatte dazu geführt, dass man sich den Beinamen *Divino* zulegte, wobei man wahrscheinlich gerne an die neuplatonische Seelentheorie dachte²⁾. Ausser von einem „göttlichen Genie“ spricht Aretino auch gerne von einem

1) Vgl. die ausgezeichneten Bemerkungen von A. Graf, a. a. O. p. 59 f.

2) Allerdings suchte Aretino, dem *Divino* auch einen moralischen Sinn zu geben. V, 249 A Gadaldino.

ingegno fatale¹⁾, von einem „unbesieglichen“ oder „verschwenderischen“, ja sogar von einem „bestialischen“ Genie.

Ein Beweis von Genialität scheint ihm auch die Raschheit der Produktion²⁾. Verächtlich redet er von der „sesshaften Geduld der Pedanten“ und rühmt sich seiner Natur, die all ihre Erzeugnisse in zwei Stunden ausspeie“, sodass die sämtlichen Druckereien mit nichts anderem beschäftigt werden könnten, als mit dem Drucken seiner Werke, falls er nur ein Drittel der Zeit, die er wegwerfe, auf litterarische Thätigkeit verwenden wollte³⁾. „Ich lasse mir angelegen sein, die Charaktere mit derselben Lebendigkeit zu zeichnen, mit welcher der wunderbare Tizian dieses und jenes Gesicht portraitiert; und da die guten Maler hauptsächlich eine schöne Gruppe von skizzierten Figuren schätzen, so lasse ich meine Schriften drucken so wie sie sind und kümmerge mich nicht, Worte auszumalen, denn die Schwierigkeit liegt in der Zeichnung . . . und alles ist Possen ausser schnell und original zu sein“⁴⁾. Alles Nachgeahmte und Studierte nennt er mit einem sehr oft wiederkehrenden Lieblingsausdruck: *stitico* und *stitichezza* (Hartleibigkeit). Für die Improvisatoren und Stegreifdichter der Gassen und Marktplätze hat er warme Liebe und Bewunderung. Schon von Kind auf war ihm sein Landsmann Bernardo Accolti mit dem stolzen Beinamen *L'Unico Aretino* als leuchtendes Muster vorgeschwebt; einen andern Improvisator, einen gewissen Berna aus Pistoja feiert er in einem sehr launigen Briefe⁵⁾ und in einem nicht weniger interessantem Schreiben bemüht er sich um die Freundschaft eines modanesischen Bänkelsängers und Stegreifdichters⁶⁾, dessen Beruf und Leben er nicht ohne einen Anflug von Neid sich ausmalt und mit dem genialischen Treiben des Margutte⁷⁾ vergleicht.

Aretino aber war viel zu tief in die Geheimnisse der Maler- und Bildhauer-Ateliers eingeweiht, um über seiner Bewunderung für die rasche Produktion den Wert der geduldigen Uebung zu vergessen. Namentlich jungen Talenten gegenüber lässt er es nicht fehlen an Mahnungen zu fleissigem *Exercitium*: „Wisset, schreibt er einem gewissen Antonio

1) Z. B. anlässlich Michelangelos III, 45.

2) I, 99 u. 253.

3) III, 72.

4) I, 253.

5) III, 307.

6) III, 223f.

7) Margutte ist eine der gelungensten Figuren des *Morgante Maggiore* von Luigi Pulci, XVIII, 112ff.

Gallo, dass die Naturanlage ohne Uebung ein Samenkorn in einer Papierhülle ist¹⁾; den Jacopo Tiepolo ermahnt er in seinem unübersetzbaren Italienisch folgendermassen: Si che attendete, ô figliuolo alla Poesia, e non mancate a darci opra: dá che ci nasceste per darcela. Perseverate in tal cosa senza perdere hora in comporre versi e prose in più sorti; imperochè il miglior maestro che sia è il fare, le cui frequenze a fare insegnano, e più da loro che da altri impara chi fa.²⁾

Die höchste und wichtigste Eigenschaft des Genies aber ist die Originalität; und auf diesen Punkt legt Aretino den allergrössten Nachdruck. Wo immer er auf kunsttheoretische Fragen zu sprechen kommt, stellt er der Nachahmung die Originalität und der Kunst die Natur gegenüber. Das Genie ahme nur sich selbst nach, sagt er, und protestiert, dass sein Stil überhaupt nicht nachzuahmen und mit keinem andern zu verwechseln sei³⁾. Er hat sich mehrmals ausführlich über die Frage der Stilmachung ausgesprochen und nähert sich dabei beträchtlich den Anschauungen Petrarca's⁴⁾: Was man von anderen gelernt hat, soll man sich organisch assimilieren und zum individuellen Eigentum umgestalten⁵⁾. Den ähnlichen Stiltheorien entsprechen bei Petrarca und Aretino auch ähnliche Folgen: bei beiden führt das bewusste und krampfhaftes Streben nach Originalität zum rhetorischen Schwulst. Nur darf man nicht vergessen, dass Aretino mit dem lebendigen Idiom seiner Heimat zu thun hatte, während Petrarca seine Sprache an toten Schriftwerken lernen musste. Bekanntlich sind noch eine Reihe anderer Momente, die mit kunsttheoretischen Fragen nichts zu thun haben, für die Stilentwicklung Aretinos entscheidend geworden⁶⁾. Im grossen ganzen legte er, wie wir aus bereits citierten Zeugnissen sehen, auf stilistische Ausarbeitung („Wortminiatur“) einen sehr geringen Wert, denn das Hauptverdienst des Künstlers suchte er in der Erfindung („Zeichnung, Skizzierung“).

Wie den meisten Phantastikern des Genies, so erging es auch ihm: er überschätzte einigermassen den Wert der freien Erfindung neuer Motive. Bearbeitungen, Uebersetzungen, Redaktionen, Kommentare u. s. w. sind

1) I, 136 vgl. auch bes. VI, 145 a lo Arnigio.

2) V, 150.

3) I, 76 così chi si sforza di diventar me, nella fine non è pur lui. u. I, 84.

4) Ep. de rebus familiaribus et variis, ed. Fracassetti; Fir. 1859—63, XXII, 2; XXIII, 19. Vgl. auch meine Arbeit: Poetische Theorien in der ital. Frührenaissance, Berlin 1900 p. 46 ff.

5) Dies in Kürze der Sinn seiner längeren Ausführungen I, 122f. u. I, 247 ff.

6) Man vergleiche darüber seine eigenen Geständnisse Lett. II, 52, V, 107.

ihm ebenso verhasst wie die evidenten Nachahmungen¹⁾. Er sucht den Ruhm des Genies in der Manigfaltigkeit seiner Werke, in der verschwenderischen Fülle seiner Schöpfungen. Wenn er einem Künstler eine besondere Ehre erweisen will, so zählt er dessen sämtliche Werke auf. Eine unwillkürliche Vorliebe zieht ihn zu der überfließenden und formlosen Poesie des Volkes hin. Burchiello und Pulci²⁾ gehören zu seinen Lieblingen, die Dialektdichtung findet in ihm einen warmen Fürsprecher³⁾ und die Sprichwortweisheit und der Mutterwitz der untersten Klassen einen liebevollen Beobachter⁴⁾. Kurz überall sucht er das Originelle und das Natürliche, „Lebendig frei und kühn, nicht schüchtern knechtisch und lau will ein Kunstwerk sein, sonst wird es von Fürsten . . . und Volk . . . verachtet“ (V, 122) ruft er aus, und das Volk mit seinem „Es gefällt mir nicht“ oder „Es gefällt mir“ ist ihm ein ebenso autoritativer Kritiker wie die Kenner der Kunstliteratur⁵⁾. Aretino gehört zu den Ersten, die die grosse Rolle des Unbewussten in der Kunst erkannt haben. „Es ist gewiss, sagt er in seinem Brief an die Pedanten, dass die wahren Dichter oft etwas Wunderbares und durchaus Passendes sagen ohne ein Jota dran gedacht zu haben; deshalb vergleicht man sie mit den Quellen, die lebendiges, klares und schmackhaftes Wasser hervorsprudeln und nicht wissen wie und warum“⁶⁾.

So sehen wir zu unserem grossen Erstaunen wie Aretino in seinen Anschauungen die Poetik der Romantiker und die der Realisten miteinander vereinigt. Es ist nicht schwer zu erklären, wie dieses Wunder zu stande kommt: das grosse Evangelium Pietros ist die Natur, und zwar unterschiedslos die subjektive sowohl wie die objektive. Indem er die Natur des Künstlers, das Genie als höchstes Prinzip aufstellt, nähert er sich dem Subjektivismus und den Romantikern; indem er die objektive Natur, das Gegenständliche als Urquell der Kunst proklamiert, stellt er sich auf die Seite der Realisten und Veristen. Zum Realisten wurde er hauptsächlich durch den Kontakt mit der venezianischen Malerei und zum Romantiker wurde er hauptsächlich dank seinem Hasse gegen die Pedanten. — Und dank seinem göttlichen Leichtsinn hat er sich

1) Vgl. z. B. seinen Brief gegen Bernis Überarbeitung des Orlando innamorato II, 121 f.

2) II, 182 b.

3) V, 218 f. n. 264.

4) IV, 204, 236 u. 239 f.

5) VI, 286 f.

6) V, 299.

diese Doppelseitigkeit und diesen Widerspruch seiner Anschauungen nie zum Bewusstsein gebracht und muss nun darum uns Moderne besonders sympathisch berühren, die wir in gleicher Weise mit der romantischen und mit der veristischen Kunst liebäugeln und allseits ihre Vereinigung anstreben. — Man ist sich, glaube ich, dieser Doppelseitigkeit in Aretinos Anschauungen bis jetzt noch nicht genügend bewusst geworden. Wenn z. B. Gaspary von ihm sagt: „So giebt der verständige Verfechter des Natürlichen selbst das verderblichste Beispiel der Affektation und des Bombastes“¹⁾, so möchte er offenbar einen Widerspruch zwischen Aretinos Theorie und Praxis konstatieren, bedenkt aber nicht, dass dieser nemliche Widerspruch schon in der Theorie selbst besteht, und dass Aretino nicht bloss als „Fürsprecher des Vernünftigen und Natürlichen“ (p. 469 f.), sondern ebensowohl als Prophet des freien, wilden und unvernünftigen Genies „seine Bedeutung“ hat. Nach zwei Seiten hin also durchbrach Aretino den Bann der klassischen Renaissancepoetik: als Realist und als Romantiker.

Wir können uns nicht länger der Frage entziehen, ob denn Pietro mit seinen kühnen Anschauungen allein dastehe im Cinquecento, oder ob er nicht vielmehr eine ganze Gruppe Gesinnungsgenossen um sich habe. Gewiss giebt es eine solche Gruppe von Gegnern der herrschenden klassischen Kunstdichtung und der herrschenden Renaissancepoetik. Die wichtigsten Namen sind: Folengo, Berni, Doni, Franco, Ortensio Lando, etwa noch Giralaldi Cinzio u. a. Es ist zum Teile wenigstens jene ganze Schule, die Arturo Graf so ausgezeichnet charakterisiert hat mit den Worten: „Man könnte sie füglich die Unordentlichen (*gli scapigliati*) in der Litteratur des 16. Jahrhunderts nennen, eine handvoll Leute, die als abenteuerliche Freibeuter ihren Schriftstellerberuf ausüben . . . Sie haben keine sonderliche Bildung, aber Geist und sehr wohl auch guten Geschmack — wofern sie nicht — wie es freilich oft geschieht — absichtlich ins Bizarre und Paradoxe verfallen; sie ehren keine Autorität, hassen die Tradition, empören sich gegen die Regel, streben nach Neuem und bringen ihren eigenen Geschmack und eine unverwüstliche Kühnheit mit, die oft in Frechheit ausartet“²⁾.

Zu dieser Schule gehört auch Aretino. Seine Gesinnungsgenossen ins Auge zu fassen bietet sich mir vielleicht später einmal Gelegenheit. Soviel glaube ich aber jetzt schon versichern zu können, dass keiner

1) a. a. O. p. 474.

2) a. a. O. 45 f.

von ihnen ein so tiefes künstlerisches Verständnis und ein so sicheres divinatorisch-kritisches Genie besitzt wie unser vielgeschmähter Pietro. Wer hat z. B. — man gestatte mir diesen letzten Beleg — wer hat mit ähnlich umfassendem und tief dringendem Blick den grossen Stilumschwung erkannt, der sich noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf sämtlichen Gebieten der Kunst vollzog? Wer anders als Aretino wäre fähig gewesen, anlässlich einer cisellierten Scheere so geistreiche Beobachtungen zu machen, wie die folgenden, denen ich das Unrecht einer Uebersetzung nicht anthun möchte.

Brief I, 197 an Gianfrancesco Pocopanno:

Certamente se l'età nostra fusse buona, come è bella, non si invidiarieno l'eccellenze delle passate nè si dubitaria dell'inventioni future. Noi pur vediamo al sommo dei miracoli tutte l'arti et ogni cosa ridursi al magno. Ecco le forcicette mandatemi son piene di tropei rilevati e grandi. Veramente si cominciò a mutar verso tosto che si videro i panni di Leone in capella lavorati dalla seta, e da l'oro sopra i cartoni disegnati, e coloriti da Raphaello. Non si usano più fiori piccoli in damaschi, nè in razzi, le verdure delle spalliere compariscono di lontano, gli abiti tranno al lungo et al largo. Non si pate più il tormento, che ci davano le scarpe, ogni cosa si taglia, et arricchisce. Fino agli scrittori mostrano i caratteri patenti, e di ciò fa fede la maniera di messer Francesco Alunno, la pratica diligentia del quale fa confessare alle stampe d'essere scritte a mano, et allo scritto a penna d'essere stampato. Guardate, dove ha posto la pittura Michelagnolo con lo smisurato de le sue figure, dipinte con la maestà del giuditio, non col meschino de l'arte: per ciò fate da huomo naturalone dando tuono e suono al suono et al tuono de la poesia, risuscitando il morto de lo stile, con lo spirito dei subietti: perchè non c'è vivanda più satievole che il latte et il miele: e come tali condimenti provocano il fastidio del gusto, così il profumo de le paroline galanti induce la tossa a l'orecchie. Ma ciò sia detto con sopportatione di chi la intende altrimenti.

Ich erlasse mir die undankbare Aufgabe, all die kleinen und zahllosen theoretischen Widersprüche, Ungenauigkeiten und Inkonsequenzen, in die Aretino verfallen ist¹⁾, zusammenzulesen; in der Hauptsache bleibt darum sein ästhetischer Standpunkt nicht weniger fest, nicht weniger hervorragend und einheitlich. Um so lebhafter aber ist der schreiende

1) So ist es z. B. eine Konzession an die Renaissancepoetik mit ihrer Lehre von der Wahl des Stoffes und der idealen Nachahmung, wenn Aretino dem Lione empfiehlt, nur berühmte Leute zu porträtieren. (III, 152.)

Widerspruch zu bedauern, in den seine schriftstellerische Praxis zu seinem ästhetischen Gewissen getreten ist — ein Widerspruch dessen er sich selber sehr genau bewusst war, wenn er cynisch gestand, dass er sich nur des Geldgewinnes halber dem Geschmack und den Instinkten des grossen Publikums anpasse — ein empörender Widerspruch der uns Anlass giebt, unserer kleinen ästhetischen Untersuchung in ernster Nachdenklichkeit dieses moralische Schwänzchen anzuhängen: Schlechte Sitten verderben zuweilen den guten Geschmack.

Die Mathematik der Natur.

Von

Karl Boehm.

Die hohe Fakultät, bei welcher ich heute als ein Bittender erscheine, deren Vertreter mir die Ehre ihrer Gegenwart schenken, nennt sich die naturwissenschaftlich-mathematische, sie bezeichnet ihren Gegenstand als philosophiam naturalem; mit der ersten Hälfte des lateinischen Ausdruckes erinnert sie an die andere ehrwürdige Fakultät, aus deren Schosse sie selbst sich in neuer Zeit losgelöst hat, mit welcher sie an vielen Universitäten noch in offiziellem Zusammenhange steht, mit welcher sie den geistigen Zusammenhang nie verlieren sollte. Das Beiwort naturalis bezeichnet eine Abgrenzung der Arbeitsgebiete: Was wir erstreben, ist auch Philosophie, aber es ist eine Philosophie der Natur. Es dürfte schwer sein, eine gute Definition dessen zu geben, was hier Natur genannt wird. Vielleicht darf man sagen, dass mit diesem Worte der Inbegriff aller Erscheinungen mit Ausnahme der Erscheinungen des Selbstbewusstseins bezeichnet wird.

Aber eine Sonderung der Gegenstände allein würde die scharfe Trennung der beiden Wissenschaften und damit der beiden Fakultäten nicht erklären und rechtfertigen; es tritt hinzu ein fundamentaler Unterschied der Methode; und hier erinnern wir uns des anderen Namens, welchen unsere Fakultät sich beilegt. Wir wollen die Bezeichnung „naturwissenschaftlich-mathematisch“ so interpretieren, dass in ihrer Zusammensetzung mehr als eine Koordination gefunden wird, dass der Bindestrich zwischen den beiden Bestandteilen des Ausdruckes uns mehr als ein einfaches „und“ bedeutet. Mit anderen Worten: Nicht Naturwissenschaft und Mathematik, sondern mathematische Naturwissenschaft soll uns als Gegenstand und Ziel gelten, auf welches sich die Arbeit der Fakultät richtet. Ob diese Auslegung des Namens den Intentionen derjenigen

entspricht, welche den Namen gegeben haben, ob sie sich also vom historischen Gesichtspunkte aus rechtfertigen lässt, weiss ich nicht; sie dem Inhalte und Geiste nach zu rechtfertigen, soll das Ziel der folgenden Ausführungen sein.

Also mathematische Naturwissenschaft oder Naturwissenschaft nach mathematischer Methode. In diesen Worten liegt der Gegensatz der Fakultäten begründet. Nicht weil wir unsere Wissenschaft auf die Natur beschränken, sondern weil wir diese nach mathematischer Methode begreifen wollen, mussten unsere Wege sich von denen der Philosophie scheiden. Diese Emancipation der Naturwissenschaft ist ein Prozess, welcher sich im Verlaufe von drei Jahrhunderten allmählich vollzieht. Zu einem Bruche kommt es im neunzehnten Jahrhundert, in welchem die Philosophie einen letzten, genialen aber verzweifelten Versuch macht, das schon verlorene Gebiet zurückzuerobern, während die Naturwissenschaft mit grösserem Nachdruck als je zuvor die Worte der Platonischen Akademie über ihre Thore schreibt: *μηδεις αγνωμετρος ενδιδ' ειστω*. Nur wer mathematisch denkt, soll bei uns Eingang finden!

Wenn die Natur ein Gebiet ist, welches wir mit der Lehre von Grösse und Zahl zu durchforschen vermögen, so muss ein tiefer Zusammenhang zwischen der Natur und dieser Lehre bestehen. Insofern meine Ausführungen, welche bei der Kürze der Zeit und der Grösse des Gegenstandes leider sehr fragmentarisch bleiben müssen, von diesem Zusammenhange handeln werden, durfte ich sie mit dem Ausdrucke benennen, welchen Hegel über einen Abschnitt seiner Logik gesetzt hat: Die Mathematik der Natur.

Wenn man die Entwicklung der menschlichen Gedanken durch die Jahrhunderte verfolgt, so begegnet man nicht selten der höchst merkwürdigen Thatsache, dass gewisse Begriffe und Wahrheiten hervortreten, ehe ihre Zeit erfüllt ist, zu einer Zeit, welche für sie noch nicht reif erscheint. Es ist, als sei das Bild der Wahrheit im Traume dem Menschengeiste gezeigt worden, welcher nun — erwacht — mit einer undeutlichen Vorstellung dem Bilde nachstrebt. Als ein sehr bekanntes Beispiel dieser Art liesse sich der Satz anführen, dass jedes Ding aus einer Ursache folge, der Satz der Kausalität. Derselbe begegnet uns in irgend einer seiner unzähligen Formen bei den frühesten Anfängen des wissenschaftlichen Denkens. Und doch war es eine wissenschaftliche Leistung allerersten Ranges, als der junge Schopenhauer — durchdrungen von dem Lichte der Lehre Kants — es unternahm, den Inhalt des Satzes vom zureichenden Grunde in vollkommener Klarheit und Schärfe zu entwickeln. Mehr als

dieser Satz interessiert uns ein anderer, welcher mit ihm auf das engste verknüpft aber mit grösserer Unbestimmtheit ausgesprochen worden ist. Man redete in den Zeiten der Scholastik viel davon, dass in der Wirkung nichts enthalten sein könne, was nicht schon in der Ursache stecke, dass Ursache und Wirkung gleichen Inhalt besässen, dass sie gleich seien, und brachte diesen unklaren Gedanken in die Form des Satzes: *causa aequat effectum*, welchen man leider mit Newton's Satze von der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung konfundiert hat. Es lag jenem zuerst genannten Satze zu Grunde das dunkle Gefühl, dass in dem Wechsel der Erscheinungen nichts wahrhaft entstehen, nichts wahrhaft vergehen könne, dass Etwas immer konstant bleiben müsse, dass zwischen den sich ablösenden Naturvorgängen ein gewisser zahlenmässiger Zusammenhang bestehen müsse. Die Erfahrung schien den Gedanken nur zum Teil zu bestätigen. Man sah sich daher genötigt, mehrere Arten von Ursachen zu unterscheiden, je nachdem der erwähnte Satz auf sie angewandt werden konnte oder nicht. Kurz, man fand in dem Satze mehr Schwierigkeiten und Dunkelheiten, als Aufklärungen. Und doch enthielt er den Keim einer sehr tiefen Erkenntnis, welche in der Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts zur Entfaltung gelangen sollte, wovon wir uns im Verlaufe unserer Betrachtungen überzeugen werden. Solchen frühgeborenen Wahrheiten gegenüber können wir verschiedene Standpunkte einnehmen. Der eine ist der rein empiristische; auf demselben erscheinen uns solche dunklen Erkenntnisse als Erfahrungsthatfachen, als Resultate einer sehr unvollständigen, mangelhaften Erfahrung, hervorgegangen aus einer gewissen leichtsinnigen Neigung des menschlichen Verstandes, auf ungenügende, vereinzelte Beobachtungen Sätze von grösster Allgemeinheit zu gründen. Wir werden jener Erscheinung gegenüber einen ganz anderen Standpunkt einnehmen; wir erblicken in jenen unklaren und unentwickelten Ansprüchen Äusserungen unseres Erkenntniswillens, also nicht eigentlich Sätze, sondern Postulate der menschlichen Vernunft. Der Satz, von dem wir reden, würde demnach unter diesem Gesichtspunkt erscheinen als ein Ausdruck der Forderung: Wir wollen die Natur quantitativ erforschen, wir wollen sie messend, mathematisch begreifen. Oder: Wenn uns die Natur überhaupt begreiflich sein soll, muss sie uns mathematisch begreiflich sein. Welches ist nun der Sinn dieser Forderung? Was verstehen wir darunter: einen Naturvorgang mathematisch begreifen?

Wir müssen uns zunächst darüber klar werden, was es überhaupt heisst: ein Objekt, eine Erscheinung messen, und wollen in dieser Ab-

sicht unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Grössen richten, welche im eminenten Sinne „messbare“ genannt werden müssen, die Raumgrössen. Und hier beginnen wir mit der Behandlung der noch einfacheren Frage: Wie überzeugen wir uns von der Gleichheit räumlicher Gebilde? Die einfachste räumliche Figur wird gebildet von zwei Punkten, welche eine bestimmte Entfernung haben; und indem durch zwei Punkte immer eine gerade Linie gelegt werden kann, von welcher ein Stück durch die zwei Punkte abgegrenzt wird, können wir als einfachstes Raumgebilde eine durch zwei Punkte begrenzte gerade Strecke bezeichnen. Wie vergleichen wir Strecken? Wir tragen die eine Strecke durch den Raum und legen sie an die andere an; können wir die beiden Punktepaare, durch welche sie begrenzt sind, zur Deckung bringen, so nennen wir die Strecken gleich. Oder auch, wenn die zu vergleichenden Strecken eine räumliche Verschiebung unmittelbar nicht gestatten, also etwa an nicht transportablen Objekten, Gebäuden und dergleichen fixiert sind, so schaffen wir uns ein transportables Objekt, an welchem eine dritte Strecke markiert werden kann, einen Maassstab, und legen diese Vergleichungsstrecke zuerst an die eine, dann an die andere der beiden Strecken an, wobei wir uns des Grundsatzes bedienen: Sind zwei Grössen einer dritten gleich, so sind sie unter sich gleich. Das Charakteristische ist dort wie hier in dem Umstande zu erblicken, dass wir ein räumliches Gebilde, also in dem gewählten Fall eine Strecke, durch den Raum bewegen und dabei die Überzeugung besitzen, dass das Gebilde dasselbe bleibt, dass also die Eigenschaften einer räumlichen Figur unabhängig sind von dem Ort, an welchem sie konstruiert wird. Darauf allein beruht die Möglichkeit, einen Maassstab zu verwenden. Die erwähnte Thatsache ist eine Eigentümlichkeit unserer Raumschauung, ja es ist die einzig charakteristische Eigenschaft unserer Raumschauung, die Wurzel aller Geometrie, was Helmholtz in einer tiefsinnigen Abhandlung über die Grundlagen der Geometrie mathematisch bewiesen hat. Jedoch hat schon vor ihm Schopenhauer in seiner oben erwähnten Abhandlung mit unzweideutigen Worten die Vermutung ausgesprochen, dass die neun Axiome des Euclid mit jener einfachen Thatsache vollkommen äquivalent seien. Da die bedeutende Stelle bisher der Aufmerksamkeit der Leser entgangen zu sein scheint, so erlaube ich mir, Ihnen dieselbe vorzulegen; sie findet sich im sechsten Kapitel, genauer im § 39 der Schrift „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ und lautet: „Die blosser Einsicht nun, dass ein solcher Unterschied des Orts die übrige Identität nicht aufhebt, scheint mir jene neun Axiome ersetzen zu können

und dem Wesen der Wissenschaft, deren Zweck es ist, das Einzelne aus dem Allgemeinen zu erkennen, angemessener zu seyn, als die Aufstellung neun verschiedener Axiome, die auf Einer Einsicht beruhen. Alsdann nämlich wird von den geometrischen Figuren gelten, was Aristoteles, *Metaph. X, 3* sagt: *εν τούτοις ἡ ἰσότης ἐνόηται* (in illis aequalitas unitas est“).

Diese Bemerkung, durch welche wir den Gang unserer Betrachtungen unterbrochen haben, raubt dem Verdienste von Helmholtz keinen Schimmer von seinem Glanze; aber sie veranlasst uns, Schopenhauern, dem prachtvollen — von naturwissenschaftlicher Seite oft ungebührlich angefeindeten — Denker, einen ehrenvollen Platz einzuräumen unter den Männern, welche sich das Ziel gesetzt haben, die Grundlagen der Geometrie zu erforschen und klar zu legen.

Wir kehren zu unserem Thema zurück.

Hier fragen wir uns: Giebt es etwas Ähnliches auch für nicht räumliche Gebilde, für andere Erscheinungsformen? Können wir eine Erscheinung, welche nicht räumlich ist, mit uns forttragen, sie unter veränderten Umständen reproduzieren, als dieselbe erkennen, sagen: Dies ist dieselbe Erscheinung? Ein Beispiel: Wir hören einen Ton von bestimmter Höhe; können wir diesen in unserem Gefühl festhalten, nachdem er verklungen ist, und können wir dann, wenn wir unter anderen Umständen einen Ton hören, diesen mit unserem Erinnerungsbilde vergleichen? Bis zu einem gewissen Grade, ja. Das musikalisch geübte Ohr weiss die absolute Tonhöhe zu beurteilen; der Violinspieler hat das *a*, nach welchem er sein Instrument stimmt, ziemlich sicher im Gefühl. Aber selbst das musikalisch geschulte Gehör können wir in Verlegenheit bringen, wir können ihm gewissermassen Fallen stellen. Wenn ein Dirigent einen Chor *a capella* singen lässt, so kann er zu Beginn die Tonart sehr wohl im Gefühl haben, den Ton selbst angeben; wenn nun aber die Sänger während des Vortrages allmählich um ein Geringes in die Tiefe oder in die Höhe ziehen, so wird — wenn ihm nicht besondere Umstände zu Hilfe kommen — am Schlusse selbst der gewiegte Musiker nicht mit Sicherheit für die Reinheit des Tones garantieren können; er wird genötigt sein, dieselbe auf andere Weise zu kontrollieren; er wird z. B. eine Stimmgabel zu Hülfe nehmen. Sehen wir zu, auf welchen Voraussetzungen diese Art der Kontrolle beruht. Zunächst auf der Annahme, dass die gleiche Ursache stets die gleiche Wirkung hervorbringt, dass dieselbe Stimmgabel immer denselben Ton erzeugt; sodann auf der anderen Annahme, dass die Stimmgabel dieselbe ist, die sie vorher war. Das ist

ja allerdings nicht genau richtig; wenn die Stimmgabel verrostet oder abgenutzt wird, bleibt sie nicht dieselbe; aber von solchen stofflichen Veränderungen abgesehen, ist sie ein Ding, dessen Eigenschaft als tonerzeugendes Mittel mit seinen räumlichen Dimensionen zusammenhängt, deren Unveränderlichkeit uns ein Grundsatz ist.

Oder ein anderes Beispiel: Die Wärmeszustände. Diese können wir noch weniger als die Tonempfindungen im Gefühl festhalten. Sie erinnern sich, dass von griechischen Soldaten erzählt wird, sie seien im heissen Asien auf eine Quelle gestossen, deren Wasser nachts warm, am Tage kühl gewesen sei. Das lag natürlich nicht an der Quelle, sondern an den körperlichen Zuständen, in welchen die Beobachter zu den verschiedenen Tageszeiten an die Quelle herantraten; diese Zustände wiederum waren von der wechselnden Temperatur der Luft beeinflusst. Jedermann weiss, dass derselbe Keller, dessen Temperatur uns im Sommer schauern macht, im Winter einen angenehm temperierten Aufenthaltsort darbietet. Kurz, alle unsere Temperaturempfindungen sind dermassen von äusseren Umständen und von der wechselnden Beschaffenheit unserer Organe abhängig, dermassen relativ und subjektiv, dass von einem Festhalten solcher Eindrücke nicht die Rede sein kann.

Aber wir bemerken, dass ein bestimmtes Quantum einer Flüssigkeit oder eines Gases, das wir in eine Glasröhre einschliessen, sein Volumen mit den Temperaturschwankungen, welche wir empfinden, wechselt. Das Volumen aber ist eine räumliche Grösse, welche wir mit dem Maassstabe messen können — wie wir es ja an jedem Thermometer thun — welche wir zu jeder Zeit zu rekonstruieren, wiederzuerkennen im Stande sind. Indem wir nun annehmen, dass einem bestimmten Temperaturzustande ein ganz bestimmtes Volumen stets entspricht, können wir zwei Temperaturen auch dann für identisch erklären, wenn eine direkte Vergleichung nicht möglich ist; wir sind von unseren subjektiven Empfindungen frei geworden.

Wir ersehen aus diesen Beispielen, dass wir, um irgend welche nicht räumliche gleichartige Erscheinungsformen festhalten und vergleichen zu können, denselben irgend eine räumliche Grösse zuordnen. Dass sich solche Grössen ausfindig machen lassen, ist eben ein Teil jenes tiefen Zusammenhanges, welchen wir die Mathematik der Natur nennen.

Damit aber ist das Wesen der messenden Thätigkeit noch nicht erschöpft; wir interpretieren vielmehr durch diese noch etwas in die Erscheinungen hinein, was zunächst nicht in denselben zu liegen scheint. Um zu sehen, worin dieses Etwas besteht, knüpfen wir wieder an die

Raumgrössen an, welche ja für uns die messbaren Grössen *κατ' εἰσότητα* sind. Wir haben bisher nur von der Gleichheit räumlicher Gebilde gesprochen. Gleichartige Grössen — also z. B. Strecken — stehen aber auch dann in einem ganz bestimmten Verhältnis zu einander, wenn sie nicht gleich sind. Wir können die kleinere von zwei ungleichen Strecken an die grössere so anlegen, dass der eine Grenzpunkt der kleinen mit dem einen Grenzpunkt der grösseren zusammen, der zweite Grenzpunkt der kleineren in die grössere Strecke hineinfällt; von ihm ausgehend können wir die kleinere Strecke nochmals abtragen und — in dieser Weise fortfahrend — entscheiden, wie oft sie in der grösseren enthalten ist. Erhalten wir keine ganze Zahl, so kann es doch möglich sein, dass wir uns eine dritte Strecke verschaffen von solcher Grösse, dass sowohl die kleine als die grosse Strecke ein ganzzahliges Vielfaches der Vergleichungsstrecke ist. Auf kompliziertere Fälle gehen wir hier nicht ein. Die Thatsache, dass eine Strecke das Vielfache der anderen ist, lässt sich nicht weiter begrifflich erklären, bedarf auch einer solchen Erklärung nicht, denn sie wurzelt unmittelbar in der Anschauung. Das gegenseitige Verhältnis zweier ungleicher Raumgrössen drücken wir demnach durch die Zahl aus.

Was aber ist die Zahl?

Die Zahl entspringt aus der Anschauungsform der Zeit, wie die Raumgrösse aus der des Raumes. In der That: Zeit ist das Vermögen, die Succession, die Aufeinanderfolge der Erscheinungen wahrzunehmen. Folgen nun gleiche Erscheinungen auf einander — seien es nun gleiche Objekte, welche wir nach einander auffassen oder sei es die regelmässige Wiederkehr derselben astronomischen Vorgänge, welche wir beobachten — so geben wir jeder dieser Erscheinungen ein Zeichen (da ja die qualitative Unterscheidung bei gleichen Erscheinungen nicht ausreicht); diese Zeichen sind die Zahlen. Die Verknüpfung dieser Zeichen, also die Operationen, welche wir arithmetische nennen, das Rechnen, unterliegt gewissen Gesetzen, welche in den Axiomen der Arithmetik ausgesprochen sind. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welches der Ursprung dieser Axiome ist. Wahrscheinlich entspringen dieselben einem Zusammenwirken des Sinnes der äusseren, also räumlichen, Anschauung mit dem Zeitsinne. Sicher ist nur — und das ist für unsere Zwecke vollkommen ausreichend — dass die betreffenden Axiome, auf Raumgrössen angewandt, unmittelbar anschaulich werden.

Alle diese Beziehungen nun, welche in dem Reiche der Zahl herrschen, übertragen wir demnach auf die Erscheinungen, welche wir, um

sie vergleichen zu können, mit gewissen Raumgrößen in Verbindung bringen. Wenn wir zwei Lichtquellen vor uns haben, so können wir sagen, ob dieselben gleich intensiv sind (wir haben sogar Mittel, dies sehr genau zu entscheiden), oder ob die eine intensiver ist als die andere; mehr als dies liegt nicht in unserer Empfindung. Definieren wir aber die Lichtstärke einer Lichtquelle durch eine Funktion der räumlichen Entfernung, in welcher sie dieselbe Wirkung hervorbringt wie eine „Normalkerze“ von gewisser Grösse und Beschaffenheit sie in der Einheit der Entfernung erzeugt, so übertragen wir das Zahlenverhältnis, in welchem die gemessenen Entfernungen stehen, und welches nur auf diese angewandt einen eigentlichen Sinn hat, auch auf die Lichtwirkungen selbst, so dass wir etwa sagen können, die eine Lichtquelle sei 10,5 mal heller als die andere. Aber es ist klar, dass von einem solchen Zahlenverhältnis ursprünglich keine Spur in unserer Empfindung vorhanden ist.

Wir sehen, dass in jedem Erscheinungsgebiet, welches wir der wissenschaftlichen Forschung zugänglich machen wollen, der erste und wichtigste Schritt darin besteht, dass wir den Maassstab festlegen, mit welchem wir die betreffenden Erscheinungen messen. Es ist zu bedauern, dass uns hier die Zeit fehlt, die Lehre von den physikalischen Maassen in alle Disziplinen hinein zu verfolgen. Einzelnes haben wir bereits kennen gelernt: Für Tonhöhen gaben die räumlichen Dimensionen schwingender Körper einen Anhaltspunkt für die Messung, welche in der Beobachtung der Schwingungszahlen sich vollendet; für Wärmeszustände haben wir in dem Volumen ein Mass gefunden; Lichtstärken messen wir durch die Entfernungen, in welchen verschiedene Lichtquellen dieselbe Helligkeit hervorbringen, Lichtarten, also Farben des Lichtes, durch die Grösse der Ablenkung, welche die Strahlen durch ein Prisma erleiden u. s. f. Es ist vielleicht die grossartigste Leistung in jeder Wissenschaft, diesen ersten Schritt zu thun. Sie sehen — hochgeehrte Anwesende — wie in unseren Tagen durch die Verwertung einer, vor einem Jahrhundert noch fast unerforschten Naturkraft, der Elektrizität, die Industrie eine wahre Umwälzung, der Verkehr einen ungeahnten Aufschwung, das Antlitz unserer Städte eine tiefgreifende Veränderung erfährt; dass wir die Arbeit eines Wasserfalles in einem dünnen Drahte nach meilenweit entfernten Orten leiten können, um hier die Nacht zum Tage zu machen. Alles dies wäre nicht möglich ohne die genaue Abschätzung der einzelnen Wirkungen jener Kräfte gegen einander. Dass wir dazu im Stande sind, ist das Resultat der wissenschaftlichen Arbeit eines Jahrhunderts. Aber wenn uns die Aufgabe gestellt würde, diejenige That zu bezeichnen,

welche jenen Fortschritt am mächtigsten gefördert hat, ja dessen Wurzel und Bedingung ist, so müssten wir die Namen der beiden Männer nennen, deren Standbild vor einem Jahre in der Stadt ihrer Wirksamkeit, in Göttingen, enthüllt, deren Grösse bei dieser Gelegenheit aufs neue gefeiert worden ist, den Namen des herrlichsten aller Mathematiker Carl Friedrich Gauss und den des vortrefflichen Physikers Wilhelm Weber. Diese beiden sind es gewesen, welche das Maasssystem für elektrische und magnetische Grössen geschaffen haben. Ich wüsste keine genialere wissenschaftliche Leistung auf diesem Gebiete zu nennen.

Unser Ziel, die mathematische Naturwissenschaft, ist mit diesem ersten Schritt, mit der Festlegung des Maassstabes für die einzelnen Erscheinungsformen, noch nicht erreicht. Wir haben durch ihn eine unendliche Verfeinerung unserer Nomenklatur erzielt, statt eines Namens, welcher eine Fülle gleichartiger Zustände oder Erscheinungen unter sich begreift, haben wir eine ganze Skala von Bezeichnungen, durch welche jede einzelne individuelle Erscheinung charakterisiert und von anderen gleichartigen unterschieden wird; statt der Bezeichnungen warm und kalt haben wir die ganze Skala der Temperaturen. Wir haben metrische Beziehungen zwischen gleichartigen Erscheinungen; aber bis jetzt nur zwischen solchen. Und unser Ziel ist, die Natur zu erforschen; diese aber präsentiert uns nicht die einzelnen Arten von Erscheinungen reinlich gesondert, wie sie der Menschenverstand sondern muss. Im Gegenteil. Wir finden die Erscheinungen im ewigen Wechsel; wir sehen sie in buntem Reigen sich durchschlingen und die Gestalten tauschen.

Der Hammer des Schmiedes fällt auf den Amboss; die Bewegung hört auf, sie verschwindet. Und statt ihrer etwas ganz anderes: Wärme und Schall. Wenn der Schlag stark genug ist und einige Male wiederholt wird, so sehen wir auch noch etwas anderes entstehen: Das Eisen glüht, es leuchtet, also Lichtwirkung.

Und wir beobachten unter dem Kessel der Dampfmaschine, dass eine chemische Individualität, die Kohle, vernichtet oder doch verwandelt wird. Und durch diese Verwandlung entsteht Wärme; diese Wärme aber wird wiederum vernichtet, sie setzt sich um in das Getriebe der Räder und Stangen; und dieses erzeugt in einem Drahte jenes geheimnisvolle Etwas, das wir elektrischen Strom nennen; den Strom können wir zwingen, ein Metall aus seinen Verbindungen auszuschneiden, also wiederum chemische Individualitäten entstehen und vergehen zu lassen: Ein Kreislauf ohne Anfang und Ende.

Und wir haben für jede Erscheinungsform einen besonderen Maassstab; für die mechanische Arbeit einen, für die Wärmeercheinungen einen anderen u. s. f. Wenn nun im Wechsel eine Erscheinung in die andere übergeht, so stehen wir da und blicken der Erscheinung nach, ratlos, wie am Ufer eines Stromes stehend, über welchen kein Steg führt.

Dass sich aber eine Brücke schlagen lässt von der einen Erscheinungsform zur andern, das ist die grosse naturwissenschaftliche Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts. In ihr vollendet sich jener grosse Zusammenhang, die Mathematik der Natur, von der wir reden.

Und wieder sind es zwei Männer, an deren Namen die ruhmvolle Entdeckung sich knüpft. Beiden hat man Standbilder errichtet; aber sie stehen nicht wie Gauss und Weber friedlich auf demselben Sockel vereint, sondern durch viele Meilen getrennt, so wie sie auch im Leben keinen Berührungspunkt fanden. Das Denkmal des einen steht in einem kleinen süddeutschen Städtchen, in welchem er geboren war und freudlos sein Leben beschloss, das des anderen in der Hauptstadt des deutschen Reiches, deren Glanz durch die Gegenwart des Mannes während mehrerer Jahrzehnte erhöht wurde. Die beiden Namen sind Robert Mayer und Hermann Helmholtz. Die Entdeckung, welche sie beide unabhängig von einander gemacht haben, liegt in folgendem:

Erscheinungen gehen in andere Erscheinungen über, d. h. etwas verschwindet und etwas anderes entsteht an dessen Stelle. Was verschwindet und was entsteht, können wir zunächst qualitativ, also mit einem Namen bezeichnen, z. B. hier verschwindet Bewegung und entsteht Wärme.

Aber wir haben gelernt, eine Erscheinung viel genauer zu definieren als es durch den Namen geschieht, indem wir sie messen, sie durch gewisse Zahlengrössen charakterisieren. Die Bewegung eines Körpers wird charakterisiert durch seine Masse (sein Gewicht), welches eine Zahl ist und durch seine Geschwindigkeit, welche ein Zahlenverhältnis, also wiederum eine Zahl ist. Statt der Geschwindigkeit können wir auch die Höhe, aus welcher ein Körper herabgefallen ist, einführen. Ein Wärmezustand wird bestimmt durch den Stoff und die Masse des erwärmten Körpers und seine Temperatur, welche wir mit dem Thermometer, also ebenfalls zahlenmässig, feststellen können. Und nun besteht nicht nur zwischen der Art der Erscheinungen, welche in einander übergehen, sondern auch zwischen jenen Zahlen, durch welche die beiden Zustände definiert sind, eine feste Beziehung.

Dies ist eben die grosse Entdeckung.

Nicht nur entsteht aus Bewegung unter gewissen Umständen stets Wärme, sondern es entspricht einer bestimmten Bewegung immer ein ganz bestimmter Wärmevergange: Ein Kilogrammgewicht, welches wir durch eine Höhe von 427,5 m herabfallen lassen, erzeugt durch seinen Aufschlag eine Wärmemenge, welche im Stande ist, ein Liter Wasser von 15° des Lufthermometers um 1° zu erwärmen.

Zwischen den Maassstäben verschiedener Erscheinungsformen bestehen feste Zusammenhänge. Nun kann man stets aus den Zahlen, welche einen Zustand definieren, einen Ausdruck nach bestimmten Regeln zusammensetzen von solcher Art, dass, wenn zwei Zustände in einander übergehen, der für den ersten — verschwindenden — Zustand gebildete Ausdruck dem für den zweiten — entstehenden — Zustand gebildeten Ausdrucke gleich wird. Diesen Ausdruck nennt man die Energie. Die Energie bleibt also im Wechsel der Erscheinungen konstant; daher heisst das von Mayer und Helmholtz entdeckte Gesetz „das Gesetz von der Erhaltung der Energie“. Wir müssen dasselbe als ein Resultat der Erfahrung ansehen, wie es auch Helmholtz selbst stets als Erfahrungssatz bezeichnet. Dass aber so etwas wie das Gesetz von der Erhaltung der Energie existieren müsse, ein gewisser zahlenmässiger Zusammenhang der Erscheinungen, das liegt in dem Postulate der mathematischen Naturwissenschaft. Ehe wir die mathematischen Gesetze der Natur suchen, müssen wir annehmen, dass dieselbe überhaupt mathematisch begreiflich sei. Und in diesem Sinne können wir sagen, dass der alte Satz von der Gleichheit der Ursache und der Wirkung sich erfüllt hat in dem Gesetz von der Erhaltung der Energie.

Die vorhergehenden Ausführungen haben gezeigt, welches das Wesen der mathematischen Naturforschung ist. Jeder Erscheinung ordnet sie eine Grösse zu, welche im Raume ist und mit der Intensität der Erscheinung sich verändert, so dass durch die Angabe einer Zahl, durch welche die Grösse der räumlichen Veränderlichen fixiert wird, auch die zugehörige Erscheinung eindeutig bestimmt wird, welche nun auch unter veränderten Umständen wiedererkannt werden kann. Sehen wir von der Bedeutung ab, welche jeder einzelnen unter diesen Raumgrössen — als dem Bestimmungsstück einer Naturerscheinung — zukommt, so erhalten wir statt eines Komplexes von Erscheinungen eine Vielheit von Raumgrössen, welche sich in einem gesetzmässigen Zusammenhange verändern. Veränderungen von Raumgrössen sind Bewegungen. Die Mannigfaltigkeit der Vorgänge in der Natur erscheint unter dem Bilde eines Komplexes gesetzmässig verknüpfter Bewegungen; oder, wie wir auch sagen

können, unter dem Bilde eines Mechanismus; gleichviel ob wir diesen aus Stangen, Rädern, Rollen und Schnüren greifbar zusammensetzen, oder ob wir ihn nur in Gedanken konstruieren. Die einzelnen Teile des Mechanismus verschieben sich gegen einander um Strecken, deren Grösse in einem bestimmten Verhältnisse steht zu den Veränderungen der durch sie repräsentierten Erscheinungen, wenn diese mit dem für die betreffende Erscheinungsform gültigen Maassstab gemessen werden. Der Mechanismus liefert uns also ein Modell des Naturvorganges, welchen wir betrachten. Die ganze Natur wird sich uns, wenn wir einmal dahin gelangt sind, für alle Erscheinungen den Maassstab zu finden, darstellen als eine unendliche Mannigfaltigkeit von Bewegungen, welche nach bestimmten Gesetzen vor sich gehen; diese Auffassung der Natur nennt man die mechanistische; dieselbe ist eine unmittelbare Konsequenz der mathematischen Naturbetrachtung, derselben mathematischen Naturbetrachtung, welche — wie wir gesehen haben — sich vollendet in dem Gesetze von der Erhaltung der Energie.

Und nun ereignete sich das Merkwürdige, dass die heftigsten Angriffe gegen die mechanistische Anschauung von den Männern erhoben wurden, deren erklärtes Ziel es war, die Lehre von der Energie zu entwickeln und auf alle Gebiete der Naturwissenschaft auszudehnen. Diese Lehre war für uns nur der Ausdruck des zahlenmässigen Zusammenhangs aller Erscheinungen, welcher direkt zu der mechanistischen Auffassung der Natur führte. Die Energie nun, welche wir so nüchtern definiert haben, wurde für die Energetiker ein geheimnisvolles Etwas, das Alles ist, von dem alle Erscheinungen der Natur nur ein schillernder Abglanz sind, ein Wesen von solcher Erhabenheit und zugleich Zartheit, dass jede mechanische Vorstellung schon als Lästerung erschien. Und deshalb haben sie ihren Kriegsruf in die Worte des mosaischen Gesetzes gekleidet: „Du sollst Dir kein Bild machen!“ Uns, die wir in der mechanistischen wie in der energetischen Auffassung eine Form der mathematischen Naturerkenntnis erblicken, erscheint der Streit als ein wesenloser: Zwei Genossen, die gemeinsam einen hohen Berg erstiegen haben, und nun, da sie oben auf dem Gipfel stehen, statt sich zu stützen und an einander zu klammern, einen Streit erheben und sich gegenseitig herabzustürzen drohen. Wollen wir jenem Kriegsruf erwidern, so werden wir sagen, dass alle Völker sich ein Bild ihres Gottes gemacht haben, und dass der Nachdruck jenes Gesetzes auf dem Zusatz liegt: „dasselbe anzubeten“. Wenn wir das thun, wenn wir die mechanischen Modelle für mehr als blosse Vorstellungsbilder halten, wenn wir in ihnen die

Wahrheit selbst zu erblicken glauben, dann allerdings treiben wir einen wissenschaftlichen Götzendienst. Aber einer so plumpen Vorstellung hat sich wohl kaum ein Anhänger der mechanistischen Auffassung der Natur schuldig gemacht. Dass diese Auffassung mit der Energetik nicht im Widerspruche steht, zeigt uns Meister Helmholtz. Derselbe Forscher, welchem wir die Kenntnis des Gesetzes der Energie verdanken, hat die Wissenschaft der Mechanik mit besonderer Liebe gepflegt, ihre Grundlagen befestigt und vertieft, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch in der — gegen das Ende seiner ruhmvollen Laufbahn immer deutlicher hervortretenden — Absicht, die Domäne der Mechanik zu erweitern, sie fähig zu machen, uns Bilder zu liefern für die verschiedenartigsten Vorgänge der Natur.

Also der Strom der Wissenschaft wird sich über diesem in seltsamer Verwirrung der Begriffe gebildeten Strudel wieder schliessen; seine Kräfte werden vereint nach einer Richtung strömen und die Mathematik in immer entlegene Gebiete tragen.

Nun liegt uns noch eines am Herzen.

Werden wir diesen Siegeszug der Mathematik, welchen wir voraussehen, mit Freude begrüssen? Werden wir nicht vielmehr befürchten müssen, dass mit der Herrschaft der Mathematik das Schöne aus der Welt verschwinden, dass die Wissenschaft über die bunte Welt der Erscheinungen den grauen Schleier ihrer Abstraktionen breiten, die reiche Fülle der Natur sich auflösen werde in ein armseliges Spiel mit Zahlen und geometrischen Gebilden? Ich will derartige Befürchtungen, wie sie nicht selten ausgesprochen werden, nicht zu widerlegen suchen, indem ich darauf hinweise, dass wir bei vielen der grössten Vertreter der mathematischen Naturforschung eine warm empfindende Künstlerseele finden; ich bräuchte nur den Namen Helmholtz zu nennen. Aber ich will mich dieses Argumentes nicht bedienen; denn Sie könnten mir noch glänzendere Namen entgegenhalten, ja den glänzendsten aller Namen, den Namen Goethe. Die Erscheinung Goethes ist so riesengross, sein Geist durchflutet so sehr alle Adern des geistigen Lebens unserer Zeit, dass wir nur mit unfrohen Gefühlen eine Bahn beschreiten möchten, auf welcher er nicht mit uns wäre. Aber ich glaube, wir dürfen mit seinem Segen reisen. Wohl hat Goethe, welcher alles verstand, was in dem menschlichen Gemüte und dem menschlichen Geiste sich regte, für die Mathematik kein freundliches Wort gehabt; und gerade ihre Anwendung auf die Naturwissenschaft war ihm zuwider. Aber das lag wohl mehr an den Mathematikern seiner Zeit als an der Mathematik. Die mathema-

tische Naturforschung war damals noch eine junge Wissenschaft; und sie war sich über das, was sie zu leisten im Stande ist, nicht vollkommen klar. Es war vielfach die Ansicht verbreitet, in der Mathematik finde sich eine Erklärung der Dinge. Goethe, welcher wohl wusste, dass es eine Erklärung nicht geben könne, musste sich durch diese Auffassung abgestossen fühlen.

„Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müsst' so sein.“

In diesen Versen hat Goethe — nach Schopenhauers treffendem Ausspruche — den Standpunkt bezeichnet, welchen er in der Naturforschung am wenigsten leiden konnte.

Aber wenn unsere Ausführungen einigermaßen klar ausgedrückt haben, was sie darlegen sollten, so muss es einleuchten, dass in der Mathematik der Natur nichts weniger als eine Erklärung der Natur gesucht werden darf. Die Anerkennung gewisser Phänomene und die Beschreibung ihres Zusammenhangs, also eine Phänomenologie der Natur, ist unser Ziel; also genau das, was Goethe auch wollte. Nur dass die Beschreibung genauer und umfassender sich gestaltet, wenn wir nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ, d. h. messend, mathematisch verfahren. Die blosse Beschreibung der Thatsachen ist seit Kirchoff das erklärte und deutlich ausgesprochene Programm der mathematischen Naturforschung. Und es liesse sich leicht zeigen, dass die neueste Gestalt, welche dieselbe durch die Untersuchungen von Heinrich Hertz gewonnen hat, mehr als alle früheren dem Goethe'schen Ideale nahekommt. Also wir sind nicht wider Goethe, sondern auf dem Wege zu ihm.

Und die ästhetische Naturbetrachtung erleidet durch die mathematische keinen Schaden; so wenig als unsere Empfänglichkeit für Musik eine Einbusse erleidet, wenn wir einen Einblick in die Gesetze der Harmonie und des Kontrapunktes erhalten, jene starren Gesetze, welchen auch die sublimsten Eingebungen des Künstlers sich fügen müssen. Oder werden wir mit weniger erhabenen Gefühlen den Sternhimmel betrachten, weil wir das Gesetz kennen, nach welchem jene Weltkörper, die uns als leuchtende Punkte erscheinen, ihre Bahnen beschreiben? Gewiss nicht. Und wir werden uns nicht weniger ergötzen an dem Spiele der Wellen, weil wir für derartige Bewegungen mathematische Formeln besitzen. Und der Anblick der untergehenden Sonne wird uns nicht weniger hinreissen, das Farbenspiel des Regenbogens uns nicht weniger

entzücken, weil wir gelernt haben, die bunten Farben durch Brechung der Lichtstrahlen zu erklären.

Weit entfernt also, dem ästhetischen Sinne etwas zu rauben, führt ihm die mathematische Wissenschaft sogar ein neues Element zu. Schon die Beschäftigung mit der reinen Mathematik ist für den, welcher sie kennt, eine Quelle hoher intellektueller Genüsse, welche den ästhetischen sehr nahe verwandt sind. Man könnte die Mathematik mit einer Art von Paradoxon als eine Kunst des Verstandes bezeichnen. Reicheren Genuss gewährt ihre Anwendung auf die Natur. Wer sich vorübergehend dem Zauber der sinnlichen Eindrücke entzieht und in das freie Reich des Gedankens, aus der Domäne des Künstlers in die des Mathematikers flüchtet, der wird auch hier eine reiche Quelle ästhetischer Erbauung finden. In den Formeln wird er nicht totes Gebilde erblicken, sondern einen Ausdruck des lebendigen Willens der Natur oder — wenn er den Namen nicht missen will — des Willens Gottes; nicht des Gottes, den der Mensch geschaffen hat nach seinem Bilde, sondern des Gottes, welcher Eines ist mit der Natur, des Gottes Spinozas, des Gottes Goethes.

Ein Tagebuch aus Matthissons Jugend.

Von

Karl Helm.

Matthissons Tagebuchaufzeichnungen sind zum grössten Teil in seinen Erinnerungen (Zürich 1810—1816 und später in der Ausgabe letzter Hand, Bd. 2—8), andere aus seinem Nachlass von seinem Schwager, Gartendirektor Schoch in Dessau, veröffentlicht worden. Indessen ist auch noch ungedrucktes vorhanden. Über ein Tagebuch aus den Jahren 1787—1800, das zum Teil in den Erinnerungen verwertet ist, zum Teil aber noch unbekanntes enthält, hat M. Hosäus in der Allgemeinen Zeitung 1876 Beilage Nr. 246 kurz berichtet. Ein anderes, aus M.'s Jugend stammend, entdeckte vor etwa einem Jahre Herr Dr. K. Hauck in München in den Händen eines dortigen Antiquars, von dem ich es, durch den Entdecker aufmerksam gemacht, erwarb.

Es ist ein Quartheft von 39 Blättern, numeriert 105—143, davon 105 und 143 die Deckblätter. Diese sind auf der äusseren Seite bemalt: oben und unten findet sich ein Streifen von Wellenlinien, blau auf weiss, in der Mitte eine Blumenguirlande auf rotem Grunde. Die Bemalung rührt jedenfalls von M. selbst her. Bd. 106 a enthält den Titel, 106 b ist leer, auf 107 a—142 b folgen die Aufzeichnungen. Die Tage sind abgesetzt und jeweils mit dem Datum überschrieben. Die Schrift ist anfangs gross und deutlich und wird später kleiner, ohne aber an Klarheit viel einzubüssen. Schwer lesbar sind nur wenige Seiten, bei denen die Tinte durch das Papier gedrungen und gleichzeitig abgeblasst ist.

Die Zählung der Blätter legt den Gedanken nahe, dass diesem Heft frühere Aufzeichnungen vorausgegangen sind, und diese Vermutung wird bestätigt durch den Satz auf Bl. 109 a (13. Jan.): „Glücklich sei der heutige Tag da es mir einfiel wieder ein Tagebuch zu halten!“ Wir erkennen daraus gleichzeitig, dass zwischen jenen früheren und unseren

Aufzeichnungen eine Pause lag. Ebenso lehrt uns die Bemerkung „Erste Abteilung“ auf dem Titelblatt, dass M. seine Aufzeichnungen mit dem Ende unseres Heftes nicht geschlossen sondern noch weiter fortgeführt hat. Die Fortsetzung ist wie alles vorhergehende wahrscheinlich frühe vernichtet worden, und nur ein günstiger Zufall hat uns gerade dies eine Heft gerettet.

Die uns hier erhaltenen Aufzeichnungen umfassen nicht ganz ein Vierteljahr. Sie beginnen am 13. Januar 1777 mit M.'s Rückkehr nach Klosterbergen aus den Ferien, die er bei Mutter und Schwester in Hohendodeleben zugebracht hatte, und erstrecken sich über die Unterrichtszeit (bis 29. März) und einen sich daran anschliessenden Landaufenthalt bis zum 10. April 1777. Ihre Bedeutung liegt in erster Linie darin, dass sie uns ein ausserordentlich anschauliches Bild von dem seelischen Zustand des jungen sechszehnjährigen Matthisson geben, und wir erkennen darin neben dem Originellen unschwer die Züge wieder, die typisch sind für jene so empfindungsreiche Zeit. Wir haben dazu zu rechnen die Überschwänglichkeit im Ausdruck, die Neigung zu theoretischen Erörterungen¹⁾ und vor allem die Vorliebe zu Selbstbeobachtung, Selbstquälerei und Selbstvorwürfen, die bei Matthisson durch sein starkes religiöses Empfinden noch besonders gefördert wurde. Wie weit diese Selbstquälerei bei ihm geht, zeigt am besten sein Eintrag vom 24. Januar, in welchem er es als ein schweres Vergehen verzeichnet, dass er — zwei Tage vor der Kommunion — zur Feier des Geburtstages des Königs mit den übrigen Schülern einige Glas Wein getrunken habe: „O! wie viele waren da, welche so schlecht für ihre Seele sorgten! Übermorgen Kommunionstag und heute in Sünden gelebt!“

Der Einfluss, den die Lektüre von Lavaters „Geheimem Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst“ auf M.'s geistige Entwicklung gehabt hat, ist bereits bekannt (vergl. Erinnerungen I, 2. Ausgabe letzter Hand Bd. II S. 139 f.); auch hier ist er deutlich zu verspüren. Ja es scheint, dass eben diese Lektüre M. angeregt hat, selbst ein Tagebuch zu schreiben, und dass er in Erinnerung an Lavaters Schrift auch seine Aufzeichnungen als „geheim es Tagebuch“ bezeichnet hat.

Nach diesen kurzen Angaben wird sich der Leser nicht wundern können, wenn im grössten Teil des Tagebuches Eintönigkeit herrscht,

1) Ein vorzügliches Beispiel dafür bietet der Eintrag vom 16. Januar: „in der gesellschaft von vier Freunden fern von ungesitteten und rohen Scherzen, wurde die Frage aufgeworfen, ob eine keusche Liebe auf Schulen zu billigen sei? Und wir alle kamen darin überein.“

die stellenweise selbst ermüdend ist. Etwas lebendiger sind die letzten Einträge, die aus der Zeit seines Landaufenthalts stammen. An die Stelle der fast ausschliesslichen Betrachtung der eigenen Person, tritt in diesem Abschnitt die Beobachtung der Natur. Eine Herzensangelegenheit wird zwar mit der üblichen Überschwänglichkeit dem Tagebuch anvertraut, aber wir erhalten dabei doch das Gefühl, dass hier wirklich ein inneres Erlebnis vorliegt. Und wenn wir M. sehen, wie er in Sturm und Regen sich aufmacht, den Namen der Geliebten in eine Buche zu schneiden, und das Dorf, in dem sie wohnt, von Ferne anzuschauen, so ist diese Situation jedenfalls unendlich viel wahrer und natürlicher als jene frühere: M. mit vier Freunden in theoretischen Erörterungen begriffen über den erzieherischen Wert der Liebe.

Leider lässt sich die Persönlichkeit dieser Angebeteten ebensowenig feststellen, als die der „geliebten H —“, die zu Beginn des Tagebuches mehr schemenhaft erscheint. Auch sonst ist die biographische Ausbeute nicht bedeutend. Die Verhältnisse in Klosterbergen, auf die gelegentlich hingewiesen wird, sind uns bereits zur Genüge bekannt; die Namen der Freunde, von denen stets nur die Anfangsbuchstaben genannt sind, können wir überhaupt nur mit Hilfe unserer bisherigen Kenntnisse von M.'s Jugend erschliessen; wo uns diese im Stiche lassen, müssen sogar ab und zu Angaben des Tagebuchs unaufgeklärt bleiben.

Litterarhistorisch interessant sind die Bemerkungen über den zweiten Teil des Siegwart (vergl. 20. März) und die an verschiedenen Stellen des Tagebuches eingefügten Verse. Unter diesen finden sich zwei Strophen aus Siegwart (2. April), zwei Strophen aus einem geistlichen Lied Chr. Chr. Sturms (14. März), zwei Strophen von Hölty (1. April); die übrigen sind offenbar eigene poetische Versuche Matthissons, die uns hier zum ersten Male begegnen, in die späteren Ausgaben seiner Gedichte hat keiner derselben Eingang gefunden¹⁾.

Noch einige Bemerkungen sind zu machen über die Sprache des Tagebuchs. Es ist durchaus kein tadellos deutsch, in dem es abgefasst ist. Vieles ist ungeschickt ausgedrückt, einiges ist direkt falsch. Uns interessieren speziell die Fehler, deren Quelle wir auch unschwer erkennen können.

1) Ich gebe die Möglichkeit gerne zu, dass noch für eines oder das andere der Gedichte fremder Ursprung nachgewiesen werden kann, für die Mehrzahl derselben scheint mir aber M.'s Autorschaft ganz zweifellos zu sein. Vgl. auch die Anmerkungen bei den einzelnen Gedichten.

Dreimal wird *mir* als Acc., sechsmal *mich* als Dat. gebraucht.¹⁾ Der Grund dafür ist in Matthissons heimatlichem Dialekt zu suchen, der in allem wesentlichen gewiss niederdeutsch war²⁾. Auch heute noch wird in der ganzen Gegend um Magdeburg unterschiedslos *mik* für Dat. und Acc. verwendet. Belege dafür finden sich in ziemlicher Zahl bei Firmenich, Völkerstimmen I S. 156—169: Mundarten von Magdeburg und der Magdeburger Börde³⁾, andere bei F. Winter: Die Volkssprache in den Landschaften am Zusammenfluss von Bode und Saale speziell im Abschnitt über die Mundart westlich der Elbe von der Saale bis Magdeburg (Geschichtsblätter für Magdeburg, Bd. IX. S. 97 ff.)⁴⁾. Aus der bei M. herrschenden Unsicherheit im Gebrauch von *mir* und *mich* ist zu ersehen, dass M. von Hause aus sich des niederdeutschen Idioms seiner Heimat bediente. Aus demselben Grunde erklären sich auch andere fehlerhafte Konstruktionen, die uns begegnen. Die Verwendung von *ihr* als acc. sg. fem: *durch ihr glücklich werden* ist direkt niederdeutsch. Weniger einfach liegt der Fall, wenn sonst der Dat. statt des Accus. gesetzt wird, z. B. *ich traue auf seiner Hilfe* (23. Februar)⁵⁾. Hier liegt eine Art hyperhochdeutsch vor. Auch abgesehen vom Pron. personale ist im Niederdeutschen bekanntlich eine Vermischung der Acc.- und Dativ-Formen eingetreten, dergestalt dass die Accusativform fast ausschliesslich herrscht. Beispiele für die Magdeburger Gegend finden sich bei Firmenich a. a. O.⁶⁾. Ein Niederdeutscher, der nun weiss, dass

1) *lass mir bald empfinden* (14. Jan.), *er wird mir noch empfinden lassen* (1. Febr.), *hat mir die Tugend gelehrt* (16. Jan.); *steht er mich bei* (15. Jan.), *vor mich selbst erröthen* (18. Jan.), *du kannst mich Kraft geben* (15. Febr.), *er wird mich gnädig sein* (2. März), *noch kleben mich meine Vergehungen an* (26. März), *ich kan mich ihr Gesicht vorstellen* (2. Apr.).

2) Über das Eindringen hochdeutscher Elemente in die Sprache jener Gegend vgl. R. Loewe: die Dialektmischung im Magdeburgischen Gebiete, 1889. Hohendodeleben liegt ziemlich an der Grenze des hochdeutschen Einflusses.

3) Magdeburg: *eens mott eck doch seggen*. Osterweddingen (I 157): *bi mik; du kannst mik hilpen*. Atzendorf (I 169): *schadet mik alles nisch*. Alt-Stassfurth (I 165): *wülste bichten, sau musst du mik näher kommen, dat ik dik hören kann, wat du mik bichst*.

4) Alt-Stassfurth (S. 110): *de welt is dik gram*. Biere (S. 113): *nu hért mik tau*. Bleekendorf (S. 115): *moak mik nich de klöder noat*.

5) Andere Beispiele: *es kleide sich in der schmeichelhaftesten Gestalt* (17. Jan.), *sich im Staub werfen* (17. Jan.), *du wirst den Entschluss in meiner Seele prägen* (3. Febr.), *der Blick den ich in dunkler Zukunft warf* (6. Febr.), *o senk dich in meinem Herzen* (25. März), *in dunkeln Wolken hüllen* (1. April).

6) Magdeburg: *upp den markt* (dat.). Osterweddingen: *oppet Feld* (dat.), *in'n Kriech doteschoten*, *in de Korsche* (dat.). Magdeburger Börde: *in den deipen Sumpe, mit'n Knüppel*.

er oft statt des niederdeutschen Accusativ im hd. den Dativ setzen muss, kann sehr leicht in den Fehler verfallen, dass er den Dativ auch einmal einsetzt, wo er nicht hingehört, am aller leichtesten nach solchen Präpositionen, die mit beiden Kasus verbunden erscheinen¹⁾; dahin gehören die sämtlichen im Tagebuch anzutreffenden Fälle²⁾.

Der Abdruck schliesst sich in Interpunktion und Orthographie an die Handschrift genau an. Es ist also gedruckt: *Glük, Seegen, jemahls, Nahmen, fortsezzen, Schuz, Beistandt, darann, helfen*, u. s. w. Eine Ausnahme machte ich jedoch, wenn die Orthographie der Handschrift verwirrend ist, so bei den Worten *das* und *dass*, die in der Hs. vermengt sind³⁾; diese habe ich nach moderner Orthographie auseinander gehalten, die Abweichung der Hs. jedoch in den Anmerkungen verzeichnet. Ebenso habe ich einmal ein in der Hs. stehendes *siek* in *sie*, und ein *lass* und *lass* geändert.

Vollständig beseitigt sind die in der Hs. fast regelmässig gebrauchten Abkürzungen: $\bar{m} = mm$, $\bar{n} = nn$, *u.* = *und*; *m* = *mein*, *-e*, *-es*, *-er*, *-em*, *-en*.

1) Hübsche Belege dafür finden sich bei Renter. Wenn Bräsig bestrebt ist, hochdeutsch zu sprechen, begegnen ihm gern solche Entgleisungen; z. B. Kap. 45 *auf ihrem Wohle, Moses!* u. a.

2) In andern, die aufzuzählen zu weit führen würde, ist umgekehrt der Acc. statt des richtigen Dat. geschrieben.

3) Im allgemeinen wird die Scheidung beider Formen in der Orthographie des 18. Jahrhunderts bereits genau beobachtet. Man darf deshalb in der hier zu Tage tretenden Unsicherheit wohl ebenfalls eine Nachwirkung des Niederdeutschen erblicken, das diese Formen nicht trennt.

[106 a]

**Geheimes
Tagebuch worin ein Bekent-
niss aller meiner Hand-
lungen.**

J. F. Matthisson
Cl:berg : d. 13. Jän.
1777.

Symb.: Lebe wie du wenn du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben.¹⁾

Erste Abtheilung.

[107 a]

D. 13. Jänner.

Der heutige Tag verging mir unter mancherlei Aufritten der Freude und des Schmerzens, und nie hab' ich doch eine so milde wohlthätige Seelenruhe empfunden als heute; eine süsse wehmüthige Schwermuth die meinen Geist heute zu angenehmen, ersten Empfindungen stimmete, war die Quelle von manchen Betrachtungen, die ich über mein Schicksal in der Zukunft anstellte, und die immer dahinnaus lieffen ich könne nie ohne Tugend und Gottesfurcht glücklich werden; O! möchte doch Gott mein Herz immer geschickter zur [107 b] Tugend machen, mir immer mehr Stärke geben das Laster zu bekämpfen! O! wie glücklich würd' ich sein!

Ich war heute morgen noch in H — —²⁾ dem Aufenthalt meiner Mutter, und hatte den heutigen Tag zu meiner Abreise nach Cl. b — —³⁾ bestimmt, wo ich schon zu lange abwesend gewesen war. Mein Abschied von meiner Mutter und zärtlichen Schwester kostete mir Thränen; mit dankerfüllter gerührter Seele fasste ich die Seegenswünsche, die Mutterlehren auf, die sie mir nachschickte. — Ich ging fort — es hatte

1) Gellert, Geistliche Oden. Vom Tode, Strophe 2, Vers 1. 2.

2) Hohendodeleben.

3) Closterbergen.

stark gethaut und der Schnee war mehrent-[108 a]theils geschmolzen dass ich also immer im Wasser gehen musste — ich hatte verschiedene sich durchkreuzende Empfindungen. — Ich kam in M — —¹⁾ an und gieng zu denen Dem : M — —²⁾ wo ich einen ausserordentlich vergnügten Nachmittag hatte. Unschuldiger Scherz, und Spiele waren unser Zeitvertreib; alles traurige und kummervolle war jetzt aus meiner Seele fort, ich war so heiter, so froh wie ein jeder der nur etwas empfindet in einer solchen Gesellschaft nothwendig sein mus — denn : H — —³⁾ fand ich [108 b] heute liebenswürdiger als jemahls und ihre Gegenwart machte alles um mich her zu Elysium. O! was⁴⁾ vor feine Empfindungen, kan der unschuldige Reiz eines liebenswürdigen Mädchens in eine empfindsame Jünglingsseele regen — — — Ich blieb noch einige Zeit und nahm dann Abschied, verlies das Haus mit dem leichtesten Herzen, und unter Regungen von Wonnen die sich nur empfinden aber nicht sagen lassen — Ich kam auf Cl. ber — — an und hatte den Verdruss nicht, den ich mir wegen [109 a] meiner langen Abwesenheit versprach — ich eilte zu den Umarmungen meiner Freunde —. Glücklich sei der heutige Tag da es mir einfiel, wieder ein Tagebuch zu halten! Gott schenke mir seinen gnädigen Beistand dazu; dass ich nie⁴⁾ was aufzuschreiben nöthig habe, wovor ich eröthen mus — Gott segne morgen den Anfang zu meinen Geschäften mit seinem besten Segen, nie lasse er mich vergessen wie gross das Glük des Tugendhaften ist.

D. 14. Jänn.

Noch kan ich nicht, mit jenem süssen Selbstgefühl, von mir sagen ich lebe tugendhaft, ich erfülle die Vorschriften meines Schöpfers! — Noch schwankt meine Seele auf ein Meer von Leidenschaften bestürmt, wogegen zu kämpfen ich leider noch gar zu schwach bin! Herr! Herr! stärke meinen Geist, halte mich wenn ich strauchle! —

Der Fleis in meinen Geschäften war heute noch sehr mittelmässig und oft⁵⁾ sank ich sogar zur Trägheit herab; wenn ich [110 a] mich bemühte in den Lehrstunden achtsam zu sein, so hielt mich bald die

1) Magdeburg.

2) Wer diese demoiselles M. sind, von denen eine: H. auf den jungen Dichter besonderen Eindruck gemacht hat, lässt sich nicht feststellen.

3) in der Hs. vor *was* ein durchstrichenenes *wie*.

4) *nie* über der Zeile.

5) *oft* über der Zeile.

Unachtsamkeit anderer theils Gedanken an den gestrigen Tage, die meine ganze Seele füllen, davon ab —

Zu leichtsinnig bin ich auch gewesen und habe manchemal ganz meinen guten Vorsätzen zuwider gehandelt —

O! möchte ich doch erst am Abend eines durchlebten Tages mit Zuversicht sagen können: Heute bin ich der Tugend treu geblieben, heute hab ich Gott nicht beleidigt! — Herr! Herr! lass mir bald dies seelige Vergnügen empfinden!

[110 b]

D. 15. Jänn.

Ich kan mit dem Ende dieses Tages, das Zeugniß mir geben: ich bin der Tugend heute näher gekommen! — Glücklicher Ausspruch möchtest du doch ganz wahr sein! Möchte doch nicht das allzugünstige Urtheil das ich von mir selbst fälle schuld daran sein, dass ¹⁾ ich oft denke ich bin tugendhafter geworden und mich denn doch von der Tugend entfernt habe! — Wiel viel viel Neigungen, viel Leidenschaften hab' ich noch zu bekämpfen, wie viel Fehler noch abzulegen, ehe ich [111 a] mit Wahrheit mich einen Tugendhaften nennen kan! — Aber Gott wird helffen! Steht er mich bei, will ich alles überwinden! —

Mit meinen Fleiss bin ich heute besser zufrieden als gestern, ich habe mehr Mühe angewandt achtsam zu sein und habe verschiedenes angefangen das ich mit Gottes Hüllffe fortsezzen werde. —

Herr, ich flehe dich, lass mich dem Laster immer mehr entsagen, und der Tugend in allen getreu bleiben so wird mir das Leben unter Lust entfliehen, wie der Bach durch Blumengefilde.

[111 b]

Den 16. Jänn.

Ich stand heute bei guter Zeit auf, that darauf mein Morgengebet und heute glaub ich mit mehrerer Andacht als sonst — gieng darauf mit Zufriedenheit und Heiterkeit an meine Geschäfte in Vertrauen dass Gott meine Arbeit segnen wolle —

Ich war den Vormittag ziemlich aufmerksam in den Classen, ausser in der letzten, wo ich ²⁾ theils meinen allzusüssen Empfindungen, die mich noch gar zu oft seit jenen schönen Nachmittag, dahinreissen, nachhing theils wurde ich durch nichtige Zänkereien gestört —

1) *Es. das.*

2) *ich* über der Zeile.

[112 a] Bei Tische wurde ich, nach einer allzugrossen Lustigkeit, bald durch einen verhassten Umstand, in Traurigkeit und Nachdenken gesezt, doch meine gewöhnliche Munterkeit siegte bald —

In den Nachmittagsclassen war ich mittelmässig aufmerksam — In den Studierstunden aber eben so gut als¹⁾ müssig (zu meiner Schande seis gesagt), denn ich schrieb ein Gedicht ab, das²⁾ ich diese Ferien gemacht hatte und dessen Inhalt nicht der Beste ist. Nach Tische war meine vergnügteste Zeit dieses Tages; in der Gesellschaft von vier Freunden fern von ungesitteten und rohen Scherzen, wurde die Frage aufgeworfen, ob eine keusche Liebe [112 b] auf Schulen zu billigen sei? Und wir alle kamen darin überein; ich weis kein besseres Beispiel, dass³⁾ die Liebe ihren Nuzzen habe, als mich selbst; seit⁴⁾ diese heilige, diese reine Liebe, in meinem Herzen wohnt, sind alles Laster, alles Rohe meiner Seele ein Abscheu; auf nichts denke ich⁵⁾ als des geliebten Gegenstandes würdig zu werden; und wodurch sollte man, der⁶⁾ vollkommensten Tugend, der⁶⁾ reizendsten Unschuld, des⁶⁾ feinsten zartempfindensten Mädchens [dein ganzes Bild geliebte H — —.]⁷⁾ wie⁸⁾ die ist die meine Seele zur Tugend geleitet, anders [113 a] würdig werden, als durch ein tadelfreies, schuldloses Leben; O! seit ich geliebte H — — — dich sah, als das Laster für mich allen Reiz verlohren; deine sanfte, holde Seele, ist zu mir übergeströmt, und hat mir die Tugend gelehrt, und wie reizend hab' ich sie gefunden die göttliche Tugend! Wie ist es möglich gewesen dass ich mich ohne Tugend und Gottesfurcht habe glücklich schätzen können?

Herr, Herr ich flehe dich, stärke immer mehr und mehr meinen Geist, zur Tugend, lass mich immer mehr und mehr das Laster verabscheuen, und bald ganz empfinden wie glücklich, wie unendlich glücklich der Tugendhafte sei!

1) *als* doppelt geschrieben.

2) Hs. *dass*.

3) Hs. *das*.

4) vor *seit* in der Hs. *di* durchstrichen.

5) *denke ich* ist doppelt geschrieben.

6) statt *der — der — des* war zuerst *einer — einer — eines* geschrieben.

7) Das in Parenthese gesetzte steht in der Hs. in Parenthese am Rand.

8) vor *wie* in der Hs. ein durchgestrichenes *als*.

[113 b]

D. 17. Jänn.

O! dass ¹⁾ doch meine guten Vorsätze erst vest in meiner Seele stehen möchten! — das ¹⁾ doch meine Gesinnung erst so tadellos wäre, dass ²⁾ ich sagen könnte: Kein Laster es kleide sich auch in der schmeichelhaftesten Gestalt, es nehme noch so sehr die Mine an, als könne es einen glücklich machen, müsse meine Sinnen blenden! Nur mein Leben schuldlos zu führen müsse die stärkste Triebfeder aller meiner Handlungen sein! O! möchte mein Geist nur immer recht lebhaft in die himlischen Scenen der Zukunft hineinschauen, die einen [114 a] tugendhaften Wandel begleiten — Nichts als lachende reizende Bilder erblick ich da, nichts als die seeligste Wonne, die der Himmel erzeugte und die geschaffen war den Tugendhaften zu lohnen, nemlich ein gutes Gewissen — O! du heiliger edler Schaz, was bist du für ein Kleinod in der Brust eines Jünglings, o möchten alle ²⁾ deinen unschätzbaren Werth kennen, nie nie würden Laster das Geschöpf entstellen das gemacht war Gotte gleich zu sein! Nie müsse mein Geist, der den Augenblick den er hier zu wallen hat nur zu oft [114 b] für seine Bestimmung hält, seine wahre Bestimmung verkennen, der er geschaffen ist. — Nicht ³⁾ ward ich, hier ein kurzes unvollkommenes Leben zu führen, nein ich ward, damit ich noch dann wenn die Bahn des Lebens durchlauffen ist, dort, wohin noch kein Auge geblickt, Gott schauen sollte — —

Grosser Gedanke! ich bin nicht würdig dich zu denken, im Staub nur kan ich mich werffen und weinen und anbeten! — Herr stärke meinen Geist zur Tugend; damit ich noch am Ende meines Daseins anrufen könne: Ruhig und heiter geh' ich ein zu meines Herrn Freude!

[115 a]

D. 18. Jänn.

Dieser Tag ist ganz für mich verlohren — In Unthätigkeit, Leichtsin und nichtsbedeutenden Beschäftigungen, bracht ich ihn hin — Ich sage nichts weiter — diese Worte sind schon hinreichend, mich ⁴⁾ vor mich selbst erröthend zu machen; — — — — — ⁵⁾

1) Hs. *das*.2) Hs. *allen*.3) vor *nicht* in der Hs. ein durchgestrichenes *de*.4) *mich* über der Zeile.

5) Zwei und eine halbe Zeile sind hier in der Hs. mit Gedankenstrichen ausgefüllt.

Gott! gedenke nicht der Sünden meiner Jugend! sei mir gnädig nach deiner grundlosen Barmherzigkeit — — Stärke meinen Geist, wenn die Sünde mich zu fällen gedenkt.

[115 b]

D. 19. Jänner.

Ich schmeichle mir heute Gott gefälliger gelebt zu haben als gestern! —

Du kennst mein verderbtes Herz, Allmächtiger, du weisst wie oft ich fehle — Ich erfuhr heute es würde über 8 Tage Communion sein, ich entschloss mich mit zu gehen — — Ich werde mich also deinem Versöhnungsalter nahen? O! möchte dieser hohe Gedanke mein Herz ganz umformen und würdig mich der heiligsten Handlung machen! Gieb o! Gott deinen besten Segen mir zu diesen wichtigen Vorhaben! Lass alle Sünde fern von mir sein! denn¹⁾ du o Erlöser hast ja auch für mich auf Golgatha geblutet.

[116 a]

D. 20. Jänn.

Noch nicht der Tugend treu gelebt! — O! Herr, wie lange, soll ich noch fern von dir sein? Wie lange soll mein Herz noch zu schwach sein, dem Laster entgegen zu kämpfen? — Zu schwach bin ich, den schädlichen Eindrücken²⁾ für mich zu widerstehn — Sende o! Gott deinen Beistand von oben herab, heilige meine Seele, zu der heiligsten Handlung, lass³⁾ unbeflekt und rein meinen künftigen Wandel sein — O! wie glücklich, wie wunderseelig werde ich sein, wenn mir die göttliche Tugend erst dieses Leben zum Paradiese macht.

[116 b]

D. 21. Jänn.

Dieser Tag ist wieder von mir in Unthätigkeit und Leichtsinne hingedracht, und wenig nur habe ich meiner Bestimmung nachgedacht — —

Gott, Gott, sei mir gnädig und barmherzig und gieb mir Stärke allen Versuchungen der Sünde zu widerstehn, damit ich bald zu mir sagen könne: ich bin tugendhaft! —

1) Hs. *den*.

2) Dass der unter der Mehrzahl der Schüler zu Klosterbergen herrschende Ton keineswegs lobenswert war, ist bekannt; vgl. auch M. Döring, Matthissous Leben, S. 13. Beziehungen darauf finden sich im Tagebuch öfters; vgl. die Aufzeichnungen zum 14., 23. und 25. Januar.

3) Hs. *las*.

[117 a]

D. 22. Jänn.

Mit der äussersten Beschämung muss ich gestehen, dass dieser Tag wieder einer von denen ist die ich für verlohren schätze. —

Erbarmer, du Vater aller Menschen gieb doch meiner Seele Muth, meinem Geiste Stärke, allem Bösen zu widerstehen, alle Lokungen der Sünde zu meiden; stelle doch die Ruhe meines Herzens wieder her! damit ich mein Leben schuldlos führen möge — —

O! Herr heile mein sündenkrankes Herz — — —

[117 b]

D. 23. Jän.

Heute ist der Tag an dem ich ward, heute sprach man es ist ein Knäblein geboren, ungewiss ob¹⁾ ich einst sechzehn Jahre erreichen würde, die jetzt unter des Allmächtigen Schuz entflohen sind! O! Dank, Dank, entflamter weinender Dank ströme von der Lippe, der Freude Thräne blitze im Auge dass Gott so gnädig meine Tage leitete;

Denn unter seinen süssen Vaterschuz
Entgleiteten der guten Tage viel
Im steten Wechsel unter Freud und Schmerz
Zum ungemessnen Meer der Ewigkeit;

5 Zwar wankte oft mein sündenkrankes Herz
Zur blumenvollen Bahn des Lasters hin

[118 a] Vergass der Tugend in dem Weltgewühl
Und schwam in faden Scheinvergnügen fort;
Doch nie vergisst du Gott der deinen ganz!

10 Denn jenes Laster was sonst²⁾ schön mir schien
Was gleich dem Morgentraum mich täuschete;
Ist jetzt dem Herzen Abscheu; Tugend nur
(O! hoher Nahme Silberton dem Ohr!)
Kan Blumen auf des Lebens Pfade streun.³⁾

1) In der Hs. ist *dass* durchgestrichen und darüber *ob* geschrieben.

2) In der Hs. vor *sonst* ein durchgestrichenes *mir*.

3) Diese Verse bis jetzt ungedruckt. Die Autorschaft M.'s ist hier meines Erachtens völlig sicher. Man merkt den Versen noch deutlich die mangelnde Übung an. Beachtenswert ist *Scheinvergnügen* (v. 8), das ein Lieblingswort Matthissons ist (vgl. 16. Febr., 19. März), während es sonst selten vorkommt; das Grimm'sche WB. belegt es nur einmal aus Campe.

Einige gute Gespräche die ich heute Abend von der Vortreflichkeit der Tugend hielt, minderten vielleicht den Eindruck, den manches böse Beispiel auf mich gemacht haben könnte!¹⁾

Der Allmächtige ändre meine Gesinnung mehr und mehr und lenke ganz meine Seele zur Tugend!

[118 b]

D. 24. Jän.

Der Herr hat heute Barmherzigkeit an meiner armen Seele gethan, und mich gnädig geleitet; ich habe heute öfter an den Allmächtigen gedacht, öfter zu ihm gebetet, Trost genug, Wonne genug, mein Herz zu seeligen Empfindungen des Danks zu stimmen!

Nur am Ende dieses Tages begieng ich einen Fehler, wovor ich erröthe; heute an dem Tage wo ich gänzlich nur an meine Sünden hätte denken sollen, wo ich nur aufrichtige wahre Reue hätte empfinden sollen, trank ich einige Gläser Wein, weil heute alle Scholaren, als [119 a] den Geburtstag unseres Königs feyrtten! O! wie viele waren da, welche so schlecht für ihre Seele sorgten!

Übermorgen Communiontag und heute in²⁾ Sünden gelebt! — —

Barmherziger Gott! Lehre mich doch den wichtigen Schritt bedenken den ich thuen will, lehre mich ganz deine Wege wallen, bestärke in mir den Vorsatz auf ewig der Tugend zu leben. O! dann wird dein heiliges Abendmahl Balsam meiner Seele sein!

[119 b]

D. 25. Jän.

Ich verschweige den heutigen Tag vor mir — Genug es war der Tag der Beichte und brachte mein Herz nicht rein nicht geläutert genug meinem Gotte dar! O! die vielen Zerstreungen denen man hier ausgesetzt ist waren schuld daran! — Wehe denen durch die Aerger-niss komt!³⁾

O! Gott stärke mich zu dem morgenden Tag! gieb Kraft und Linderung meiner armen Seele!

[120 a]

D. 26. Jän.

Ich habe sie genommen die Balsamtropfen, die Stärke meinem Geist, Kraft meiner Seele gaben!

1) Vgl. Seite 91 Amm. 2.

2) *in* ist doppelt geschrieben.

3) Vgl. Seite 91 Amm. 2.

Mit Flammenschrift sei dieser Tag in meine Seele gegraben, an dem ich dem Allmächtigen mein Gelübde erneute!

Doch zu stark sind die Empfindungen die mich überströmen, sie übermannen mich, nur anbeten kann ich im Staub.

[120 b]

D. 27. Jän.

Noch ist in meiner Seele nicht das wahre warme Gefühl der Tugend! Noch immer bin ich zu wankend in meinen Vorsätzen! O! Gott gib mir doch Beständigkeit und Festigkeit im Glauben! Lehre mich alle Versuchungen überwinden und mache so mein Leben mir zu einem Paradiese!

Den 28. Jän.

Wenig habe ich heute wieder meinen Pflichten getreu gelebt! Zu leichtsinnig bin ich immer noch und zu gefühllos gegen das Gute! Möchten doch durch Gottes Gnade alle Fehler auf einmahl aus meiner Seele ausgetilgt werden! Möchte ich nur erst so viel Tugend üben um sagen zu können: Ich habe um etwas meinen Pflichten getreu gelebt!

[121 a]

D. 29. Jänn.

Ich glaube heute zwekmässiger als sonst gelebt zu haben, denn viele nützliche Entschlüsse hab' ich in Gesellschaft von W — — R — — u. C — —¹⁾ heute gefasst, und wir haben uns wirklich mit einander vereinigt eine gelehrte Gesellschaft zu schliessen, haben schon Gesezze vorgeschlagen und Regeln festgesetzt und ich glaube unser Vorhaben wird von ausgebreitetem Nuzzen sein! Nur der Allmächtige mus uns unterstützen und uns zur glüklichen Ausführung unseres Zweks seinen gnädigen Seegen und Beistandt verleihen, damit wir uns als würdige Diener seines Worts, zum Nuzzen der Menschheit bilden mögen.

[121 b]

D. 30. Jän.

Mitten im Getümmel mancher Freuden, mancher Angst und mancher

1) Von den hier genannten Freuden ist R. sicher der jung verstorbene Jakob Rosenfeld, der zwar nicht in Klosterbergen selbst lebte, aber in der Schule des Liebfrauenklosters in Magdeburg sich damals zur Universität vorbereitete. C. ist Coppius, der auf Matthissons Entwicklung während seines Aufenthalts in Klosterbergen von grossem Einfluss war; vgl. Döring S. 14. 15. W. ist wohl der spätere Dessauer Oberpfarrer Walther.

Von der hier erwähnten gelehrten Gesellschaft erfahren wir fernerhin nirgends etwas.

Herzensnoth, entfloh mir dieser Tag! Der barmherzige Gott gebe meiner Seele nur immer mehr Stärke dem Laster zu widerstehen, o! so bin ich glücklich ewig glücklich!

D. 31. Jän.

Mürrisch und unzufrieden endige ich diesen Tag den ich sonst in gröster Zufriedenheit durchlebt habe; Gott stelle doch die wahre Ruhe in meiner Seele wieder her lass mich doch immer gut immer tugendhaft leben, ganz meine Seele zum Guten hinlenken! Sei mir gnädig nach deiner grossen Barmherzigkeit!

[122 a]

D. 1. Febr.

Gott hat heute Barmherzigkeit an meiner armen Seele gethan! Mein Herz ist heute offener den feinen Empfindungen gewesen! Ich weis Gott wird es thun, er wird mir noch einmahl recht empfinden lassen, wie glücklich der Tugendhafte sei.

D. 2. Febr.

Ein im Misvergnügen, Schwermuth, Unzufriedenheit mit meinem Schicksahle durchlebter Tag! Aber Gott sei gedankt, ich war nicht die Ursach davon; ich verschweige hier Umstände die mir vielleicht der-einst noch traurige Stunden machen möchten. — Gott lasse mir seinen ferneren Trost und Beistand nicht fehlen, er führe mich immer nach seinen Vorschriften.

[122 b]

D. 3. Febr.

Gott, Gott ich weis's du wirst bald das Leiden meiner Seele enden; du wirst¹⁾ immer vester den Entschluss in meiner Seele prägen, nur allein der Tugend zu leben, nur durch ihr glücklich zu werden! Du siehst mein Leiden du wirst es enden! o! bald! bald!

D. 4. Febr.

Zum wenigsten besser als gestern, glaube ich heute gelebt zu haben! Aber das : besser, heist immer noch sündhaft, schwach und unvollkommen! Gott wird aber mein Herz ändern, mir seine Stärke,

1) In der Hs. vor *wirst* ein durchgestrichenes *immer*.

seine heilige belebende Kraft verleihen gut und tugendhaft zu sein und so ganz das Glück zu empfinden das die Tugend begleitet.

[123 a]

D. 5. Febr.

Zwar war heute so fehlerhaft als möglich mein ganzes Betragen; aber dennoch glaub ich war es besser, als sonst; ich weis Gott wird mein Herz immer mehr läutern immer mehr von allen Sünden reinigen mich immer tugendhafter machen! dazu verhilf mir mein Heiland um deiner ewigen Erbarmung willen!

D. 6. Febr.

Mit finstern Unmuth meine Stirn umwölkt
 Im Herzen Trübsinn, wallt ich diesen Tag —
 Der Blick den ich in dunkler Zukunft warf
 Wo meine Phantasie mir Schreckphantomen schuf,
 Verhüllt' in Traurigkeit mein armes Herz!
 Doch wenn mein Leben erst von Sünden fern
 Entgegen frohen Ewigkeiten schwebt
 Dann wird auch meine Seele heiter sein,
 Dann wird die Schwermuth meine Tagen fliehn¹⁾.

[123 b]

D. 7. Febr.

Zwar frohen Muthes und heiterer Seele war ich heute, aber waren meine Handlungen auch so wie sie der Allmächtige fordert? — Dies waren sie nicht! — O! Schaam und Reue müssen jetzt meine Seele erschüttern! — Du grosser Gott hilf meiner Schwachheit, heile mein krankes Herz, sei mir gnädig um Christi willen.

D. 8. Febr.

Ganz fern von den Wegen die die Tugend zu wallen gebeut, habe ich diesen Tag geendet! O! wo sind die Gedanken an meine Bestimmung? Sind sie ganz aus meiner Seele getilgt? O! nein das wolle der Allmächtige nicht! Er bewahre immer meinen Fuss, dass er nur die Pfade betrete, die zum ewig dauernden Glück führen.

1) Ungedruckt. Auch hier halte ich M.'s Autorschaft für gesichert; dafür sprechen schon die falschen grammatischen Formen, die sich hier eingeschlichen haben.

[124 a]

D. 9. Febr.

Wie sehr! wie sehr geh' ich noch den Weg der Sünde. Diesen Tag brachte ich wieder so hin ohne das Heil meiner Seelen zu bedenken! Aber Gott sei mir gnädig nach deiner grossen Barmherzigkeit! Siehe gnädig mich armen Sünder an.

 D. 10. Febr.

O! wie es mich noch oft ergreift das Bewusstsein, dass ich sündig lebte! Noch giesst die Religion, die so oft Stab dem Ermatteten war, nicht den süsßen Balsam der Ruhe in mein Herz! — Aber du hilfst mir Allmächtiger ich weiss es! ganz traue ich deiner Barmherzigkeit!

[124 b]

D. 11. Febr.

Noch kann ich nicht ruhig sein! ich bin noch immer wie umhergetrieben von meinen Sünden! Soll mein Herz sich nie der Tugend öffnen? — Soll es nie den süsßen Trost empfinden der die Tugendhaften beglückt? —

Ich traue der Gnade des Allmächtigen er wird mir helfen!

 D. 12. Febr.

Viel habe ich heute wieder den Herrn gesündigt! Viel ist meine Seele zu den Wegen der Sünde hingeschweift! O! Allmächtiger lenke doch meine Seele ganz zur Tugend hin, lass mich doch die Wege wandeln die du geboten hast, lenke du alle meine Fusstritte, dass ich immer dir gefälliger lebe.

[125 a]

D. 13. Febr.

Noch lebe ich¹⁾ in Sünden, fern von den Geboten meines Gottes! Er gebietet die Tugend und ich folge dem Laster! Möchte ich doch nur erst zur rechten Erkenntniss meiner Sünden kommen! Ich folge noch gar zu sehr der lokenden Sirenenstimme der Sünde, lass mich so leicht hinreissen! Gott gib mir die allbelebende Kraft deines Wortes der Sünde immer mehr zu widerstehen!

 Den 14. Febr.

Noch kan der frohe Gedanke eines durch Tugend glüklichen Lebens, nicht recht Wurzel in meiner Seele fassen. — Ein allzuhizziges

 1) *ich* fehlt in der Hs.

Temperament, das¹⁾ mich oft zu so vielen Fehlern hinreisst, ist schuld an all meinen Übertretungen, die auch den heutigen²⁾ wieder für mich traurig machen —

Herr bezeige dich wirksam auf meine arme Seele.

[125 b]

D. 15. Febr.

Widrige und angenehme Schicksale machten heute diesen Tag für mich merkwürdig — Ich mus heute mit Schaam und Reue (o! möchte diese aufrichtig sein) wieder von mir gestehen dass ich mich gar zu leicht hinreissen lasse gar zu oft den Geboten des Herrn zuwieder handle, und auch dies that ich heute, ich weis es o! Gott wie schwach mein Herz noch ist! Du allein kanst mich zum Guten Kraft der Ausführung geben!

D. 16. Febr.

In taumelnden Scheinvergnügen, lebe ich immer noch fort, ich hefte gar zu sehr meine Seele auf das gegenwärtige und vernachlässige das Künftige! O! gnädiger Erbarmer du kennst mein Herz, ich weis du wirst dich über mich erbarmen und mir gnädig sein nach deiner grundlosen Barmherzigkeit.

[126 a]

D. 17. Febr.

Eh ich nicht einen gewissen Fehler, der mir jetzt so sehr anklebt, ablege, kan nie mein Leben schuldlos sein; Ich weis es der Herr wird mir gewiss dazu verhelfen, dass ich meine Neigungen immer mehr bekämpfe und mich ganz so bilde wie es der Allmächtige befiehlt, der mir gewiss seinen Segen verleihen wird.

D. 18. Febr.

In einem einzigen Stük hab ich heute regelmässiger gelebt in einen Fehler bin ich heute nicht verfallen — davor danke ich dem Allmächtigen! Er wird Barmherzigkeit an mir thun, auf ihn allein will ich mich verlassen er wird mich nicht verlassen, so viel traue ich seiner Gnade!

1) Hs. *dass*.

2) Es ist nicht anzunehmen, dass hier *Tag* aus Versehen ausgelassen worden sei; vgl. die Aufzeichnungen zum 31. März.

[126 b]

D. 19. Febr.

Ich habe das Zutrauen zu Gott, er werde mir noch einmahl, hier in diesem Zeitpunkte meines Lebens so gnädig sein, und seinen väterlichen Seegen auf all meinen ¹⁾ Handlungen ruhen lassen; dass ich mein Leben vor seinen und der Menschen Augen unsträflich führen könne, mich immer seines Trostes erfreuen möge! Der Herr wird meiner Schwachheit verzeihen!

Den 20. Febr.

Gott wird mich nicht verlassen! — Diesen Gedanken hab' ich heut bei mir genährt und gefunden, dass ich nach allen Vorfällen meines Lebens nicht anders urtheilen kann! immer zeigt sich die grosse Langmuth und Gnade des Allmächtigen in allen meinen Handlungen! Er trägt mich huldreich und wird es ewig thun!

[127 a]

D. 21. Febr.

Vernügt und heiter lies Gott mir diesen Tag vorüberfliehn — Hätt' ich seinen Geboten seinen Vorschriften nachgelebt, würde ich vielleicht ruhiger sein als jetzt — doch dies that ich nicht; noch immer mus ich es zu meiner Schande gestehen — Doch mein verderbtes Herz wird Gott umwandeln, und mich seinen Geboten empfänglich machen — HErr mein Gott ich traue auf dich.

D. 22. Febr.

Noch ganz fern von den Vorschriften meines Schöpfers, in jugendlichen Zerstreungen, lebe ich noch immer! Möchte doch der Herr mein Herz erst einmahl allmächtig rühren! dass ich recht stark im Glauben und immer geneigter zur Tugend werden möge! Nur einen Fehler muss ich noch ablegen dann bin ich geschickt Gottes Vorschriften zu folgen und glücklich zu sein! Der HErr wird mir dazu verhelfen!

[127 b]

D. 23. Febr.

Vielfältig und schwer hab' ich mich heute wieder Gott versündigt, in mancherlei Fehler bin ich verfallen! nicht mit der Beruhigung eines Christen kann ich diesen Tag enden! Schwer liegt er auf meinem Ge-

1) Hs. *meine*.

wissen! Kann ich von dem Allmächtigen noch Vergebung hoffen? Ja ich traue auf seiner Hülffe, er wird meine Seele reinigen von allen Sünden!

D. 24. Febr.

Mein ganzes Bemühen soll dahin gehen, den Vorschriften Gottes nachzuleben! Aber hiezu mus ich seinen Segen erflehen und den wird er mir nicht versagen! Er wird mich gewis gut leiten! Möchte ich nur immer seinen heiligen Vorschriften folgen! Verleihe mir o! Herr deinen Segen.

[128 a]

D. 25. Febr.

HErr! HErr! ich flehe dich um deiner Erbarmung willen rühre doch einmahl mein Herz wieder, öffne es doch dem sanften Gefühle der Tugend ganz! Lass es mich immer mehr empfinden wie nothwendig die Göttliche meinem Leben sein müsse! Bin ich tugendhaft o! so mag alles wieder mich sein! Dann steht mir der HErr bei!

D. 26. Febr.

Unter manchen Empfindungen des Schmerzes und Schwermuth entschlüpfte mir dieser Tag! — Demohngeachtet sehr geschwind! —

Ein lieber Freund¹⁾ riss sich heute aus meinen Umarmungen, Thränen füllten meine Augen, da ich ihn verliess! Vielleicht seh' ich ihn nie wieder! denn ein weiter Raum trent ihn von mir — Wir hatten heute eine Lufterscheinung die der Materie nach ein Nordlicht zu sein schien; wie ein breiter Streif dehnte es sich in Regenbogengestalt, über die ganze Hemisphäre aus, von Osten gegen Süden, und verschwand gegen 9 Uhr Abends. Die ungewöhnliche Gestalt machte es merkwürdig.

[128 b]

D. 27. Febr.

Den Geboten des Allmächtigen lebe ich jetzt in allem Stük zuwieder, so sorglos, so ruhig, walle ich meine Tage hin — Wenn die wahre Seelenruhe wäre? — O! wie glücklich wäre ich dann — Doch davon bin ich noch leider allzufern — der Herr sieht mein Elend und er wird es enden!

1) Wer dies ist, lässt sich nicht feststellen.

D. 28. Febr.

Ganz fern bin ich jetzt von den Wegen der Tugend! noch immer zu sehr zur Sinnlichkeit geneigt, verfehle ich ganz den Weg der Tugend — Kann ich hoffen Allmächtiger dass du mich der Sünde entreissen wirst? — Ja du wirst es gewiss thun, denn ich traue auf dich! Obgleich mein Herz noch so sündhaft ist. — Wie glücklich werde ich sein wenn erst der Tugend mein Leben heilig ist! Dazu wolle mir Gott verhelfen nach seiner Erbarmung willen! —

[129 a]

D. 1. Merz.

Der Verlust meines besten zärtlichsten Freundes¹⁾ (ich sage nicht zu viel) der sich heute aus meinen Umarmungen wand; machte mich den ganzen Tag schwermüthig, die süssesten Thränen so wie sie die wärmste reinste Freundschaft weinen heisst, hab ich seinem Andenken geheiligt — die genauste Übereinstimmung fesselte Herz an Herz: O! wie empfand ich seinen Verlust so hart, wie umwölkte er meine ganze Seele mit düstrer Schwermuth! — Doch wir werden uns²⁾ wiedersehen und freudiger! —

D. 2. Merz.

Einer schweren Sünde hab' ich durch Gottes Gnade³⁾ heute wiederstanden! Der Herr wird mich gewiss nicht verlassen, mich gewiss ohne mein Verdienst gnädig sein; das Zutrauen hab' ich zu ihm. Erbarme dich meiner o! Herr um deiner Erbarmung willen!

[129 b]

D. 3. Merz.

Mancherlei Vorfälle machen mir diesen Tag merkwürdig — Möchten nur meine Seelenumstände so beschaffen sein dass ich sagen könnte ich hätte Gott treu gedient, aber diesen süssen Trost kan ich noch nicht haben, aber durch Gottes Gnade denk ich meine Leidenschaften zu besiegen, die nur noch zu oft mir zuwieder sind und mich am Guten verhindern! Doch Gott wird helfen.

D. 4. Merz.

Endlich wird sich der Herr noch gewis über mich erbarmen, dies

1) Vielleicht Coppius. Bestimmtes lässt sich nicht feststellen.

2) *werden uns* ist doppelt geschrieben.

3) *Gnade* fehlt in der Hs.

Zutrauen hab' ich zu ihm, wird mich ganz rein von meinen Sünden machen, dass ich sagen könne, ich lebe der Tugend getreu.

[130 a]

D. 5. Merz.

Immer leb' ich noch in Sünden, immer noch fern von den Wegen der Tugend! Gott mache¹⁾ doch mein Herz erst einmahl ganz geschickt zur Tugend und zu ihren Freuden! Lass es mich endlich einmahl dahin bringen, dass ich sagen könne: Ich lebe so, wie es der Herr will!

D. 6. Merz.

Noch bin ich in²⁾ meinem Christenthum nicht weiter gekommen, noch bin ich immer so fern von dir o! Gott, gieb mir doch den wahren Muth eines Christen, erbarme dich über meine arme Seele!! O! ich bin jetzt wieder in so trauriger Verfassung! Erbarme dich o! Herr über mich nach deiner grundlosen Barmherzigkeit!

[130 b]

D. 7. Merz.

Beinahe hätt' ich mein Tagbuch vergessen über ein schönes Buch das ich jetzt lese! Gott wird mir meine Sünde verzeihen! erbarme dich mein o! HErr mein erbarmender Heiland, lass mich doch immer mehr über meine Leidenschaften siegen! Sei mir gnädig um Jesu willen.

D. 8. u. 9. Merz.

Diese zwei Tage hab' ich sehr vergnügt ausserhalb dem Closter zugebracht! — Hab' ich aber immer an Gott gedacht? Habe ich immer meinen Pflichten getreu gelebt? Mit Schaam und Reue mus ich gestehen dass ich zu leichtsinnig, zu nachlässig im Guten war — Heute fand meine Seele in der Gesellschaft meines besten Freundes³⁾ ein entzückendes Vergnügen; denn⁴⁾ ganz vereint unsere Empfindungen die genauste Harmonie!

[131 a]

D. 10. Merz.

Ganz habe ich die Wege des Herrn heute nicht verfehlt — denn er gab mir heute das Glück einer in Ihm freudigen und ruhigen Seele! Wie

1) *mache* ist doppelt geschrieben.

2) *in* fehlt in der Hs.

3) Ebenfalls nicht genau zu bestimmen; da aber die Zusammenkunft ausserhalb des Klosters stattfindet, so wird man wohl an Rosenfeld denken dürfen, vgl. oben S. 94 Anm. 1.

4) Hs. *den*.

heiter wie jugendlichstill verfließt unser Leben, wenn die Tugend unsere Tage mit Rosen umkränzt, und jede Bitterkeit um uns her entfliehen macht, dass wir nichts sehen, als ein paradiesisches Eden das sie uns schuf.

D. 11. Merz.

Könnt ich einen Fehler nur noch ablegen wäre ich vielleicht bald so glücklich der Tugend näher zu kommen — doch Gottes Geist wird mich beseelen, dass ich erst ganz tugendhaft werde, und mit reinem unverfälschten Herzen ihm allein diene — dazu verleihe mir der Herr seinen besten Segen — Heute war der Geburtstag unseres HERRN Abts Reseritz¹⁾; verschiedene Unordnungen die vorgingen werden ihm vermuthlich diesen Tag in etwas verbittert haben.

[131 b]

D. 12. Merz.

Ich habe heute sehr fehlerhaft und leichtsinnig gelebt; habe manches Vergnügen gehabt, aber an den Geber desselben leider gar zu wenig gedacht; kann ich mich denn noch nicht zum Guten entschliessen? Soll ich immer noch zwischen Tugend und Laster wanken? Gott Gott sei mir gnädig um deiner Erbarmung willen —

D. 13. Merz.

Ich kann noch nicht von mir sagen, ich bin in meinem Christenthum weiter gekommen — immer noch quält mich der Gedanke, dass ich meine Jugendzeit so schlecht anwende, dass ich²⁾ immer meiner Bestimmung noch so sehr zuwieder handle! — Bin ich nicht in der Welt, Gott, und meinen Mitgeschöpfen zu dienen? — Erfülle ich diese Bestimmung? — O! ich möchte vor Schaam vergehen wenn ich bedenke wie unvermögend wie schwach ich noch bin!

[132 a]

D. 14. Merz.

Unter Gram und Unmuth verging mir dieser Tag und noch bin ich nicht wieder heiter; es scheint als wenn eine Krankheit in

1) Friedrich Gabriel Reseritz, seit 1774 Abt von Klosterbergen, wohin er als Nachfolger Frommanns aus Kopenhagen berufen wurde; später Generalsuperintendent in Magdeburg, † 1806.

2) *ich* fehlt in der Hs.

meinem Inern schliche, die nichts als der Tod heilen werde — Oft sehne ich mich nach der Ewigkeit, und würde ihr in manchen Stunden des Nachdenkens mit offenen Armen entgegenneilen, oft heftet sich wieder meine ganze Seele auf Erdgedanken — Es scheint jetzt als ob Unglück und Kummer, meine Bestimmung wäre — Oder ich ¹⁾ verkenne vielleicht meine edle Bestimmung, die mir Vorschriften gebent, die ich nur leider allzu wenig halte — Doch der Herr wird mir Helfer sein, und an mir seinen Nahmen verherlichen. —

Einst geh' ich ohne Beben
zu meinem Vater hin
denn Christus ist mein Leben
Und Sterben mein Gewinn.

Ich fürchte nicht die Schrecken
der freudeleeren Grnft.
Der wird mich auferweken
der mich zum Grabe ruft ²⁾.

[132 b]

D. 15. Merz.

Noch gar zu wankend bin ich meinen Vorsätzen, ich schwanke immer noch zwischen Guten und Bösen. O! möchte doch meine Seele erst die rechte Festigkeit haben, allem Laster zu widerstehen! mich ganz zum Guten zu kehren! So schwermüthig als gestern, ach! vielleicht ist meiner Seele Heilung nah. — Erbarme dich Herr um deiner Erbarmung willen über mich!

D. 16. Merz.

Zwar meinen Geschäften habe ich heute treu nachgelebt, aber dem Herrn hab ich nicht so gedient wie ich ihm hätte dienen sollen; Gott, bestärke doch erst recht den Entschluss in meiner Seele, die nur allein zu leben auf dich mein ganzes Vertrauen zu sezzen, o! so wird es mir gewis wohl gehn!

1) *ich* ist doppelt geschrieben.

2) Strophe 1 und 2 eines geistlichen Liedes von Christoph Christian Sturm, der von 1769—1778 zweiter Prediger an der heil. Geistkirche zu Magdeburg war. Das Gedicht ist zuerst gedruckt in der zweiten Auflage seiner „Gehete und Lieder für Kinder“, Halle 1772.

[133 a]

D. 17. Merz.

Gott lasse nur meine Entschliessungen die ich auf die Zukunft gefasst habe mir recht ernstlich sein, dass ich recht dahin sehen möge, dass mein Herz aufrichtig und von allem Laster frei sei! o! dann will ich vergnügt die Tage meines Lebens durchleben und mich immer mit der angenehmen Hoffnung trösten, Gott habe mich zu einer höhern Seeligkeit bestimmt.

D. 18. Merz.

Wie wenig habe ich heute an Gott gedacht! Wie wenig bin ich meinen Pflichten getreu gewesen! O! könnt ich doch erst an dem Abend eines durchlebten Tages, die innre Seelenruhe geniessen, die aus dem Bewusstsein guter Handlungen entsteht! Vielleicht ist mir dieses Glück noch aufbehalten! O! ich traue dein o! erbarmender Heiland! Sei mir gnädig nach deiner grossen Güte und Barmherzigkeit! —

[133 b]

D. 19. Merz.

Ein stilles ruhiges Leben, von allem Getümmel entfernt, im Cirkel zärtlicher Freunde, dabei ein schuldloses¹⁾ Gewissen; dies sind die seeligen Vorzüge, wodurch ein Mensch zur heimlichen Freude gelangen kan! — Warum wähl ich denn dieses Loos nicht, das auch mir von der Vorsicht beschieden ist? — Ich könnte dadurch das seltenste Glück geniessen! O! noch zu sehr folg ich den Scheinvergnügungen!

D. 20. Merz.

Sanfte Empfindungen und ein ruhiges Seelengefühl zeichnen mir diesen Tag vor den übrigen aus! — Ein herrliches Buch stimmte meine Seele hiezu — es war der zweite Theil vom Siegwart — Dank sei es dem Herzen des edelsten Dichters, der mir dies Glück beschied! So schön und so gefühlvoll fand ich noch keine Geschichte durchgeführth, ganz [134 a] die Sprache der ungeschminkten Natur! Und so viele Edle und ihr betrübtes Schicksahl, wie müssen sie nicht das Gefühl eines jeden so hoch spannen! — Ich habe mich in die Stelle eines der Edlen gewünscht um auch so sanften Todt zu sterben! O! wie selig würde ich sein, ein solches Mädchen wie Marianne nur einmahl zu sehn — doch dies ist ein phantastischer Wunsch! Wo wäre jetzt die Welt, die²⁾

1) Hs. *schuldlosen*.2) vor *die* in der Hs. ein durchgestrichenes *durch*.

würdig wäre durch ein so göttliches Geschöpf sich verschönert zu sehen! Die süsseste Schwärmerei umfängt meine Seele wenn ich denke, nur einen so seeligen Tag meines Lebens zu leben, wie ihn Siegwart und Mariane in ihrem Glücke lebten! O! dies würde Wonne des Himmels für mich sein! Ich müsste unter dem allzugrossen Glük unterliegen.

[134 b]

D. 21. Merz.

Der heitre Frühlingstag den wir heute hatten und der schöne monderhellte Abend, setzten meine Seele in das süsseste Entzükken; tausendmahl macht' ich mir Vorwürfle, dass ich den vorigen Sommer so wenig genutzt, doch diesmal will ich ihn besser nuzzen, ich will ganz ein Schüler der lieben Natur werden, und sie ¹⁾ soll mich allein leiten! — Wie oft blickt' ich heute zum hohen Mond an, und dann überfiel mich ein Schaudern und der Gedanke an Tod und Ewigkeit ward hell in meiner Seele — Seelen abgeschiedener Freunde ²⁾ schienen mich zu umschweben; und alles ward so wehmüthig feyerlich um mich her [135 a] dass ich der Welt vergass und mit offenen Armen in dieser heiligen Stunde des Nachdenkens dem Todt würde entgegen geeilet sein! Möchte er bald kommen — doch Gott hat mein Ziel befestigt, er wird mich durch's Thal der Leiden führen — O! dann wird sich verklärt mein Geist zu Ihm aufschwingen, dann werd ich keine Noth keinen Kummer mehr kennen — meine Geliebtesten folgen mir bald — Im Anschauen des Höchsten sind dann unaussprechliche überirdische Wonnen — Ich werde Gott schau'n, vor seinem Throne aller Leiden vergessen! — Ewig! Ewig! —

Bist du noch fern gewünschte stille Stunde?

Bist du noch fern?

Ich stehe jetzt mit meinem Gott im Bunde

Und stürbe gern — ³⁾

1) Hs. *sieh*.

2) Verstorbene Freunde Matthissons im eigentlichen Sinne des Wortes sind in der damaligen Zeit nicht nachzuweisen. Man hat wohl an seine verstorbenen Verwandten zu denken, speziell an seinen 1771 gestorbenen Oheim Diakonus Matthisson in Grosseusalza, in dessen Haus M. in den Jahren 1770—1771 war, und an dessen Schwester, die 1773 starb und deren Tod auf den damals zwölfjährigen Matthisson einen tiefen Eindruck machte. Vielleicht ist auch an M.'s Grossvater Matthias M. zu denken, der in demselben Jahre starb; vgl. Döring, S. 9 ff.

3) Die gewandte Form dieser Verse ist geeignet, Zweifel an M.'s Verfasserschaft zu erwecken. Indessen ist es mir nicht geglückt, einen anderweitigen Verfasser auffindig zu machen.

[135 a]

D. 22. Merz.

Ganz von dem gestrigen ist dieser Tag verschieden; Warum erfüllt nicht jenes seelige Gefühl auch heute meine Seele? — Warum denk ich heute nicht so lebhaft an Gott? — O! ihr Engel des Himmels leitet auf Gottes Wink, meinen Fusstrit, dass ich vergnügter Seele dies Thal der Leiden durchwalle und dann fröhlich eingehe zu meines Herren Freude! —

D. 23. Merz.

Deinen Tag o! Höchster der dir ganz heilig sein sollte, hab' ich nicht so durchlebt, wie es dein Gebot von mir fordert —

O! wie wohl wird mirs sein wenn ich einst ein Engel Gottes, aufgeflogen bin in die Wohnstatt der Auserwählten! Wenn ich die Sonne trinke die nicht untergeht und keine Thränen sieht! O! dass¹⁾ ich erst überwunden hätte! — Meine Seele ist trüb' und wünscht zu sterben! —

[136 a]

D. 24. Merz.

O! heute hatte mich das härteste Schicksahl darnieder geschlagen, als ich wieder einigen Trost empfang! — Möchtest du o! Hoffnung mich doch nicht täuschen! — Gott wird mir helfen, er allein wird mein Schutz und Trost sein! — Auf ihn, auf ihn will ich allein trauen! — Hiezu verleihe o! Herr deinen Segen um Jesu Christi willen!

D. 25. Merz.

Noch kann ich nicht wieder zufrieden sein, noch die Seelenruhe nicht wieder zurückrufen! — Möchte mir Gott doch bald helfen —

O! senk in meinem kummervollen Herzen

Geliebte Hoffnung dich

Dass²⁾ bald entfesselt aller Schmerzen

mein Geist sich jugendlich

dem niedern Staube wird entschwingen

Und unter Engelchören singen

Was nie ein sterblich Ohr gehört! —

O! bin ich wohl der süßen Hoffnung werth?³⁾

1) Hs. *das*.

2) Hs. *das*.

3) M.'s Autorschaft wird hier schon durch den Reim Herzen : Schmerzen, der auf einem grammatischen Fehler beruht, gesichert.

[136 b]

D. 26. Merz.

Noch bin ich nicht von Sünden frei, noch nicht von Fehlern rein — Immer noch kleben mich meine vorigen Vergehungen an — Wie lange soll ich noch so schreiben? — Wie lange soll meine Seele noch trostlos schmachten? — O! Gott Gott unter deinem Beistand kann ich alles enden, kann ich ein gutes Gewissen wieder erhalten — Hiezu gieb mir deinen gnädigen Beistand! —

D. 27. Merz.

Recht vergnügt und heiter bin ich diesen ganzen Tag gewesen — Gott du gabst mir dieses Vergnügen! Schon empfinde ich die Schönheiten der Natur lebhafter, eine Stunde hab ich heute gegessen und den Untergang der Sonne, und den rothen Abendhimmel wie er sich spiegelte in die klaren Teiche in den inigsten Seelenvergnügungen angesehen.

[137 a]

D. 28. Merz.

Heiter und froh bin ich gewesen, aber ich habe meinem Gott nicht mit dem gehörigen Eifer gedient! noch beobachte ich nicht die gehörige Selbstverleugnung! — Gott möchte doch bald balsamischen Trost in meine Seele herabträufeln, möchte deine Gotteskraft mich erst stark genug die Anfälle der Sünde abzuhalten machen!

D. 29. Merz.

Morgen werde ich diesen Ort verlassen und auf das Land¹⁾ reissen; den Kleist und Virgil werde ich zu mir stecken um dort recht die Szenen zu fühlen worin die Herlichen uns führen!

Jedes Blümchen auf der Flur
 Jede Schönheit der Natur!
 Sei dort meinen Blicken heilig!
 Alles scheint mir zuzurufen — siehe!
 Gott der ists durch den ich blühe —
 Und ihm weihet mein Dank sich nur!²⁾

[137 b]

D. 30. Merz.

Heiter wie meine Seele ist heute der Frühlingshimmel; — Gestern bin ich hier angelangt; ich genieße nun aller ländlichen Freuden, wo-

1) Den Ort dieses Landaufenthalts zu bestimmen, ist mir nicht geglückt.

2) Wahrscheinlich von M. selbst.

durch Gott ein gefühlvolles Herz beglückt, mit einer Seele voll zärtlicher Gefühle voll süßer Ruh! Die angenehme Stille, das reizende Gemisch so vieler Gegenstände, wiegt meine Phantasie in angenehme Träume der Zukunft. Und ganz vest ist der Gedanke in meiner Seele geworden, einmahl auf dem Lande meine Tage zu durchleben. Hier nur fühlt man die wahren Vorzüge der Menschheit, hier nur predigt die ganze herliche Natur, die in all ihren Schönheiten vor uns daliegt, uns die Weisheit Gottes —

Gott wie selig, wie froh machst du den Sterblichen
 Jedes Blümchen der Flur bietet ihm Freuden dar
 Alles athmet Entzücken
 Alles ermuntert zur Fröhlichkeit ihn¹⁾.

[138 a]

D. 31. Merz.

Der heutige *) floh unter unschuldigen Vergnügen und unter Scherzen dahin; wir wurden zum Prediger dieses Orts gebeten; ein aufrichtiger Mann, ohne die geringste Ader von Falschheit — der ehrliche Mann feyrte den Geburtstag seiner Frau, die er ausserordentlich liebt; ich seh mit stillem Entzücken ihr gegenseitiges Vergnügen — und mehr als einmahl stieg der Wunsch in mir auf auch einst so glücklich zu werden — Ich werde immer heiterer und meine Seele lebt immer mehr in den manigfaltigen Schönheiten der Natur auf.

[138 b]

D. 1. April.

Was heute mein Herz empfand das kan ich nicht schreiben; So still und wonnereich sah ich hier meine Tage entschlüpfen und jetzt? —

Würde mein heisser Seelenwunsch Erfüllung,
 Brächt ein gütig Geschick mich Ihr entgegen
 Eine flügelschnelle Minut in ihrem
 Himmel zu athmen;

1) Sicher von M. selbst; die Verse sind eine Nachahmung der ersten Strophe von Höltys Gedicht: das Landleben (1775):

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entflo!
 Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
 Jeder blinkende Kiesel
 Predigt Tugend und Weisheit ihm.

2) Vgl. S. 98 Ann. 2.

Seeliger wär ich dann als Staubbewohner
 O! dann würd ich den Frühling besser fühlen
 Besser meinen Schöpfer in jeder Blume
 Schauen und lieben! ¹⁾).

Was ists was du empfindest mein Herz? Ist es schmelzende Wehmuth? — Was ists was mir den Busen so hoch hebt? — Kanst ²⁾ dus fassen Herz? — Klopfte ruhiger! du stürmst wie draussen der sausende Nord der an dem schönen Himmel die Wolken umhertreibt — du bist trübe meine Seele, wie draussen der lenzische Him-[139 a]mel den der böse Nord in dunkeln Wolken hüllt — Mein Herz schwimmt zwischen Wehmuth und Zärtlichkeit; Gott von welcher Regung wallet mein gepresster Busen so hoch? — Mir wirds besser denn eine balsamische Thräne macht meinem gepressten Herzen Luft — Heilig! tausendmahl heilig! sei mir dieser Tag! —

Hoffende Liebe verschönert das Leben
 Ohne sie sind alle Herzen todt!
 Von den goldnen Tagen die um Engel schweben
 Mahlt die Liebe schon das Morgenroth!
 Erhaben ging die Huldin aller Herzen
 Durch die blüthenbewölkte Luft
 Wie der Glaube geht zwischen geweihten Kerzen
 Durch den blauen Tempelduft!
 Schöner als alles; neu wie des Lenzen Gestalten
 Reiner als der Thau in seine Nächte fleusst,
 Werth dem Himmel zu dienen und die Erde zu verwalten
 Ist Daphnes Geist ³⁾).

1) Gedicht von Höltz: die Geliebte, gedichtet 1774.

2) vor *kanst* in der Hs. ein durchgestrichenes *ist*.

3) Sicher von Matthisson selbst. Darunter eine Zeichnung: eine schief stehende Urne darstellend, der Asche entfällt; daneben eine Blume. Es ist durchaus die Vorstellung, die auch die vierte Strophe der weit später, wohl 1789 (vgl. Hosäus in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1876 Nr. 246) gedichteten, Adelaide, wiedergiebt. Bei dieser Gelegenheit mag darauf hingewiesen sein, dass eben diese Schlussstrophe der Adelaide eine zweifellose Reminiscenz ist an die vierte Strophe von Höltz's Ode an die Apfelbäume (1775):

Ein Blümchen sprosse, wann wir gestorben sind,
 aus jedem Rasen, welchen ihr Fuss berührt,
 und trag auf jedem seiner Blätter
 meines verherrlichten Mädchens Namen.

Eine eingehendere Untersuchung dürfte wohl noch weitere Berührungen zwischen Höltz's und Matthisson's Lyrik zu Tage fördern.

[139 b]

D. 2. April.

Der Himmel war heute stürmisch und trübe. Ich aber muste demohngachtet hinaus denn mein Herz war so voll und ich dachte in der freien Luft sollte mirs besser werden. Ich wolte zu einem meiner Freunde der sich auf einem nahegelegenen Dorfe¹⁾ aufhielt. Ich gieng schnell, achtete die Natur nicht um mich her; meine Seele war ausser meinem Körper; Ich sah zur Linken neben mich hin, sah den Kirchturm wie er hinter dem Hügel hervorblikte; dort dort wohnt die Auserwählte! — Ich blikte wehmüthig hin und eine Thräne schoss mir ins Auge! — Auf einmahl ward mir das wieder so lebhaft, ich sah den Engel vor mir mit all seinen Reizen, und er füllte wieder meine ganze Seele — Oft rief ich aus:

Meine Seele lebt nicht hier
 Sie ist hingewandelt zu der Trauten
 die bald ewig mein ist.
 Sag, o! Hauch des Abends mir
 du umwehest sie mit deinen Schwingen
 Wo sie jezo wandelt!²⁾

Unter diesen Gedanken kam ich unvermerkt an das Dorf, frug nach meinem Freunde und erfuhr dass er mit seiner Schwester zu mir [140 a] gegangen sei; ich muste also des Wegs verfehlt haben; ich achtete nicht und kehrte ohngeachtet ich heftig schwitzte sogleich wieder um, kam eben so schnell und noch schneller fast, wieder zurück, denn meine Seele war so angenehm beschäftigt; Meinen Freund traf ich mit seiner Schwester an, zwei gute wahre teutsche Seelen! — Der Nachmittag gieng mir vergnügt genug hin! — beim Zurückgeh'n begleitete ich sie — die Sonne war schon gesunken da ich umkehrte und der Abendstern war aufgegangen — Das ist der Stern der Liebe dacht ich, ein herliches Gestirn — Er sei das Merkzeichen meiner Liebe, wenn ich zu ihm hinaufblikke will ich immer denken an die glüklichen Stunden! —

Ich denke jetzt nichts als das schöne Mädchen. Zuweilen sizze ich und kan mich ihr Gesicht nicht mehr deutlich vorstellen, es schwebt nur blos noch sein Umriss vor mir herum und dan werd ich auf mich selbst böse und gebe mir alle mögliche Mühe das ganze Bild wieder zurückzurufen! — Morgen werde ich sie sehen! — Alles verschlingt sich in dieser Aussicht!

1) Nicht näher zu bestimmen; vgl. Eihl. S. 83.

2) Aus Siegwart, Teil II. Strophe 1 und 2 von Siegwarts Gedicht an den Mond.

[140 b]

D. 3. April.

Ich habe diesen Tag bei guten Freunden vergnügt zugebracht — Mancherlei Gespräche machten dass ich ganz heiter und froh ward; — Gott lass meine Seele standhaft sein, ich kenne mich selbst nicht mehr! Was will ich was fehlt mir? Warum denke ich immer an den Engel. Wenn es Sünde ist o! Gott so vergieb mir! Ach wo mag sie sein die Heilige wo mag sie sein?

D. 4. April.

Ich soll sie heute sehen! — Ein ganzer Himmel liegt in diesen Gedanken! — Aber graue Regenwolken ziehen über das Thal herauf und der Sturm brausst. — Tausendmal habe ich Gott schon gebeten, dass er dem Sturm zu schweigen gebiete. — O! Hoffnung wie selig machst du mich — Ich soll ihn sehn den Engel Gottes!

Von der süssesten Hoffnung bin ich zur tiefsten Traurigkeit herabgesunken. Denn ach! sie kam nicht! — Mein Seelenwunsch ward nicht Erfüllung! — Engel! der Hauch des Abends [141 a] lispelte dir mein Seufzen zu, ich grüsse dich Geliebte und umarme dich mit meiner Seele. — Mir würde wohl sein wenn ich noch einmahl dich gesehen hätte; ich habe dich heute gesucht mit Thränen und habe dich nicht gefunden, nun ist meine Seele trüb' und sucht die Stille. Dein gedenk ich wenn der Tag anfängt, wenn der Mond durch die Bäume herabscheint gedenk ich noch dein und der ersten Stunden der Liebe und weine. — Stets will ich zum Mond hinauf blicken so oft er scheint; immer soll meine Seele an ihm hangen und mein Aug an ihm verweilen, vielleicht dass du auch zu ihm aufblikst und mein gedenkst! —

Noch einmahl muss ich heute hinaus; der Sturm wüthet heftiger, vielleicht finde ich Trost für mein sinkendes Herz; ich will Ihren Nahmen in Buchen einschneiden und dabei den Wohnplaz der stillen Ruhe das kleine Dorf anblicken, das den Engel einschliesst. —

O! ich muss sie sehen! — Eher wird keine Ruhe wieder in meiner Seele wohnen!

[141 b]

D. 5. April.

Ich hab' ihr geschrieben und sie wird morgen kommen! — O! kein Wölkchen müsse den Frühlingshimmel trüben! — der West müsse sie unsäuseln und den ersten Wohlgeruch des Lenzen zu ihr hintragen!

Spriesse Blumen o! Frühling; lass früher Aurikeln und Primeln dem Beete entblühen! Einen Busch Schneeflöckchen habe ich für sie bewahrt; sie gleichen ihr! — auch so das weisse Gewand der Unschuld — o! käme sie, Ruh und Seelenfrieden würde mit ihr wieder in meiner Brust wohnen! — Aber ach wie lange?

D. 6. April.

Ich hab' ihn gesehn! — Ich hab' ihn gesehn den Engel Gottes! — Kanst du fassen Herz? — Brich nur! Schmelz bin in Thränen! — Denn ich habe sie gesehn die Auserwählte Gottes! — Tausend Leben gäb ich für diesen Tag! — Ich kann nicht mehr schreiben sie füllt meine ganze Seele.

[142a]

D. 7. April.

Es begegnete mir heute nichts woran ich wahren Herzensantheil genommen hätte. — Nimmer verlässt mich das geliebte Bild, wachend und träumend füllt es meine ganze Seele! —

D. 8. April.

O! der seligste Tag meines ganzen Lebens! — So glücklich bin ich in ihrem Anschau noch nie gewesen, alles alles verging um mich her, nur sie füllte meine ganze Seele! — Es war der schönste Frühlingstag: ich gieng zu ihr und fand ihren Blick heute himlischer als jemahls. Mein Arm hatte an dem ihrigen gebebt, meine Hand in der ihrigen gezittert, mein Auge Wonne des Himmels aus den ihrigen getrunken. —

Liebe! Liebe welche Freuden
Giebst du mit der Holden mir
Engel müssen mich beneiden
Geh ich an den Armen ihr! ¹⁾

All mein Wesen hat sich umgewandelt, die ganze Natur lächelt mir fröhlicher; denn sie ist mein die Auserwählte! — Muss mein sein! Es ewig sein! — Denk ich aber der Scheidestunde — o! dann nezt der Wehmuth Zähre mir die Wange!

[142b]

D. 9. April.

So leb denn wohl du Theure, die ich wie mein eigenes Leben liebe — doch nicht auf ewig. — Bald sehen wir uns wieder und vielleicht

1) Wahrscheinlich von Matthisson selbst.

freudiger! — Vereinigt uns Gott nicht hier im Leben wird er es thun im Tode! — Die Abschiedsthräne ist geweint; ich habe sie verlassen, die Auserwählte, den Engel Gottes, der mich zur Tugend leitet! — Gottes Segen umschwebe dich wo du auch wandelst! — Denk' dass oft meine Seele im Hauch des Abends zu dir hin wandelt; wenn du den Mond anblickst, so denk dass mein Auge auch an ihm verweilt und ich an die seligen Stunden denke und weine! — Leb wohl! — Leb wohl du Engel Gottes, Ich umarme dich mit meiner Seele! —

D. 10. April.

Der Tag des Scheidens ist da! ich verlasse sie die Gefilde des Friedens und der stillen Ruhe, wo ich wie Gessners Schäffer meine Tage der Unschuld heiligte, wo ich glücklich war wie Gessners Schäffer! Denn stark und feurig hat mein Herz geliebt. — Gott! Gott! lass es dem Engel wohl gehn! Allen Segen des Himmels über die Auserwählte! Gottes Segen geleite mich!

D. F. A. B. 1).

1) Diese vier Buchstaben finden sich auch am Rande neben dem Datum des 9. Aprils. Ihr Sinn ist dunkel, es ist nur zu vermuten, dass sie irgend eine Schlussformel enthalten.

Joseph von Görres' Briefe an Achim von Arnim.

Erste Hälfte: Bis zu den Freiheitskriegen.

Von

Reinhold Steig.

In der Bearbeitung der zwischen Achim von Arnim und den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm gepflogenen Korrespondenz begriffen, empfand ich es als einen Mangel der mich hemmte, dass in der wichtigen Sammlung Briefe, die von Franz Binder den Gesammelten Schriften Görres' angehängt worden sind, Görres' Briefe an Arnim sämtlich fehlen. Denn in Arnim's und Görres' Freundschaft und Ideengemeinschaft wuchsen auch die Brüder Grimm hinein, erst als junge Gelehrte freundlich gefördert von ihnen, dann ebenbürtig an ihre Seite tretend, und zuletzt Erwartungen erregend, die Alles, was sie selber leisten könnten, überflügeln würden. Der Gedankenaustausch dieser vier in freundschaftlichem Vertrauen sich erschliessenden Männer ist dicht verflochten in einander, so dass, wenn uns ein ganzer Teil ihrer Briefe und Gedanken fehlt, wir in der historischen Gesamtauffassung ihres geistigen Emporstrebens gehindert werden.

Es müssen, als Marie Görres und Franz Binder an die Sammlung gingen, die Briefe Görres' im Nachlass Arnim's nicht auffindbar gewesen sein. Ich hatte mich auch für meine Arbeiten vergeblich in Wiepersdorf nach ihnen umgesehen. Nur zwei Briefe, unter fremde Blätter geraten, fand ich dort; ein paar andere, die einst an Varnhagen's Fingern hängen blieben, sind auf die Königliche Bibliothek zu Berlin gekommen. All das Bruchstücke nur, aus denen sich nichts Ganzes machen liess. Da kam jetzt plötzlich die Hauptmasse an unvermuteter Stelle hervor: die verehrungswürdige Hand, die sie reichte, nehme die nachfolgende Arbeit gütig als Dank dafür entgegen.

Der Rhein ist die goldene Ader, die durch Arnim's Dichtung zieht. Arnim war ein Märker von Geburt und hing mit seinem ganzen Dasein an der märkischen Scholle Landes fest, die er sein eigen nennen durfte. Keine Macht der Welt hätte ihn bestimmen können, sein Glück wo anders in der Fremde anzubauen. Seine Gedanken aber, die dichterischen, zogen in die weite Welt hinaus und nirgends mochten sie lieber weilen, als am Rhein, am Main und Neckar, wo er Diejenigen fand, die ihm im Leben die nächsten wurden, und wo sich seine Dichtung für immer heimisch machte. Wenn Arnim die Mark verliess: seine Reisen strebten am liebsten dem Rheine zu.

Durch Clemens Brentano war der Rhein sein eigen geworden, seit beide Freunde in schwärmenden Jugendjahren sich gefunden hatten. An Clemens' Seite fuhr Arnim zuerst den Rhein hinab. Um Clemens' Willen kehrte er zum Rhein zurück. Durch Clemens gewann er Freunde dort am Rhein: als einen der liebsten unter ihnen Joseph Görres.

Görres trat Arnim zuerst persönlich nahe, als dieser, im Januar 1808, zur Fortsetzung des Wunderhorns in Heidelberg erschien. Arnim wusste von ihm durch Clemens und hatte sein Buch, die deutschen Volksbücher, gelesen, worin er ein dem seinigen verwandtes Streben nicht verkennen konnte, obgleich er mit dem Buche unzufrieden war. Eine Würdigung der Volksbücher schien ihm unnütz, solange nicht die Volksbücher selbst durch neuen Druck wieder zugänglich wären. Aber im persönlichen Verkehre verstanden sich die beiden Männer bald. Arnim hegte die grösste Achtung für Görres' Studien und Person. Er betrachtete es wie ein Wunderwerk, dass sich Görres durch das Revolutionswesen, dem er in jungen Jahren zugethan gewesen war, durchgearbeitet hatte zu nationaler Erfassung des deutschen Lebens in Wissenschaft und Kunst. Er erkannte rasch, dass die Freundschaft mit Görres seinem zweiten Aufenthalte in Heidelberg einen eignen Wert verleihen werde.

Görres betrieb litterarisch-historische und naturwissenschaftliche Studien neben und durcheinander, und begegnete sich auf beiden Gebieten mit Arnim gleichen Weges. Görres hielt in Heidelberg, wohin er 1806 von Koblenz gekommen war, Vorlesungen an der Universität und schloss sich der Gruppe Derer an, die der Vossischen Partei als antiklassische Romantiker gegenübertraten. Voss mit seinem Anhang gebot über das Morgenblatt. Die Gegenpartei, voran Creuzer, begründete 1808 wissenschaftlich die Heidelberger Jahrbücher, Achim von Arnim im selben Jahre litterarisch die Zeitung für Einsiedler, in der das Morgenblatt bekämpft werden sollte, wozu (wie Creuzer meinte) jeder Ehrenmann

seinen Beifall geben müsste. Creuzer, Görres, Arnim, neben ihnen noch Böckh, Marheineke u. A., hielten fest zusammen. Clemens Brentano kam von Kassel herüber, und Ludwig Grimm, Jacob und Wilhelm's jüngerer Bruder, begann für Wunderhorn und Einsiedlerzeitung zu radieren. Auf ihren Verleger Zimmer konnten sich die Freunde verlassen. Und so ging es lustig auf die „Vösse“ los.

Das Spiel dauerte nur das Jahr 1808 hindurch. Das Wunderhorn wurde fertig, die Einsiedlerzeitung hörte zu Michaelis auf, und die Jahrbücher begannen, unter dem Einflusse der „unparteiischen“ Redaktionsmitglieder, sich von der Alleinherrschaft der Romantiker frei zu machen und sich der Gegenseite zuzuneigen. Entscheidend für diese Umbildung war, dass Graf Benzel-Sternau, der damalige badische (in heutiger Art zu sprechen:) Kultusminister, als eingefleischter Humanitäts- und Franzosenfreund, die national gesinnten Romantiker amtlich in Heidelberg nicht aufkommen lassen wollte und die Vossische Partei begünstigte. Darin lag es, dass für Görres alle Aussicht schwand, in ein festes Verhältnis zur Universität eingesetzt zu werden. Er konnte nicht aufs Ungewisse in Heidelberg dozieren. Er war verheiratet und Vater dreier Kinder, für die er sorgen musste: das jüngste war erst kürzlich hinzugekommen, und Arnim und Creuzer hatten bei der Taufe, 3. Juli 1808, Gevatter gestanden. Zum Wintersemester 1808 kehrte Görres also in sein früheres Schulamt nach Koblenz zurück. Einer nach dem Andern verliess Heidelberg, und der Freundeskreis löste sich auf.

Zum Abschied schrieb Görres sich mit Frau und Kindern in Arnim's Stammbuch ein, lauter Scherze, die das lustige Leben in Heidelberg betrafen, in ungeniertem Schelmufsky-Tone, und schloss:

Lieber Einsiedler, lass Dir die Flügel an Kopf und Füßen nicht stutzen, werde kein Herrnhuther und behalte mich lieb.

Gevatter Görres.

Heidelberg am 3. October 1808.

Er nahm bei seiner Abreise die Hoffnung mit, dass Arnim ihn in Koblenz noch besuchen werde. Aus Koblenz kam dann, den gleichen Ton noch festhaltend, der erste Brief von Görres an Arnim nach Heidelberg:

Koblenz am 14^{ten} October 1808.

Ich hatte gefürchtet, mein Brief mögte nass werden unter Wegs bey dem gar zu schlechten Wetter, darum habe ich mich gescheut bis her zu schreiben, jetzt wo's etwas säuberlicher geworden ist, setze ich mich

hin und schicke Boten zur Einsiedeley zuerst mit der Gratulation zum zweyten Fieber, das nicht ausgeblieben seyn wird, wenn noch fernerhin in dem niedrigsten aller Siechhäuser gewohnt worden ist. Die Haare jedoch müssen sehr schön kraus werden der hygrometischen Eigenschaft der Luft wegen, und die darinn gebohrnen Mädchen sehr weiss, weil sie es an Flüssen schon bekanntlich sind der Nebel wegen.

Ihr werdet schon selbst oben euere Bemerkungen darüber gemacht haben, wie uns der Himmel angelacht hat auf der ganzen Reisse, das Rheingau hatte recht sein hochzeitlich Kleid an, jetzt aber hat's wie ich hier sehe, sich schon kommod gemacht und die Pracht abgelegt und verschlossen bis zum nächsten Jahre. Wir haben ihr zu Ehre auch recht geschwitzt auf dem Verdecke. Darauf sind wir hier angekommen, am Ufer warteten die Douaniers und wollten den 7ten Theil von Allem haben, von Manchem den vierten, ich habe ihn aber von nichts gegeben, als von meiner Ersparniss und dazu haben sie sehr saure Gesichter gemacht. Zwölf Freyexemplare von den Schriftproben, und Eines vom Einsiedler habe ich ihnen auch angeboten, sie haben aber das present nicht einen Pfifferling geachtet. Schmuggelnd bin ich darauf eingezogen bis in den Kern meiner guten Stadt, und habe all den alten Dreck, den ich von früherem Frasse von mir gegeben, wieder gefunden wohl konservirt und angenehm riechend. Es ist mir merkwürdig, wie eine Stadt so lange unverändert gleichen Charakter behalten kann, ich finde beynahe noch für jede Kerbe den einpassenden Stutz. Alles gut und schön, ich habe sie gebeten zum Mahlen zu sitzen der künftigen Vergleichung wegen. In der hiessigen Loge habe ich auch Brüder und Freunde gefunden, und wir mauern fort, wo oben nachgelassen, wir sind beym grossen Orient, und haben den grösten Einfluss in die spanischen Angelegenheiten. Einige Kinder sind unterdessen gross geworden, einige Grosse Kinder, ich habe nichts dagegen eingewendet, weil das so Brauch zu seyn pflegt. Wir selbst sind Alle wohlbehalten, nur dass mein Kleines seit einigen Tagen die Gewohnheit angenommen hat und es alsdann gewechselt in vielen kleinen Summen hinten wieder von sich zu geben, ein lästiges Gewerbe das aber seit einiger Zeit als Influenza hier herrscht. Das macht uns denn viele Arbeit mitten in den Ferien.

Ich wäre glücklich, wenn nun noch ein Gruss bestellt würde an Zimmer, an Grimm und die Leute in Landshut und was sonst grüssbar ist, dann wenn die laufenden Neuigkeiten mir gefälligst kommuniziert würden. Zum Durchsaufen wird wohl bald Anstalt getroffen werden müssen, weil das Getränke sonst mit soviel Wasser temperirt wird, dass

alles Feuer darinn ausgeht, und nicht mehr angeblasen werden kann durch den Posaunenengel. Wünsche wohl zu leben.

Görres. 1)

Arnim antwortete aus Heidelberg am 22. Oktober 1808; der Brief ist in Görres' Schriften (8, 34) gedruckt. Arnim dankte für die Theilnahme an seiner Gesundheit, die seit seiner schweren Erkrankung in England immer noch nicht sicher war. Er habe von Jung Stilling's Geisterkunde eine Recension für die Heidelberger Jahrbücher (die aber erst 1817 in Gubitz' Berliner Gesellschafter erschien) zu schreiben begonnen. Ludwig Grimm komme zum Maler und Kupferstecher Hess nach München in die Lehre. Görres erwiderte:

Koblenz am 10^{ten} November 1808.

Wir haben gestern St. Martinsabend auf dem Berge meines Schwiegervaters gefeyert. Seit vielen Tagen war Feuerfutter zusammengeschleppt und gefahren worden, und wir hatten eine respektable Haushohe Flamme dem Heiligen zum Besten gegeben. Es war wirklich bey dem vielen Feuer ein Schimmer guter Zeit, die schöne grosse, krausse Funken werfende Flamme, die nächste Beleuchtung unter den Hügeln in der Tiefe auf allerley umgehende Figuren, rund um auf allen Bergen gleiche Feuer, das Geschrey der Buben in der Ebene, das schöne Wetter und die Sterne am Himmel, die man immer mit den ausfahrenden Funken verwechselte, alles sang und janchzte recht gut zusammen, die Sterne hinunter, die Feuer und die Buben hinauf. Ich hätte die ganze Pfaffenstrasse so hinunter 2) durch den Fackelzug fahren mögen. Wären Sie gekommen, da Sie die Weinflammen versäumt, an diesen hätten Sie wenigstens noch sich wärmen können. Ich war sehr andächtig vor der grosen Flamme und ihrem Ungestümm, und dem Leben und dem Zorne, und dasmal in Zoroasters Kirche, und obgleich im Wasser getauft, hätte ich mich im Feuer wiedertaufen lassen. Könnte das Fleisch eine solche Gluth fassen, Gott sey uns gnädig, wenn die Creatur ungehalten auf uns arme Kühlgefässe würde. Aber auch zum vierten Elemente hätten Sie zurecht kommen können, da Sie nämlich so gern in der Erde arbeiten, so hätten wir Ihnen auch damit ein Fest bereiten können, weil ich meinen Garten so verwildert angetroffen habe, dass es einige Tage Zeit erforderte, ehe ich meinen wenigen Tulpen ihr Unterkommen verschaffen konnte. In-

1) Ich merke an, dass ich das Mundartliche, die Orthographie und die Interpunktion der Urschriften nach der Möglichkeit wahre, auch Sätze, die einmal formell nicht geraten sind, unberührt stehen lasse; nur die Schreibung der Anrede habe ich normiert.

2) d. h. den ganzen Rhein so hinunter.

dessen spreche ich noch immer im Optativus, und denke wohl noch Sie Schlittschuhe den Rhein hinunter zu uns laufen zu sehen.

Die Rezension des Wunderhorns hab ich vollendet, und damit wieder einen kleinen Denkstein unserem Zusammenseyn gesetzt, da wir keine Münzen darauf schlagen lassen können. Es hat mich Mühe genug gekostet den Ameisenhaufen in Reih und Glied zu ordnen, und über der Arbeit ist manchmal mit der Geduld der Geist von hinnen gegangen. Indessen bin ich zuletzt doch über das Gewimmel Herr geworden, und Sie werden im Ganzen wohl damit zufrieden seyn. Abei die Revision, wenn Sie noch oben sind, würden Sie sich entschliessen müssen, darüber zu machen, und darum wünschte ich dass es vor ihrer Abreise wo möglich noch abgedruckt würde.

Ich war eben an Jungs Geistertheorie als ich ihren Brief (empfang), und habe nicht gern meine Arbeit aufgegeben, und auch wieder gern, weil ich mich darauf freue die Ihrige zu sehen. Ich finde das Buch bis auf Kleinigkeiten, die aber für sein eigentliches Publikum gehören, sehr gescheidt, verständig, scharfsinnig, ja stellenweise sogar genial. Es ist mir merkwürdig wegen der Erfahrungen die er aus seinem Umgange mit Menschen anführt, die allein noch dergleichen machen können, die aber darüber keinem Andern als eben ihm Rede stehen. Ich gebe auf die Ehrlichkeit die zwischen ihm und seinen Anhängern besteht, und auf den Glauben in dem Einer für den Andern sich verbürgen kann, unendlich mehr als auf die Wahrhaftigkeit unserer experimentirenden Physiker, die Unmöglichkeit der Correktion durch Nachexperimentiren hat der Gegenstand schon mit der Medizin gemein. Ich habe hier schon viel Streit und Zank über das Buch gehabt.

Dass Grimm nach München kömmt freut mich für ihn, er ist dort recht gut aufgehoben, und wird gerade die nöthige Wärme finden, um vollends ausgebrütet zu werden. Schreiben Sie mir doch ob er noch bey Ihnen ist, ich mögte ihm gern einen Brief von einem der Freunde von Hess mit einigen Zusätzen von mir selbst mitgeben. Schreiben Sie mir weiter, was Brentano seither geschrieben hat von dem bayerischen Wesen. Ich überzeuge mich mit jedem Tage mehr, dass meines Bleibens in diesem Lande nicht ist, das Wesen wird mir immer klarer und immer unverständlicher. Aber während ich so überlege, rückt Teutschland auch so in seinem kleinen Trappe immer weiter vorwärts in derselben Gesinnung. Das ist die Verdammniss dieser Generation, dass sie nicht auf einem Strome sondern auf stürmischen Wellen getragen, nicht weis wo

sie ihr Haupt hinlegen soll, weil alles noch schneller wechselt als das Fleisch, und jeder Gedanken jeden Augenblick einen neuen Herren bekommt.

Das ist Alles was ich für den Augenblick weiss, wenn ich Ihnen nun noch erzähle, wie einige Spasvögel neulich Lärm gemacht, es brenne in einem H—haus, wie alle Leute hingelaufen, und nachdem sie mit Gewalt die Thüren erbrochen und das Haus voll Wasser gegossen, eine Menge geistlicher Herren aus der Ueberschwemmung sich geflüchtet haben zum grossen Ergötzen aller Zuschauer, dann sind Sie vollkommen au fait der hiessigen Begebenheiten.

Die Parabel mit dem Bienenvater in meiner Rezension habe ich gestern auch schon in ihrer Nachrede gefunden, wie das uns schon mehrmal begegnet ist. Wenn Sie wirklich die Revision machen, dann dürfen Sie nur hinzusetzen „wie auch der Nachredner bemerkt“. Wir sind fort-dauernd Alle wohl, ihr Pathchen wird mit jedem Tage lieber und freundlicher.

Leben Sie wohl und behalten Sie uns lieb.

Görres.

Um die nämliche Zeit aber, wo Görres den Freund in Koblenz noch erwartete, rüstete sich dieser auf die Nachrichten, die er von Hause erhielt, zur raschen Heimkehr in die Mark. In sein Stammbuch haben sich zum Abschied die Heidelberger Freunde eingezeichnet. Creuzer schrieb:

Res severa verum gaudium

Seneca.

Hac philosophi sententia sui memoriam commendare voluit

Fridericus Creuzer.

Heidelbergae
d. XIV Novembr.
MDCCCVIII

während, aus seinen Pindar-Studien heraus, Böckh sich mit den Worten

*Ἄεναον πυρός· εἰδεί δ' ἄνα σκαπτῶ Διὸς αἰετός
ὠκεϊῶν πτερυγ' ἄμφοτέρωθεν χαλαραῖς*

Pind. Pyth. I, str. 7 zu Ende.

Denken Sie so lang an mich, als verhältnissmässig dieser Vers ist

Heidelberg d. 11 November 1808

Aug. Böckh.

von Arnim verabschiedete. Aus Pindar nahm auch Wilken seine Inschrift, damals Mitredakteur der Jahrbücher und bestrebt, parteilos zwischen den gegnerischen Parteien seine Stellung zu behaupten; er schrieb:

Σοφος ὁ πολλὰ εἰδώς φρα

Pindar.

Erinnern Sie sich hiebey zuweilen der angenehmen Abende

Heidelberg, den 15. November 1808

Fr. Wilken.

und seine Frau, eine geborene Tischbein, die ein Portrait Arnim's aus der Heidelberger Zeit gemalt hat (das noch vorhanden ist, heute aber von Wenigen gekannt wird), zeichnete ihm einen wunderschönen Frauenkopf in Kreide ein „Zum Andenken an Caroline Wilken“.

Am gleichen Tage, so dass die Briefe sich kreuzten, wandte sich Arnim auch an Görres (8, 38). In ein paar Tagen reise er über Kassel, zu Grimm's und Reichardt's, von Heidelberg ab. Clemens mache Görres für Landshut und München schlechte Aussichten. Er, Arnim, hoffe noch etwas von Johannes von Müller, damals in Kassel, und von Goethe, den er zu besuchen Willens war: „Es wäre doch schändlich, wenn Sie lange Zeit bei Ihren Schulbuben verschwenden müssten“. Man könne künftig an Berlin, gegenwärtig wenigstens an Göttingen denken. In Baden herrschten heillose Zustände. An Görres' neuem Buche, der „Mythengeschichte der asiatischen Welt“, drucke Zimmer; so und so viel Bogen seien fertig.

Arnim ging über Frankfurt nach Kassel, wo ihn eine Beinverletzung, die er sich unterwegs durch einen Unfall zugezogen hatte, zu längerem Verbleiben nötigte. Er war täglich mit Jacob und Wilhelm Grimm zusammen. Im Einvernehmen mit ihnen erliess er von dort an Voss ein Schreiben auf dessen Angriffe auf das Wunderhorn in dem Morgenblatt. Eine Kopie von der Hand Wilhelm Grimm's sandte Arnim mit seiner eigenen Unterschrift und der Datierung „Cassel, 8. Dezember 1808“ an Görres ab (8, 40). Dies Schreiben und die Entgegnung von Voss erschien in den Intelligenz-Blättern der Jenaischen Litteratur-Zeitung und noch an andren Stellen. Görres hatte auch von Creuzer (8, 46) einige Aufschlüsse erhalten. Er schrieb an Arnim nach Berlin:

Koblenz am 1^{ten} Februar 1809.

Dann habe ich Ihnen die traurige Nachricht mitzuthemen, dass unser Arnim neulich im Zweykampfe mit Voss geblieben ist, todgeschlagen und im Morgenblatte begraben: Have Anima pia. Wirklich niedergefallen ohne ein Zeichen von sich zu geben. Da Sie der nächste

Angehörige des Verbliebenen sind, so will ich die Korrespondenz mit Ihnen fortsetzen, als ob nichts vorgefallen wäre. Das Inventarium des Tisches auf dem ich gegenwärtiges niederschreibe ist ein Kapuziner auf einem Esel meinem Buben angehörig, den ich so eben mit Siegelack reparirt. Eine Lichtputze, die das Maul schandlich weit aufsperrt, wenn man sie nur berührt, wenigstens so weit wie der Knabe der alle Tage das Brod brachte, ein Wassergefäss mit einem schwimmenden Gänsefuss oder dergleichen, etwas Reisbley zum Tiegeln, und ein Leuchter von Heidenköpfen. Nun möchte ich gern einen Roman anspinnen zwischen den Allotrien, aber es ist keine Eintracht und Herzlichkeit in ihnen, und kein Liebeshandel einzufädeln, weil die einzige Dame darunter nur Schnuppenfresserin ist, und der stattliche Kavalier leider den Cölibat halten muss. Vor dem Fenster indessen hält schon seit mehreren Tagen eine Maske, und giebt sich für den Frühling aus, hat auch alle faux airs davon, Gang und Schritt und den leisen Tritt, und das freundliche Gesicht, die dummen Bäume glaubens auch, und legen sich weit heraus, hat er sie, klaps wird ers Netz zuziehen. Das stelle ich ihnen beweglich genug für, und wie ich noch Schnee haben müsse zu meinen Experimenten, hilft alles nichts, die unbesonnene Jugend lässt sich nicht zurückhalten. Einstweilen habe ich Rittersporen gesäet, wenn zufällig an die Sporen auch Ritter anwachsen, dann will ich sie den Spaniern zu Hilfe schicken.

Gross Wasser haben wir gesehen, der Rhein hat allen Schnee getrunken, und berauscht davon ist er über seine Ufer hinübergetaumelt, da und dort hat er viel zertreten und sonst Schaden angerichtet. Alles Wasser liegt schon im Meer und wird dort eingepökelt für die kleine häusliche Oekonomie der Natur. Darauf ist ein Sturm über uns gegangen, hätten die Häusser Segel zum Aufspannen, die Stadt hätte in der Nacht ein gut Stück Weg zurücklegen können, und hätte sie sich nun mit ihrem Weichbild auf irgend eine fremde Mark aufgesetzt, nach dem römischen Rechte wäre ihr nichts an ihrem Besitze verkümmert worden, und der Unterliegende hätte auch vor Gerichte untergelegen. Sie sehen, dass ich unterdessen schöne juristische Kenntnisse eingesammelt habe. Ich lese Naturrecht an der hiessigen hohen aber weder weiten noch tiefen Schule. Sonst bin ich gegenwärtig meines eigentlichen Handwerks ein Cyklope, ein halb Fuder Kohlen habe ich schon verbrannt, mein Tint verdirbt sich ganz jämmerlich, die Metalle, zwey ausgenommen, sind mir dienstbar, ich suche den Karfunkel. Nun habe ich auch seine Mutter und die Sippschaft, Hangendes und Liegendes gefunden,

ich warte nur auf eine recht dunkle Nacht und ein Gewitter darin, um die Königsschlange mit den Jungen in dem Neste zu überraschen. Meiner Mythologie gehts jämmerlich, Zimmer hat von Natur ein zu eng gebautes Becken, die gesammte Hausgenossenschaft zieht und reisst mit Zangen und Brecheisen, und Alles will nicht gedeihen. Ich habe hundertmal gewünscht, dass die Druckerpressen Keltern wären, die Schriftsteller schütteten ihr Gewächs dahin auf, und das Publikum käme und füllte sich die Krüge mit dem Saft und nicht die Papiertütten. Oder noch lieber wie bey der Transfusion des Blutes, eine Röhre aus einer Ader in die Andre, etwas warm gehalten, dann ist alles gethan. Jetzt gehts jämmerlich besonders in Streitsachen, erst der Blitz, nach einem halben Jahre der Donner, in andern sechs Monathen die Kugel.

Das sehe ich jetzt recht im Vossischen Streite. Ihre Mitraille hätte ich noch nicht aufschlagen hören, wenn mir Kreuzer nicht Extrabericht darüber abgelegt hätte. Das Geschütz war gut bedient. So geht eine Zeit vorüber, zwey Zeiten und eine halbe Zeit, endlich wird zu Gericht gegangen mit denen, die dem Thiere und der Hure dienen. Lächerlich war mir, dass sie den Verdruss gegen den Einsiedler sogar in den Kartenallmanach¹⁾ hineingeschleppt haben, er hat ein Bild und eine Erklärung dazu, wo auch wieder der Hund sammt Zubehör paradiert, was wir doch alles zuerst in Besitz genommen haben. Der lächerliche Graf, der immerfort die Schrauben ohne Ende wie Jason dreht, hat wie Sie gesehen haben werden, sich auch hineingelegt, natürlich wo der Dreck am dicksten war. Ein Narr in subjektiver und objektiver Hinsicht, aber ein Fabriknarr, kein gebohrner, vor denen ich Respekt habe. Wenn Sie haben wollen, dass ich mehr weiss von den Begebenheiten, dann müssen Sie mirs selbst schreiben. Zugbrücken sind vor und hinter mir aufgezo-gen, und ich stehe auf dem Söller und blicke ins Land hinaus. Da ich überhaupt meinen Stuhl dahin zu stellen pflege, wo andre Leute nicht viel hinkommen, so lebe ich als eine Art von Robinson prinzlich und mir ists wenn ich ehrlich seyn will, so wohl als mirs nur bereitet werden kann. Wie im Märchen ist mir der Mantel mit dem der Staat mich bekleiden könnte immer entweder zu lang oder zu kurz, niemals passend. Ihr guter Wille für mich in Ihrem letzten Briefe hat mich indessen gefreut, Sie sind aber doch auch selber in der nämlichen Schule krank. Ich muss lachen, wie Sie mit dem Philosophen im Kasten um-

1) Der Karten-Almanach erschien bei Cotta in Tübingen. Es ist mir, trotz vieler Bemühung, nicht gelungen, des Jahrganges für 1809 habhaft zu werden. Görres' Angabe wird das Thatsächliche über den Almanach und die Einsiedlerzeitung enthalten.

Nachträglich: man vergleiche jedoch die Ausführungen unten S. 172.

zogen, den in der Welt niemand brauchen kann, so ein altes astronomisches Instrument, dessen Nutzen niemand absehen, dessen Reparatur kein Uhrmacher übernehmen mag.

Meine Kinder gedeihen fröhlich, Ihr Pathchen muss sich Ihre Erzählung von zehnstündigen Spaziergängen in Schlangenbad gemerkt haben, es marschirt im rechten Trott und macht alle Pas des Kosakentanzes dabey. Nachts aber führt sich keineswegs exemplarisch auf. Meine Frau ist deswegen nicht allzuwohl.

Von Brentano habe ich die längste Zeit nichts gehört. Er schrieb mir einen salbungsvollen Brief über seine Bücher, um mir das Gewissen in Aufruhr zu bringen. Sie wissen selbst wie ganz zufällig ich sie mitgenommen habe. Ich habe sie eiligst zusammengepackt und abgeschickt. Seither habe ich nicht ein Wort von ihm vernommen. Man schreibt mir Sie seyen lange in Weimar gewesen, schreiben Sie mir etwas von Göthe. Schicken Sie mir auch ihre direkte Adresse, da ich die Mittelstationen nicht leiden mag. Da Sie doch nun wohl in Berlin sind, so sehen Sie sich doch einmal um, ob Sie mir nicht eine Spanne Silberfaden in mein Fernrohr auftreiben können. Von München hat mir Boisserée Nachrichten gebracht, die mich orientirt haben. Mir ist lieb, dass ich nicht nach Landshut gegangen. Die allerarmseligste und ungeschickteste Intrigue rumort an dieser Akademie. Jakobi ist durch seine Weiber und seine Schwäche ganz erbärmlich befangen. Mit Bettine sind sie gar übel daran, sie windet sich ihnen wie eine zahme Schlange um die Beine, sie fürchten aber die Giftzähne seyen nicht gehörig ausgebrochen und jeden Augenblick könne ein tödtlicher Biss folgen. Savigny trauen sie nicht mehr, so sehr auch seine Frau alles gleich zu streichen sucht. Clemens können sie natürlich gar nicht leiden, und haben den Schmerzensausruf bey der Gelegenheit sich entfahren lassen: der wird wohl auch noch den Arnim ins Land bringen. Leben Sie wohl und behalten Sie uns lieb.

J. G.

Ein Brief Arnim's aus dieser Zeit, „seine Reisegeschichte und Unglücksfälle enthaltend“, ist für uns verloren. Arnim wird dem Frennde berichtet haben, wie er bei Grimm's in Kassel war, einen Abstecher nach Göttingen machte, dann nach Weimar zu Goethe ging, und Neujahr 1809 in Berlin eintraf.

In diesem Winter vollendete Arnim seinen „Wintergarten“. Eine vornehme Geselligkeit hat sich in einem Wintergarten zusammengefunden. Zur Erheiterung der langen Abende trägt man sich Gedichte und Erzählungen vor. Die Erzählungen, die Arnim für sein Buch auswählte, waren

meist aus alten Büchern gezogen, die die Einsiedler von Heidelberg der Vergessenheit zu entreissen wünschten. Daher war das Werk, als es erschien, Görres und Clemens Brentano so vertraut. Sie verstanden jede Beziehung in jedem Worte. Die „Zueignung“ galt Bettinen, die, als sie im Herbst 1808 mit Savigny's nach Landshut und München mitging, von Arnim bis Aschaffenburg begleitet worden war: wo an eines Orangengartens Pforte sie Abschied von einander nehmen. Der Gärtner pflückt die schöne Frucht in einen Helm von altem, rostigen Eisen; der Helm zerbricht, die Frucht fällt nieder:

Da hört ich sie am Boden tönend schallen
Und Schellen schmetterten mit leichtem Spiel;
Ich fand das Tamburin mit Wohlgefallen,
Das unten lag, worauf sie tönend fiel:
Das Schöne ist auf Erden unverloren,
Es klingt zur rechten Zeit, den rechten Ohren.

So drückte Arnim, als Dichter, seinen und seiner Heidelberger Freunde Glauben an die Unvergänglichkeit des Tüchtigen und Schönen in unserer Litteratur aus.

Während Arnim so in Gedanken an die Freunde fortarbeitete und ihnen gleichsam einen „grossen gedruckten Brief“ zuschrieb, hatte auch Görres nicht aufgehört, für die gemeinsamen Tendenzen thätig zu sein. Seine Rezension des Wunderhorns, die der Vossischen Partei das Gegengewicht halten sollte, lag fertig auf der Redaktion in Heidelberg, traf aber auf die verzögernde Meinungsverschiedenheit der Redaktoren der Jahrbücher. In der breit angelegten Einleitung setzte sich Görres als „Romantiker“ sehr lebhaft mit den „Klassikern“ auseinander, verfocht das Recht der Naturpoesie gegen das der Kunstpoesie und klopfte lustig auf den alten Voss; die eigentliche Hauptmasse der Rezension bestand aus einer gruppenweisen Vorführung und Charakterisierung der gesammelten Lieder. Creuzer, der Redakteur des historisch-litterarischen Teiles, fand die Rezension zwar sehr gelehrt, aber zu weitläufig und der Amputation bedürftig: „Das thäten Sie nun am besten selbst, wenn Sie hier in loco wären. So aber werde ich mich daran machen müsseu. Da gedenke ich denn etwas zu warmes Blut der Einleitung abzuzapfen. Böckh, der mit mir las, meinte auch, es fange etwas zu jubilierend an, welches dann der guten Sache Schaden thun möchte.“ Es ist nicht bezeugt, ob und wie Creuzer amputiert hat; immerhin erscheint jetzt noch die Einleitung warm und weitläufig genug. Auch Arnim muss noch Görres' Manuscript in Händen gehabt haben, in das er, wahrscheinlich zum Bilde

vom Bienenvater, die von Görres gewünschte Notiz, und zwar auf Creuzer's Stube, mit eigener Hand eintrug: ein Vorgang, der, an sich ganz unschuldiger Natur, die nicht eingeweihten Mitredakteure stutzig machen konnte. Ja, sogar nach Landshut war das Manuskript an Savigny und Brentano geschickt worden, und der letztere hatte ein paar Notizen, die Görres nicht gewünscht, mit eigener Hand eingetragen, ein Verfahren, das Arnim selbst nicht billigte (8, 105; Zimmer 190). Arnim's Zusatz ist jedoch in den Heidelberger Jahrbüchern (1809, S. 231) nicht mit abgedruckt. „Wie Bienenväter (heisst es da) haben die Herausgeber durch Spruch und Klang und Gesang die Fliegenden um sich her gesammelt“; man bemerke Görres' geistreiches Spiel mit den fliegenden Bienen und den fliegenden Blättern. Die erste Hälfte der Rezension hat offenbar in Heidelberg viel böses Blut gemacht: es ist ein Zeichen des zunehmenden Vossischen Einflusses auf die Jahrbücher, dass, nachdem Creuzer seinen Redaktionsanteil, beim Abgang nach Leyden 1809, an Böckh abgetreten hatte, die zweite Hälfte der Rezension erst viel später, im Jahrgang 1810, erscheinen konnte.

Der erste Teil kam Arnim Ende April 1809 unter die Augen. Auch Wilhelm Grimm damals in Halle, dem Görres' Rezension so hell und anmutig gehalten schien, wie wenig es sonst von ihm. Die Freude veranlasste Arnim sofort, am 28. April, an Görres zu schreiben und ihm für all die bethätigte gute Gesinnung zu danken (8, 55). Er sei, was das Historische anlangte, mit Görres Einer Meinung gegen Brentano. Jetzt sende er ihm seinen Wintergarten. Auch hier habe das Ueberlieferte, in der Verwandlung zu abgesonderten Novellen, verwandelt werden müssen: so das Stück aus dem Schelmufsky und andere kuriose Geschichten. Er wohne jetzt, der Physik sehr nahe, bei seinem guten Freunde Pistor, der von Natur Geheimrat, aus Liebhaberei aber Mechaniker sei; dessen Instrumente könne er, wenn in Koblenz der Art etwas nötig sei, aufrichtig empfehlen; er sende von ihm Silberdraht mit. Dass auch Creuzer Heidelberg verlasse, um Meermann's Rufe nach Leyden zu folgen, thue ihm sehr leid. „Alle Gevattern (scherzt Arnim) reisen da fort, weil das Kind (Görres' jüngstes) nicht geblieben“: ein Scherz, der natürlich die Beziehung auf die allgemeinen Verhältnisse in Heidelberg zulassen sollte. Es verstrich lange Zeit, endlich liess sich Görres hören:

Koblenz am 1^{ten} September 1809.

Seit dem Frühjahr, lieber Arnim, habe ich die Hoffnung erhalten, die alte Reiselust würde Sie einmal wieder beschleichen, Sie durch-

führen die Diagonale von Teutschland, und wären etwa einmal mit einem tüchtigen Satze in meiner Stube, und schüttelten den Staub ab und die bösen Erinnerungen, und was sonst von Rost und Schmutze sich ansetzt in dem übeln Jahre. Sie konnten wissen, dass Hauss, Tisch und Bette so gut ichs habe Ihnen zu Gebote standen auch unangeboten. Aber der Summer der is kummen und hat den Herbst mitgebracht, aber keinen Arnim. Das kömmt wohl mit daher, weil es dem Menschen, wenn er noch lange Füsse hat, ein leichtes ist um die Welt zu spazieren, dann von Schottland nach Genua, dann von Pohlen an den Rhein, über die Berge hinüber, um die Stadtmauern durch die Stube, bis er endlich noch dreymal mit Clemens zu reden ums Hünerloch geht, und dann von einer Hand die herausfährt, eingefangen wird. Aber heutiges Tags, ehe man soweit gekommen ist, dass einem die Federn von selbst ausgefallen sind, an den Fussflügeln, wird man gerupft und gestutzt dass man herumgeht jämmerlich wie in der Mause und nicht überfliegen kann ins Nachbars Hauss, die Federn aber füllen sich Andere in die Eiderdunenbetten. Das ist übrigens ein Uebel, was noch niemal ausgegangen ist in der Welt und ich bin schon längst darüber getröstet, Sie werden sich auch damit abfinden. Werden Sie indessen wieder flügge, heute oder Morgen, oder über Winter, der alte Rhein fliesst noch hell und kühl, und die Berge kochen Feuer, und es ist doch noch ein wenig blauer Montag an ihm, weil die Natur noch geputzt ist. Der Weg zu ihm hin ist gut finden, er ist überall mit zerbrochenen Scherben bedeckt. Wenn ich vom Blatt aufsehe an den schönen Bergkranz vor meinem Fenster, dann muss mir doch anderst zu Muth seyn wie Ihnen wenn Sie zum Berliner Thor hinausgehen in das geplättete Land. Die Natur ist doch gut, und der Mensch passabel, wenn er satt ist, bey Ihnen aber sind viele Hungerige, und da lässt sich der Teufel gern häuslich nieder. Es ist ein Jammer, was drey Haupteinsiedler auf den Sand gerathen sind, der Eine sitzt auf bayrischem Sand in Wassers und Feuersnoth, der andere auf dem Brandenburger auch in schwerer Noth, der Dritte Creuzer auf Holländischem, mit stinkendem Wasser zur Salbe gemacht und aufgestrichen, er hat mir ganz klägliche Melodien schon aus dem Röhrig zugesungen, dabey ist indessen etwas viel kränkliche Weichlichkeit und Gewöhnung an die dicken Schuhe und warmen Mützen, die die Zeit doch durchaus abgeschafft haben will. Er ist übrigens den Holländern nur geliehen, so habe ichs gleich betrachtet, und sonst würde selbst ein Feldzug gegen die Engelländer bey guter warmer Witterung nicht schaden. In seinen

Finanzen hat er freylich Einiges verloren, das wird indessen die Frau schon wieder ins Gleiche bringen, ein Apparat für sein Studium und eine Armatur seiner Thätigkeit, wie er sie sonst nirgend findet, muss doch auch für etwas gerechnet werden. Brentano hat den Gebrauch der Sprache noch nicht wieder erlangt, ich weiss nichts von ihm. Ihnen aber habe ich für den grossen gedruckten Brief und einen geschriebnen obendrein zu danken.

Das Buch war mir gar angenehm und erfreulich, Ihr ganzes Wesen ruht auf den Worten, die doch alle aus der Allerweltsprache sind, wie ein angehauchter Schein, und wie eine Seele auf dem Staub und Wasser ruht, in dem sie wie zur Miethe wohnt. Ihr leichter Schlittschuhschritt, der bisweilen so tief einschneidet, dass das Grundwasser durchbricht und den Leuten in die Augen spritzt, der zierliche Wurf, das scherzhafte Tanzen, das gefällige Cautabile, das freundliche Lachen das wie Tageslicht durchs Ganze durchscheint, alles hat mich an Sie und das Heidelberger Leben erinnert. Das sind wahre Geistererscheinungen an hellem Tage, so lebendig kann mirs werden, als ob Sie vor mir stünden, nur kein Gespräch kann man auf diese Weisse, als in längeren Zwischenräumen etwa miteinander führen, es hat mich verdrossen, dass ich stumm da sitzen musste, und Ihnen nun nicht auch verständlich machen konnte, dass ich Sie sähe. Bannen kann ich, so oft ich will, diesen Geist, ob ich selbst bannbar bin, weiss ich nicht, es kann mich sehr erschrecken wenn ich in halbdunkler Mitternacht im Hemde am Fenster stehe, und etwa ein einzelner vorübergehender aufblickt, und mich für einen Geist halten mögte, das ist ein ganz entgegengesetztes Gefühl, als die gewöhnliche Geisterfurcht, man blickt aus dem Tod ins Leben, wie dort aus dem Leben in den Tod. Ich danke Ihnen für den Nachruf in der Zueignung, sind die Früchte aus dem alten Helm hinabgeronnen, dann mag das Tamburin, das sie klingend aufgenommen, leicht eine zerschlagene Trommel seyn, schwer wird sich der Helm, aber leicht kann sich die Trommel wieder zusammenfügen, jetzt sind die Töne mir lieb, sie kommen von Sirenen, die mitten im Sturme singen, und wenn das Donnern und Nothschiessen vorüber, hört man doch immer wieder gern auf das Singen. Wer so gut gemacht ist im Frieden wie dieser Gärtner, darf sich nicht entschuldigen, dass er den Krieg nicht mitgeschlagen, Nationen werden noch auf viel andere Weissen als mit Schwerdten geschlagen; jetzt vollends wo die Verwirrung so rathlos geworden ist, dass was die eine Hälfte mit Blut an Ehre mühsam gewinnt, die andere leichtsinnig und

verkehrt an Schimpf wieder zusetzt, ist mirs leid um alles gute Blut was fließt und geflossen ist, und ich mögte kein Blutzeuge seyn im Kampfe der matten Tugend mit der kranken Sünde. Sonst habe ich mich bey der ganzen Sache überzeugt, dass der Himmel ohne Schuld ist, wie er gern Sieg gegeben hätte, wenn nur einer da gewesen wäre, der den Haushalt fortgesetzt hätte.

In Ihrer Schrift hat mir das Erste ganz unendlich wohl gefallen, wenn Sie das gemacht oder nur viel hinzugemacht haben, dann erstaune ich über ihre Kunstfertigkeit.¹⁾ Die Zigeunergeschichte in den *Simplicissimus* eingelegt hat mich auch ergötzt.²⁾ In dem Fragmente von Schelmußsky habe ich durchaus nichts Störendes, aus dem Geiste des Ganzen Herausfallendes bemerkt, nur das Hundegebelle am Anfange hat etwas gewürgt, die reinen Verehrer werden nicht zu klagen haben, wenn man keine Nähe sieht, dann ist als hätte der Verfasser selbst eine zweyte vermehrte Ausgabe veranstaltet.³⁾ Mehr Anstoss werden die reinen Verehrer Nelsons an der wunderlichen Weise nehmen, wie Sie ihn in den vortrefflichen Romanzen durch die Meduse nicht aus Fleisch in Bein, sondern aus Bein in Fleisch verwandelt haben. 's ist ein unendlich spröder Gegenstand, dieser einäugigte, einarmigte, eben noch verwesende englische Seeheld, mitten in dem grossen algebraischen Formelwerk, seinem Schiffe und seiner Schlacht, und den nun in den heissen Feuerofen der Meduse hineingeworfen, wo er wie einer der Babylonischen Knaben aus den Flammen singt, die er als ein Salamander immer durch sein Element das Wasser wieder löscht. Sie haben englischen Rost₁ beef mit einer Brühe von Pfeffer und Muskat, und Areka und Palmwein übergossen, und es soll mich Wunder nehmen, was die Welt zu dem sonderbaren Gerichte sagen wird. In mich, bey der philosophischen Weite meines Geschmacks geht dergleichen leicht hinein, und ich habe mich gefreut an der Lust mit der Sie viele Reminiscenzen aus dem Leben hineingeworfen in den feurigen Strudel, aber ich

1) Die Liebesgeschichte des Kanzler Schlick und der schönen Sienerin, nach Niclas von Wyle's Translation der lateinischen Erzählung des Aeneas Silvius.

2) betrifft den vierten Winterabend: an welchem Erzählungen aus Moscherosch' Gesichten vorgetragen werden, in die eine Zigeuner-Episode aus dem *Simplicissimus* eingelegt ist.

3) betrifft den siebenten Winterabend: Auszüge aus Weise's Drei Erznarren mit Teilen aus Reuter's Schelmußsky zusammengearbeitet. — Das Folgende geht auf die acht Romanzen „Nelson und die Meduse“ am fünften Winterabend, die einen unwirklich-phantastischen Liebesrausch des Seehelden Nelson zu seiner schönen Meduse besingen.

begreife auch leicht, wie viele zu eng seyn mögen ohne unmittelbare Versündigung. Das ganze Buch ist mir lieb und werth, wie's da liegt, und ich habe es unter meine andern Freunde aufgestellt.

Mit meinen eignen Arbeiten gehts nicht so rasch wie mit Ihrem Gartenbau, meine Sachen werden immer die gehörige Zeit lang im Packhofe zur Visitation zurückbehalten, ehe sie in die Welt hinunter (dürf)en, mit meiner Mythologie sind wir glücklich am zehnten Bogen angekommen, da das Ganze nun 30 werden soll, so müssen Sie sich wohl noch vier Jahre gedulden. Meine physikalischen Untersuchungen (. . .) Zweige schreiten auch langsam fort, weil ich eigensinnig auf mathematischer Schärfe und Ueberzeugung beharre, und da ich die mythologischen noch nicht beendigt habe, und mit der alten Liebe verfolge, so werde ich unbarmherzig zwischen den zwey Liebtschaften herumgezerrt, deren keine ich lassen kann, so sehr immer die Eine die Andere kränkt. Eine dritte der Ihrigen näher liegende halte ich mit Gewalt noch von mir weg, damit die drey mich nicht vollends aus dem Hause treiben. Danken Sie Ihrem Freunde Pistor für den Silberfaden, ich habe ihn schon verwendet. Es mögte vielleicht möglich sein, dass ich für seine Arbeiten in einiger Zeit Auskunft wüsste, da es in kurzer Zeit entschieden werden soll, ob eine Akademie hierher kömmt, und diese doch einer Instrumentensammlung bedarf. — Ich bin am Rande und habe nicht viel geschrieben, und habe doch solange gezögert mit Schreiben, weil ich recht viel schreiben wollte und immer nicht recht viel Zeit für das viele Schreiben finden konnte. Drum wärs besser wenn Sie selbst kämen, und sich Alles erzählen liessen. Sie würden mich und Alle wohl treffen, ihr Pathchen gross und gesund und herumlaufend auf allen Wegen, und krazbürstig und eigensinnig und lieb, dazu mit einem zollbreiten Loch im Kopf, das es sich vor acht Tagen gefallen, und wovon es die Narbe noch nach vielen Jahren wird vorzeigen können. Meine Frau grüsst Sie herzlich, und ich schliesse den Meinigen in den ihrigen ein.

Görres.

Ueber den Wintergarten brachten die Heidelberger Jahrbücher mit geschäftiger Eile, noch 1809 (2, 164), eine anonyme Kritik, die, wie ich einer Notiz in Wilhelm Grimm's Exemplare entnehme, von dem Philosophen Joh. Jak. Wagner stammte. Dieser Wagner, bis dahin Professor in Würzburg, hatte sich nach Görres' Abgange in Heidelberg als Privatdozent niedergelassen und verstärkte, als alter Feind und Gegner der Romantiker, die Macht der Gegenpartei. Görres lag mit ihm schon

lange in Fehde. Kreuzer nannte ihn einen Erzcharlatan, der allem historischen Wissen Hohn spreche. Durch und durch rheinbündisch gesinnt, erfreute sich Wagner der Protektion des Grafen Benzell, dessen Zeitschrift „Jason“ ihn herausstrich und Arnim schlecht machte. In Kleist's Abendblättern haben 1810 die Berliner Freunde den Geist des Jason gebrandmarkt (was ich in meinem Buche „Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe“ näher ausführe). Wagner machte sich jetzt, wie sein gräflicher Protektor, an Arnim heran. Dieser hatte im Wintergarten sehr scharf den märkisch-brandenburgischen Patriotismus und die Wünsche der Berliner Kriegspartei durchblicken lassen. Daher kehrt Wagner in seiner Rezension nunmehr den rheinbündischen, antipreußischen Geist heraus. In die jetzige „norddeutsche Uebellannigkeit“, die im Wintergarten herrsche, könnten sich „süddeutsche, leichtblütigere und längst versöhnte Leser“ schwerlich finden; Arnim's Standpunkt sei nur „provinziell“; er, der Rezensent, „prätendire wirklich deutsch zu fühlen“. Man empfindet, wie das Litterarische gänzlich schon in das Politische sich verliert. Savigny äusserte sich ärgerlich über dieses Machwerk; ebenso empfanden die übrigen Freunde. Auch in der Jena'schen Litteratur-Zeitung (Nr. 276 von Ha. Ha.), unter Goethe's Augen, entlud ein anonymes Rezensent weniger seine sachliche Meinungsverschiedenheit, als persönliche Gehässigkeit gegen Arnim. Diese und andere, besonders auch des Dänen Baggesen, Angriffe hatte Görres wohl im Sinne, als er Arnim schrieb:

Koblenz am 1ten Jänner 1810.

Glück auf mein armer Kreuzbruder, mein lieber Wintergärtner, zum neuen Jahre glück auf! Im vorigen haben sie Dich übel zugedeckt, du liebreicher Kunstgärtner, Dir die dargebotnen Strässer zerrissen, mit Prügeln die Blüten von den Bäumen geworfen, die Nachtigallen ausgehoben und geblendet, und die Füchse in den Garten gejagt mit den brennenden Schwänzen. Und du . . . dunkler, zerstreuter, unverständlicher . . . Ariel¹⁾, wie gehen die Weissagungen des Propheten Jesaias c. 29 an dir in Erfüllung! „Weh, Ariel, Ariel! ihr haltet Jahrszeiten und feyert Feste (den Königseinzug), aber ich will den Ariel ängstigen, dass er traurig und jämmerig sey, und soll mir ein rechter Ariel seyn. Alsdann sollt du geniedrigt seyn und aus der Erden reden (unverständlich Zeug) und aus dem Staube mit deiner Rede murmeln (scherzhafte Gemische), dass deine Stimme sey wie

1) unter welchem Namen Arnim sich selber auch im Wintergarten einführte; die folgenden Klammerzusätze rühren von Görres selbst her.

eines Zauberers aus der Erde (wie die Leute klagen) und deine Rede aus dem Staube wispel. Und die Menge, die dich zerstreuen, werden so viel seyn als ein dünner Staub (die Leser der Classiker) und die Menge der Feinde wie eine wehende Spreu, und das soll plötzlich bald geschehen. Wie ein Nachtgesicht im Traum, so soll seyn die Menge aller Heyden, so wieder Ariel streiten, sammt allem ihrem Heer und Bollwerk, und die ihn ängstigen. Denn gleich wie einem Hungerigen träumt, dass er esse, wenn er aber aufwacht, so ist seine Seele noch leer, und wie einem Durstigen träumet, dass er trinket, wenn er aber aufwacht, so ist er matt und durstig (also die Käufer Deiner Bücher), also sollen seyn die Menge aller Heyden, die wieder dich streiten. Erstarret und werdet verstürzt, verblendet euch und werdet trunken, doch nicht vom Wein (sondern vom Brenz) taumelt, doch nicht vom starken Getränke. All deiner Propheten (Einsiedler) Gesichte werden seyn wie ein versiegeltes Buch, welches so man es gebe Einem, der lesen kann, und spräche Lieber lis das! und er spräche, Ich kann nicht, denn es ist versiegelt. Oder gleich als wenn mans gebe dem, der nicht lesen kann, und spräche Lieber lies das! und er spräche Lieber ich kann nicht lesen.“ Gehst du in dich erschrecklicher Sünder, vor 2550 Jahren ist das geweissagt, und im vergangenen Jahre erst wahr geworden an dir, ich hätte wahrlich nicht so viel Hundert Jahre geduldig warten können, und viel früher drein geschlagen mit allen Fäusten an des Himmels Stelle. O Fauste, Fauste, wie hat dich der dänische Quirlstock gequirt, der idyllische Rührlöffel geschwungen, der Teufelsbesen gekehrt. Warum hat der WürgeEngel nur die geheime Furcht, dass man die verborgene Sau in seinem Namen auswittern und verschneiden mögte. Ich habe recht applaudirt zu allen Schlägen, die auf Dich gefallen sind mein Seelenbruder, die waren mir Alle geschenkt, die Meinen waren versüsst mit dem süssen Honig socios habere etc. und hatten daher den Geschmack von Manna und Lebkuchen, ich dachte immer an den vielen Rheinwein den wir zusammen getrunken und tröstete mich, alles Leben müsse widerlebt seyn. — Eben heults Patchen, das süsse Dornröslein jämmerlich in die Prophezeyung hinein, und ruft mit weh über den gepritschten Pathen, dessen es sich nun und nimmer in der Welt rühmen darf, denn es ist die Enkeltochter des Jesaias und soll eine Jungfrau werden, wie sie seyn soll. — Nun aber habe ich mich sattsam an obigen Schlägen erbaut, wie schon gesagt, und mögte die Ruthe küssen, die solche Dinge gethan, der vorigjährige Komet war wie GeissenKnödel zur Weynachtsbescheerung daran aufgehängt. Ar-

nica montana, liebliche Blume, mit dir will ich meine Schlafstätte bestreuen, und alle Abend mir einen Kranz davon flechten um die heissen Schläfen zu kühlen. Es ist so gar tröstlich, dass während das Schicksal mit Siebenmeilenstiefeln in der Kelter herumstampft, und Blut keltet, oben auf dem Dache die Spatzen rammeln, und die Mäuse in den Büchern, und die Motten ihm wieder im Pelze schaben. Eben kömmt mir nun auch zum Ueberflusse die Rezension des Wintergartens in der Jenaer vor Augen, Erbarmen ruf ich den Schindern zu, aber sie schächten fort mit Gesichtern wie die Juden, die den Herren kreuzigten. Das hast du gut gemacht du geschundener Ariel, dass du ihnen gesagt hast, dass aller Tadel dich verletze, wissen sie erst den wunden Fleck, dann setzt alles Geschmeiss sich hin, wie die Mücken auf die Gipsnasen, und heizen dich mürb wie einen Hasen im Essig. Wie ein Hirschkäfer gepanzert muss man seyn, und lange Scheeren am Kopfe und einigen Gestank, um ihnen in die Augen zu pissen, und die heilsame innerliche Verachtung vor allem Aasgeruch. Meine Frau hat nicht üblen Vorschlag, künftig nur Manuskripte für Freunde durch Frohreich, ein Dutzend, zwey Dutzend zu drucken, dann kann man all das Volk aussperren nach Belieben, und bitten sie sich ein Exemplar zum Rezensiren aus, dann schlägt mans ihnen rund ab. Das gute Schaf allenfalls, das in den Jahrbüchern einiges Laub im Wintergarten abgebissen und gegessen hat, und prätendirt gut deutsch zu seyn, was es auch ist, kann allenfalls über die Schulter hineinsehen. Die in Heidelberg müssen nach der Abreise das scherzhafte Gemisch auch näher besehen haben und berechnen und allerley darin gefunden von Hexenkram, Nadeln, Haare, Borsten, Nägel aus den Gedärmen eines unschuldigen Kindes, und mancherley aus ihrem Lebenslaufe womit sie schlecht gemacht werden sollten vor der Welt, ohnehin hat man sie mit der famösen noch einmal in der Literaturzeitung abgedruckten gleichenlosen Erklärung hintergangen und beschlichen¹⁾ und ihr gutmüthiges Herz damit gegen ihren Nebenmenschen verhärtet, genug sie scheinen ganz giftig und verbreit (sic!), meine Rezension des Wunderhorns lassen sie zwischen Thür und Angel, wie einen vorgefallenen Mastdarm im Steisse stecken. Ich habe ganz feyerlich mir eine Erklärung durch Zimmer bey der Redaktion darüber ausgebeten, kann aber nicht dazu gelangen. Denn unseliger Weisse ist mein mythologisches Werk nach und nach durch den Segen Gottes

1) Ich weiss nicht, welche Erklärung Görres meint; von den die Fehde betreffenden Erklärungen der Jenaischen Litteratur-Zeitung des Jahres 1809 scheint mir keine recht zu passen.

um des frommen Bestrebens wegen bis zu etwa 40 Bogen angewachsen, und das Ende ist noch nicht sichtbar, das hat dem Verleger, der es seit kurzem erst entdeckt, den Athem versetzt, und der gutmüthige Man weis vor Schrecken keine Worte zu finden wie es scheint, um mir seinen Schrecken auszudrücken über die ewig lange Perspektive vom 22ten Bogen bis zum 40ten, und schweigt nun ganz stille, und giebt nicht an Tag was die Redaktion ihm aufgetragen. Creuzer aber ist eine Schlafmüze, und sitzt wie ich mir vorstelle, wieder voller Verdruss oben, und nakelicher Unruhe und Unzufriedenheit, und wagt nicht mir sie zu klagen, weil ich ihn über seine Holländische Geschichte einen Kindskopf gescholten habe. So stehen die Freunde alle mit langen Gesichtern im Kreise und nehmen Prisen, die verbitterten Feinde aber sind guter Dinge und quäken. Ihre Sünden stinken zum Himmel, es ist Zeit dass die Peitsche wieder knalle, nicht um das Ebenbild Gottes zu schimpfired, sondern nur damit die Lust nicht ausgehe. Es gewährt mir unverwundbaren ein reines menschenfreundliches Vergnügen diesem Lumpenkram zuzusehen, der durch die inwohnenden Lause lebendig wird, die grosse Made die sezirt wieder kleine Maden und die wieder Mädchen geben, wie alles tanzt nach einer schlechten Fidel und dabey in guten Büchern liest und in ausgeworfenem Speichel sich besäuft, und „Freude schöner Götterfunken“ dazu singt, dass einem die Haare zu Berge stehen, wenn man hört, auch die Todten sollen leben, und man alle Augenblicke meint, die kämen nun auch dazu und machten Gemeinschaft mit der Bettlerhochzeit ohne Braut. Mich verlangt sehr, ihnen wieder einen Verdruss anzuthun, ein Skrupel ist dabey wegen des Zeitverderbs, den ich gern durch einige Ueberredung weggeschafft hätte, man wird nach und nach so ernsthaft, dass man die Lust gar nicht mehr für ein Geschäft hält und das Lachen für faullenzen. Es ist eine gar zu schöne Bosheit den Leuten inwendig ein klein Mäusslein zu zerquetschen und sie nun entspringen zu lassen mit dem Leibschaten, dass sie hingehen und emsig an ihrer Geschichte fortbauen aber alles nun etwas schief überhängt und grimassirt, und die Geschnittenen laufen und weissagen nährisch Zeug all ihr Leben lang ohne weiter unser Zuthun. Es ist freylich eine Art Todschat, indessen habe ich auch die ersten Kuhpocken hier ins Land hineingebracht, und mit den geretteten Seelen will ich mich abkaufen. Der Plätscherkreis wird immer grösser, ich mogte auch die hineinziehen, die bisher klüglich still geschwiegen haben. Böttiger ist unter andern ein solcher Kandidat, wegen seiner politischen Niederträchtigkeit habe ich grosse Bosheit auf ihn während

dem Kriege eingefressen, Adam Müller muss gut von ihm zu sprechen wissen. Aber mein Gott, lieber Ariel, was haben wir nicht eine Menge unschuldiger Leute ins Verderben hineingerissen, es ist ein Zug zusammengeknabelter wie ehemals jener der Klubisten, als sie hier auf die Festung geführt wurden. Meinem Schwager, der immer mit gestäubt wird, habe ich schon einen grünen seidenen Beutel zur Satisfaktion stricken lassen, ich mögte den Andern Allen etwas Gutes und Liebes erzeigen, wenn ich nur an sie kommen könnte. Hier bey meinen etwas unkundigen Landsleuten muss ich dagegen wieder Alles verantworten, was die Romantik nur hervorgebracht, die Niobe, dass sie immer Gä statt Erde sagen,¹⁾ die Sprache erschweren, sich nicht an der Mythologie des Ovid genau halten u. s. w., was mir denn sehr empfindlich fällt. Ich habe gut sagen, ich hätte nicht dabey gesessen, und nichts gemacht, man behält mich als Geisel für Alle und lässt mich nicht aus der Haft entspringen, und ich muss geduldig harren, wenn der Witz überall von mir herabträufelt, den sie auf die neue Schule giessen. Das sind Sachen, die mir das Herz abfressen. Sonst glaube ich dass Wilken auf bestem Wege ist ein Klassiker zu werden, er hat wie mir Creuzer schreibt, in der Rezension des Wunderhorns eine Landesverderbliche Conspiration zwischen Verfasser, Verleger und Rezensent entdeckt, und darauf hat ihn als erste Spur eine eigenhändige Note des Autors unter das Konzept gebracht. So weiss ich doch nun, dass er die spitze Nase nicht umsonst hat, Böckh aber hat das entsetzlichste Hauskreutz, da eine neugenommene Frau nicht zu ihm ins Bett will, ich weiss nicht ob wegen allzugrossem Platonism oder allzugerinem Realism (vgl. 8, 76). So ist der gute Mann mitten im Drucke der neuen Ausgabe von sich selbst, die füglich noch zur Messe hätte kommen können, aufgehalten, und es ist zu befahren dass ihm noch andere vorspringen, und manke fehlerhafte Sachen geben, die ihm Papa rufen. Ich habe Maschinen in meinem Sinne dafür ausgedacht, die Kaltbrüchigkeit dieser Ehe zu heilen mit Schinen wie eine Beinbrüchigkeit, die mangelnde Verwandtschaft wird am Ende durch ein drittes Aneignendes noch vermittelt werden müssen, allein dann ist die obige Gefahr zu befahren.

Das bringt natürlich auf Göthes Wahlverwandschaften. Ich habe mich gefreut über das Kunstwerk, wie man aus Stückchen Jugend die ins Alter hineinscheinen, ein Ganzes zusammensetzen kann, das aus

1) In der Niobe von Schütz, Berlin 1807, gleich auf der ersten Textseite: „als irrl'scher Wechsel war die Frucht der Gä“, und: „in dem Bett der Gä vom Uranus gezeugt.“

einem Stücke nach purer Jugend aussieht. Das ist noch eine starkschlagende Ader, die Ottilien herausgeblutet hat, die verspricht hundert Jahre Leben, ein warmer Blutstrom treibt wundersame Werke und Kunstgestänge, und es quillt wie rother Wein oben für alles Volk, Eduard aber ist gleichsam der Ochs der zur Krönung der schönen Gestalt gebraten wird. Einiges mir fatale Beywerk ist auch dabey wie bei Wilhelm Meister, gefrorne Fensterblumen und wohl ausgesprizte Präparate. Ich kann mich gar nicht gewöhnen ans gemeine Leben in der Poesie, weit eher an die Poesie im Leben, es kömmt mir Manches blos wie gebohnt und nicht geschnitzt vor. Gar sauber ist aufgeräumt, und jedes an seinem Ort, es sind keine Kinder in der Haushaltung die Alles durcheinanderwürfen, und kleine Tümpelchen hineinpissten, alles wie bey einem alten Junggesellen, wo eine gleichfals etwas bejahrte Jungfer Ordnung hält. Die allzu grosse Absichtlichkeit in allen Anlagen hat mich auch gestört. Kurz ich schneide nur Ottilie heraus und fasse sie in einen goldenen Rahmen, den Rest verehere ich Mad. Creuzer zum Christgeschenk, habe aber doch den grösten Respekt dafür, und weiss dass ich nichts dergleichen machen kann, gehe aber wieder im Wintergarten lieber mit meinen Stiefeln herum als auf diesem glatten Spiegel in Winterschuhen. Und er hat nichtsdestoweniger Recht, der Regenbogen kann mit seinen Füßen auf zwey Häuserdächern stehen, wo in einem Thee genommen wird, im andern eine Laxirung nebst Zwetschen und dem zugehörigen Kostüme, ich habs aber lieber auf einem blühenden Baum und einem grünen Berge. Es ist gar nicht wunderlich dass bey den Alten so was ohne Gefahr auf dem Leben stehen konnte und immer stand, weil das Leben da selbst, wenn auch von schlechtem Stein, gefällige Form hatte, bey uns aber hats aufs höchste Reichthum und Behaglichkeit, und darin haben die niederländischen Maler Alles rein ausgeschöpft.

Man hat hier versichern wollen, Clemens würde Professor der Kameralwissenschaft an Sukkows Stelle bey der jetzigen neuen Organisation, und wolle nebenbey Privatissima über die Heraldik lesen, ich mögte gern einige Auskunft darüber haben, da er selbst taubstumm geworden ist. An Zimmer habe ich geschrieben seinen Schreibkasten wegzurücken, es müssen sich dahinter mehrere Briefschaften finden, die ich ihm zu besorgen zugeschickt. Ich wähle daher jetzt den direkten Weg nach der Adresse die ich mir ehemals aus dem Freymüthigen gemerkt. Gott zum Gruss, die Meinigen sind Alle wohl und schlagen mit ein.

G.

Zugleich schrieb Görres, wie er es in den Schlussworten andeutet, einen zweiten Brief an Clemens, der uns aber fehlt. Clemens' Antwortbrief liegt vor (8, 72). Er schlägt einen ausgelassen-humoristischen Ton an. Zwei grosse historisch-biographische Schreiben, die er inzwischen an Görres erlassen, seien demnach verloren. Er erzählt ihm von seinem Aufenthalt in Landshut und München. Wie er dann, auf der Reise zu Arnim, in Nürnberg bei Hegel, Schubert und Kanne gewesen, in Jena Goethe getroffen, in Halle Reichardt's und Steffens besucht, und von dort Wilhelm Grimm mit nach Berlin genommen habe, woselbst er seit August weile und zu bleiben gedenke. Er schildert Görres das litterarische Treiben Berlins, in das soeben Kleist eingetreten sei. Savigny werde auch kommen. Arnim und er sammelten jetzt Selbstbiographien aller Art, und schrieben ihre eigenen auf: „Ihr sollt das auch . . . schreibt sie, lieber Görres!“

Diese Mahnung muss Arnim, in dem gleichzeitigen, verlorenen Briefe, noch dringlicher an Görres gerichtet haben. Er muss ihm, ausführlicher als Clemens (8, 78), über die „Gräfin Dolores“ und über „Halle und Jerusalem“, an denen er schrieb und druckte, berichtet, ihm auch die Zueignung von Halle und Jerusalem angetragen haben, die, als das Buch am Ende des Jahres 1810 erschien, lautete: „Seinen Freunden und Gevattern C. Brentano und J. Görres widmet dieses Trauerspiel in zwei Lustspielen zur Erinnerung guter und böser Tage in Heidelberg der Verfasser.“

Inzwischen war nun auch bei Zimmer in Heidelberg Görres' „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ in zwei Bänden fertig geworden, über deren unaufhörliches Anwachsen Görres selber Scherze genug gemacht hat. Das Werk war aus Vorlesungen in Heidelberg hervorgegangen. Die Idee, die Görres leitete, war, die Urpoesie der Menschheit an der Quelle zu schöpfen und ihren Fortstrom durch die Geschichte der Menschheit zu verfolgen. Er war von der Einheit aller mythischen Grundanschauungen bei allen Völkern überzeugt. Indem er in seinem Buche zuerst die hinterasiatischen, dann die vorderasiatischen Mythen behandelte, schuf er sich die Grundlage und die Vorstufen zu der Erfassung der germanischen und deutschen Mythenwelt, auf die als sein letztes Ziel er es abgesehen hatte. Von der deutschen Sage und Poesie nahm er eine Vorexistenz in asiatischer Urzeit an. In seiner Sprache ausgedrückt: Der Scheiterhaufen der Brynhild werde einst auf dem Caucasus gebrannt haben. Görres setzte aber das Deutsche nicht ohne Weiteres mit dem Asiatischen gleich. Es sollte vielmehr die Auf-

gabe einer neuen Arbeit sein, von der grossen allgemeinen Einheit aus nun erst das jeder Zeit und jedem Volke Eigentümliche, die Mannichfaltigkeit der Einheit gegenüber, zu erkennen und zur Darstellung zu bringen. So mündete seine Mythengeschichte in den Alt-nordischen und Altgermanischen Mythenvorrat aus. Wie waren doch diese Ideen, ohne dass es jetzt von ihm ausgesprochen würde, von Herder vorbereitet worden! Mit Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker, die gleichzeitig erschien, berührten sich Görres' Studien. Daher lautet Görres' Widmung seines Werkes: „Herrn Professor Creuzer und meinen ehemaligen Zuhörern in Heidelberg zugeeignet.“ All diese Dinge liegen dem Briefe vorauf, den Görres an Arnim sandte:

Koblenz am 11ten May 1810.

Just von Berlin her, Ostnordost kömmt der Wind geweht, meine Gedanken müssen stromaufwärts gehen, wollen sie zu Dir, lieber Ariel hingelangen, was denn, da der kontraire Wind schon so lange gedauert, im Vorbeygehen gesagt, auch ihre Abreise so lange aufgehalten hat. Meine Nachtigallen werden stutzig ob diesem Zephyr, mein Citronenbaum betet zum Heiligen Servatius, dass er sein verschone; wir senden euch guten fruchtbaren Südwest, den Favonius, Gottes Athem, undankbar geht ihr uns Gefornes und ungebetene Refraichissemens zurück. Es muss doch was daran seyn an dem Geschrey über das norddeutsche Unwesen; geht meine Orangerie verloren, dann schlage ich mich auch zu den Appelsinen gegen die Teltauer Rüben, und schlage vor eine Mauer zu ziehen quer durch ganz Teutschland, und die Zinnen zu besetzen mit Landshuther Studenten, und alle Classiker zu euch herüberzudeportiren mit Weib und Kind und aller fahrenden Habe. Die besten Früherbsen und Pfrschen und Sonetten und sonstige gute Sachen könntn wir ziehen an der Sonnenseite der Wand, ihr an der schattigen nichts als Champignons; die Zephire die zu euch durch wollten, müssten verzollen am Thore, von Nachtigallen wäre alle Ausfuhr prohibirt, sentimentale Reisende passirten ohne zu repassiren, die Poesie sässe oben auf dem Höchsten der Mauer und kehrte euch die posteriora zu, aber angenahlt von Kopf bis zu Füßen just als wärens die Anteriora, nur dass man an der tiefen Bauchsprache bemerkte, dass es nicht mit rechten Dingen zugehe. Das Alles jedoch für euch sauf le recours an Dänen, Schweden, Norweger, Isländer, die euch wieder gute Worte geben müssen, um ein wenig warmen Wind und Leben und poetische Herzstärkung, wir aber verdankens niemand, sondern produziren Alles im Lande.

Meinem Briefe lege ich bey einen kleinen abgekürzten Anhang von zwey Alphabeten in zwey Bänden ein scherzhaftes Gemisch vom Heiligen, worin ich gesagt habe, was nicht wohl in diesen halben Bogen gehen will. 1) Es handelt von Gott und seinem Gebot und lauter erbaulichen Dingen. Besonders ein schönes Magazin von wohlklingenden gutgesetzten Tauf und Zunamen ist darin angelegt, woraus eine ganze Kindbetternde Nazion sich versorgen könnte mit Wohl laut und guten Benennungen, was besonders Clemens sehr erfreuen wird, der an dergleichen sein besonderes Wohlgefallen hat. Ich selbst muss dem Himmel vor Allem danken, dass er mich das Ende hat finden lassen, denn die Sache war so intrikat, dass eine lange Zeit hindurch billig gezweyfelt werden musste, ob überhaupt auch nur eines auszufinden wäre, da man eben so gut Bücher wie Schrauben ohne Ende haben könnte. Der Faden läuft immer wie in römischen oder ägyptischen Katakomben fort, man steigt ein, der grosse Gang führt in kleinere, die in Nebengänge und und und, auf und nieder von einem Stockwerk zum andern Inschriften, Bilder, Krüge, Mumien alles durcheinander, dass das Inventarium in keines Menschen Leben geht, Licht und Salz muss man sich dabey selber auf eigene Kosten stellen. Nun habe ich mancherley Verschüttetes herausgegraben, ein freylich etwas schadhafft gewordenes Bild der alten Welt im Zustande wie jenes Basrelief des alten Rom oder wie die Mondlandschaften bey Schröter, oder wie Cuviers Skelette, manchmal auch wie die Rollen in Pompeji, ich habe wahrhaftig Bergmannslieder dabey gesungen, die indischen Palmenstämme und Betelblätter und Arekanüsse liegen wie überall bis in den nordischen Torf hinein, so auch aller Orten in der Geschichte zerstreut.

Nun trete ich damit vor Fräulein Dolores, und bitte die Gnädige damit vorlieb zu nehmen und das kanderwelsche Ding mit ihren schönen Augen sich vorzulesen. Sie wird nun auch ihren Kirchgang halten, seit sie nach ihrer Niederkunft mit sich selbst von sich selbst in unverletzter Jungfrauschafft empfangen, wieder ausgesegnet, aber ich glaube ihre Herablassung gegen das grosse Publikum wird ihr nicht von sonderlichem Nutzen seyn, da ihr Name schon für eine Satire gehalten wird. Ich aber habe ihr schon Quartier bereitet, bey mir soll sie ihr Gefängniß finden, und wenn alles sie verstiesse, aus meinem Bücherschranke heraus hat sie, wenn ich die Thüre öffne, die reizendste Aussicht in die schöne Natur, und bey übelm Wetter um sich her die gewählteste Gesellschaft von Romantikern und schöner Welt. Ich werde

1) „Bogen“ d. h. Brief-Bogen; Görres legt seine Mythengeschichte bei.

mir alle ihre Drangsale zu Herzen nehmen, und bitte mir dafür Reciproca aus; so können wir zuletzt, wenn Alles mislingt, uns zusammen in unsere breite Schwerdter stürzen. Wir wollen uns auch immer einander dediziren, und uns einander immer zu Pathen nehmen, und rezensiren, und der Längstlebende soll den Andern im Nekrolog begraben. ¹⁾ An der vorigen Dedikazion ²⁾ geb ich mein bescheiden Theil nicht heraus, so viel ich mir gleich damall schon davon genommen nämlich; den Grundton habe ich nie auf mich gedeutet, aber den Nachklang, den der Zufall mir zugewendet, habe ich sogleich in Besitz genommen und ich lasse ihn mir nicht wieder aus den Händen winden. Meine Raben flogen zur Rechten, es sind Othins Raben die am Himmel stehen, der Becher daneben ist der Helm, der Altar dabey das Kreuz, folglich ist die Szene am Himmel, und an Viele ausser uns Beyden ist das Wort gerichtet. Mein Buch habe ich Creuzern zugeschrieben, dem ältesten solid aussehenden Kindskopf den ich kenne, dann meinen Zuhörern, worunter auch, als Hospitant wenigstens, der Einsiedlerguardian, er mag sich also sein bescheiden Theil davon wiedernehmen. Halle und Jerusalem, Kochsalz und Asphalt nehme ich mit Danke an, und werde, wie gesagt, wieder meine Erkenntlichkeit bezeugen. Nur sage mir, wie Du mit den entsetzlichen Buchstaben so viele Bogen zusammenschriebst. ³⁾ Der alte Rolfink in Jena schrieb, wie ich lese, daumesdick, eine kleine Dissertation musste zur Druckerey gefahren werden, 40 Bogen Deiner Hand müssen auch Manneslast seyn. Bey mir war gerade die kontraire Klage, ich schickte Bogen wie Tapeten grandios mit der kleinsten Miniatureschrift beschrieben, so dass einer 5 gedruckte gab, und vier Setzer, wie Zimmer; mir schriftlich jammerte, darüber das Weite suchten. Der Druck ist ein wahres miserables Duodez gegen dies Riesenabbuch, woher es denn auch leider so fatal ausgefallen ist, dass ich in den zwey Bänden kaum zu Wort gekommen bin, und das Beste gar nicht vorbringen konnte. Sonst habe ich auch das Pikante dabey, dass ich um das Buch ansichtig zu werden, es herein schmuggeln muss, wie ein Verbotenes.

Für meine Lebensbeschreibung, von der Du sprichst, mag wohl Rath werden, nur noch nicht. Ich habe mit Astronomie angefangen, dann machte ich Entdeckungsreisen in Afrika, dann setzte ich das Land

1) Was Görres wirklich, nach Arnim's Tode, gethan hat.

2) Des Wintergartens (oben S. 126).

3) Dies und das Folgende scherzhafte Bemerkungen über Arnim's sehr grosse und Görres' sehr kleine Schriftzüge.

in Aufruhr, dann bin ich Professor geworden, und dann habe ich Kinder bekommen, dann bau ich mein Haus, schreibe mein Leben, mache mein Testament und gehe ab. Man hat allerley von sich zu geben, die ganze Welt die man verschluckt hat, wie die Kinder die Winde die sie plagen, ehe man zu dem kleinen Persönchen kömmt, das in der Mitte emsig sitzt und spinnt. Hätte ich Buch gehalten wie ein Kaufmann fleisig und ordentlich über Alles von Tage zu Tage, das wäre ein sehr wichtiges Buch für mich und die Welt, wohl auch beynah Alles was zu erleben ist habe ich so ziemlich mit erlebt, Alles ist mir durch Kopf und Leib und Leben gezogen, und ich habe es auf meine Weisse aufgenommen. Könnte ichs wieder geben, das wäre etwas, aber liederlich wie ich bin, und gar nicht geizig auf Geld wie auf Geldeswerth habe ich Alles nur im Resultat behalten, das Meiste vom Erlebten und Erdachten habe ich vergessen, Vieles kann ich nicht sagen aus innerlicher Scheu, Vieles ist noch Fragment und muss erst in der andern Hälfte meines Lebens ergänzt werden, Alles was ich jedoch weiss gäbe ein ganz angenehmes und interessantes Buch, weil ich das ernsthafteste wohl verschwiege, was doch so nothwendig ergänzender Theil des Ganzen ist, dass ich nicht weiss wie daran vorbeig zu kommen, wenn ich eine wirklich lyrische und nicht bloß epische Biographie schreiben wollte. Ich werde daran denken, wenns letzte Drittheil anfängt. Für jetzt bin ich recht wohl, alle meine Krisen habe ich durchgelaufen, die letzte war in Heidelberg eine periodische täglich zwey Stunden nach der Kulmination der Sonne wie Ebbe und Fluth wiederkehrende leichte Verfinsternung oder vielmehr Verneblung die gegen Abend aufzog und nicht niederfiel, und darum am folgenden Tage immer wiederkehrte. Das habe ich nun herausgearbeitet, und geschwitzt und gekakt, und nun ist mir vollkommen wohl, geh nun hin und thu desgleichen. Meine Frau ist wohl, so gut es bey der fortdauernden Nachtunruhe von Patchen möglich ist. Die kleine braune Hexe kömmt eben herauf mir ihre neue braune Schürze zeigen, und trägt mir in aller Geschwindigkeit ein halb Dutzend Gläschen mit chemischen Spezereyen fort. Sie soll Dir selbst eigenhändig schreiben. ¹⁾*Guten Morgen, lieber Pathe in Preussenland, besuch mich bald, ich bin recht perfekt geworden, strecke die Zunge nicht mehr heraus, zische statt zu reden, trinke Wein und Brantwein, kann schreyen wie ein Bär, und heisse wie die Kayserin*

Marie Louise.

1) Das cursiv Gedruckte ist von des Kindes Hand, die Görres führt, hingeschrieben.

Die andern Kinder sind gleichfals wohl und schiessen auf wie jung Strauchwerk, und fressen in der theueren Zeit, dass es Gott erbarmen möge. Sie reden noch öfters von Dir und würden Dich wiederkennen. Wir grüssen Dich Alle herzlich, gehabe Dich wohl!

Görres.

Mit diesem Schreiben kreuzte sich Arnim's Sendung vom 28. Mai 1810 (8, 103): „Lieber Görres! Anbei mein Roman. Nimm ihn aus alter Freundschaft auf; er enthält manches, ich wünsche, dass es Dir gefalle.“ Es war dies in dem politischen Sinne gemeint, in welchem auch Adam Müller und die übrigen Berliner Romantiker die Gräfin Dolores willkommen hiessen. Das Emporsteigen, Sündigwerden und Sich-reinigen der vom Zeitgeist vernichteten Gräfin Dolores ist in christlich-romantische Lebensluft gestellt, und insofern, wie Halle und Jerusalem, ein bewusster Gegensatz zu den „classischen“ Romanen, selbst denen Goethe's. Arnim schrieb an Görres kurz und abspringend; er stehe im Begriff, mit Brentano, Savigny entgegen, nach Böhmen zu reisen. Im Juni sah er dort Bettina mit den Ihrigen wieder.

Nach Berlin zurückgekehrt, empfing Arnim folgenden Brief von Görres:

Koblenz am 2ten July 1810.

Ich habe, lieber Arnim, Dein Buch jetzt von der Messe erhalten, und danke Dir dafür. Noch habe ichs nicht gelesen, ich habe es aber in den acht Tagen herumgegeben in meiner Bekanntschaft, um Dich loben zu hören, und würllich musst Du diesmal getroffen haben, Alle preisen Dich und das junge Kälbchen einstimmig, ich streiche das Lob ein als Dein Cassirer, und werde was ich en detail eingenommen, Dir en gros versiren, zuletzt aber erst mit meiner Schuldigkeit mich einstellen. Wo Du vorbeyst im Leben fangen die dürrn Bäume an zu grünen und die grünen zu blühen und Dir nachzuwachsen, die Vögel singen und fliegen Dir nach, selbst die brünstigen Katzen mauen melodisch und ziehen hinterdrein, am Ende machst Du einen grossen Strauss aus dem ganzen, in dem all das musikalische Gethier sich einnistelt, und die Realschulbuchhandlung¹⁾ wird das Sträussermädchen, das die Einsiedlergärtchen feil bietet. Ich musste lachen, wenn ich in einzelnen Fragmenten, die ich hörte, gewahr wurde, wie Du Anekdoten und Begebnisse am Wege alle aufhebst, wie der Herr Jesus das Hufeisen, und sie wie Steine hinter Dich wirfst, und dann Menschen daraus werden, die sich wie ein Negerclaventransport alle mit Stricken und

1) wo, bei Reimer in Berlin, die Dolores erschienen war.

Gabeln aneinandernebeln, und sich Dir wie ein Drachenschweif anhängen, mit dem Du dann immer höher ad astra steigst. Das ist die wahre Selbstbiographie, ein verhextes verzaubertes Leben, ein Schlittschuhlaufen mit solcher Geschwindigkeit, dass der Fluss unter den Füßen schmilzt und die Wiesen am Ufer grünen, die Bretter und die Balken in den Wänden errinnern sich dabey dass sie einmal grün gewesen sind, und solltest Du einmal ins Fegfeuer binein zum Braten verurtheilt werden, ich glaube die Flammen legten sich Dir auch als zahme Bestien zu Füßen und liessen sich in Vogelkörbe einsperren. Clemens hat diese poetische Schlangenbeschwörung auch, nur auf etwas andere Weisse, er übt sie mehr mündlich und im Leben aus, und hat immer alle Taschen voll Eyer, NachtigallenEyer und Basiliken, Kröten, Grasmücken, Rothkehlchen, Heher und Sperber, und wo er irgend eine Glucke brütend sitzen findet, da schiebt er sie unter, den zahmen die Wilden und den Wilden die zahmen, und wenn die ausgebrannt haben, und mit Schrecken die wunderliche Kreaturen, doch von ihrem eigenen Fleisch und Blute erblicken, dann kommen sie sich selbst als Fabelhanse vor, und mögten sich im Aerger selbst auffressen. Dabey stochert er sich mit dem Zahnstocher ganz ruhig die Zähne, und sieht verwundert der Jagd zu, oder niest sein Lied dazu. So seydt Ihr zusammen Kastor und Pollux, wo die Leute Euch auf ihrer Segelstange erblicken, ahnden sie ein bevorstehendes Ungewitter und legen bey mit eingezogenen Segeln, und darum sagte auch Jacobi in München zu Boisserée „ist da der Brentano gekommen, und der wird auch noch den Arnim ins Land bringen, und dann haben wir die Bescheerung“. Von mir sprach er nichts, ein Beweis in welchem guten Credite ich im Auslande stehe. Von Bettine, die sich ihm wie eine Schlange um die Füße gewickelt, hatte der alte Mann auch grosse Ungemächlichkeit, weil er gar nicht versichert war, ob gleich wie die Vögelweibchen nicht zu singen pflegen, so auch die Weibchen in dieser Familie keine Giftzähne führen. Drum legt Euch auf ein besseres Gott gefälliges Leben, Du insbesondere schreibe einmal ein ernsthaftes Traktätlein für Dein Pathchen, worin Du ihr die Unanständigkeit des Kneipens und Kratzens, des Barfusslaufens, und des Hinlegens mit blossem Hintern und aufgerichteten strampelnden Beinen recht einleuchtend und herzerschütternd und dabey populär und begreiflich für ihre zarte Jugend, also ohne Einmischung aller philosophischen Kunstworte zeigst, das wird Dich bey verständigen Menschen mehr fördern als zehn Bände Roman, die doch nichts sind als ein Pakt tausend Ellen langer Schneidmase, die man an allerley Leute ange-

legt, und mit denen man ihre Proportionen genommen, über Buckel und krumme und gerade Beine herüber, um sie in Marmor darnach auszuführen, in dem kostbaren Steine, wies die Natur aus Dreck und feuchtem Schlamm gemacht. Dann ist's gottlos mit Gott selbst in solchen Büchern in Wettkampf sich einzulassen, und die Sachen besser machen zu wollen wie er, Ihr werdet darum noch geschunden werden, und die Bälge werden als blauer Fuchspelz an die Höfe verkauft. Ich merke eben dass ich gar viele Schreibfehler in diesem Briefe mache, woraus ich sehr betrübt auf ein höchlich geschwächtes Gedächtniss meiner Faust schliesse, lasse ihr doch von Hufeland, den Ihr ja bey Euch habt, etwas restaurirendes verschreiben. Zum Danke für das gefälligst besorgte Rezept, will ich mit der geheilten Faust sogleich eine Rezension schreiben:

Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin
Dolores, ein Roman von A. v. Arnim.

In der bekannten mystischen Haarkräuslermanier des Verfassers erhalten wir hier einen neuen Roman in zwey Bänden. Alles was wir schon gähnend einmal in der verschollenen Einsiedlerzeitung gelesen haben, der Dichtergarten, Ring, das scherzhafte Gemisch, die Briefe der Mohrin, werden hier von neuem aufgewärmt, nur dass die dort vermissten musikalischen Kompositionen hier mit obeneingegeben werden. Die Dornenkrone auf der Titelvignette ist wahrscheinlich seinen Lesern bestimmt, der Rosenkranz seinem Verleger, der Verf. hätte noch den bitteren Leidenskelch hinzufügen sollen und den Schwamm mit Essig und Galle getränkt, den wir hier ergänzend und berichtigend ihm hinreichen wollen. Der päpstliche Kammerhusar, der eine so grosse Rolle in dem Buche spielt, soll wie wir vernehmen ein abgedankter Bedienter des Verfassers von phlegmatischem Temperamente seyn. Die Geschichte eines sehr achtungswerthen Mannes und bekannten Psychologen hat er gleichfalls auf eine sehr undelicate Weise hineingebracht. Seine besten Freunde hat er mit allerley boshaften Anspielungen bloß gegeben. Wir warnen jedermann vor dem Ankaufe des theueren Buches, und rathen dem Verfasser, vom Romanschreiben abzustehen, und lieber wieder das Reisebarometer, die Elektrisirmaschine, die galvanische Batterie, und den magnetischen Stahl vorzunehmen. —

So weit das Morgenblatt. Ich will nun für jetzt ablassen von Dir und Deinem Buche, und zu andern Dingen übergehen. Fürs erste will ich Dir ankündigen, dass Du zusamt den Landsmanschaften nahe von

Heidelberg relegirt worden wärest. Wilken und Thibaut in grosser Kostüm sind mit dem förmlichen Antrage bey der Redaktion der Jahrbücher vorträglich eingekommen, Dich auszuschliessen, wie ich glaube wegen Blödsinn und um des Mangels an natürlichem Talente willen, womit Du ihr Blatt verunziertest. Die Veranlassung war Euere Erklärung um meine inhaftirte Rezension des Wunderhornes zu befreyen.¹⁾ Der Vorschlag ist indessen nicht durchgegangen, da auch Böckh Deiner sich annahm, und Du bist mithin in Gnaden beybehalten. Ich werde daraus sehen, ob Du Dich über dergleichen noch ärgerst, wenn Du aufhörst, die Leute mit Deinen Beyträgen zu ängstigen, mich kann dergleichen erst recht hitzig machen, ich thue doch beynahe mehr dem Teufel zum Spott²⁾ als Gott zu Liebe. Der Arrest der Rezension hängt daher auch weit tiefer zusammen als Du meynst, es ist die eiserne Maske, ein Staatsgefänger, man darf nicht wohl davon sprechen. Du magst mit Deinem Patriotism sagen was Du willst, ich kann mir Teutschland unter keinem passendem Bilde dänken, als dem alten des Schafkäses von den Maden halbzerfressen, und auf das Bajonett eines Franzosen aufgespiess. Ueber jeden Zeitungsartikel der aus euerm Lande kömmt, ärgere ich mich von neuem, es ist als wenn die Gesindestube aufginge, und Qualm und Biergesang einem entgegendampfte. Ich komme nicht zu euch lesen, bis ihr euch besser aufführt. All das bischen guter Wille geht gleich in der Mattigkeit bis an die Knie unter, und bekömmt denn auch wie Seume das böse Wesen in die Därme, woran es bald stirbt, und in der Sulze gleich auch sein Grabmal findet. Aus eurer Universität kann leicht einiges werden, aber so blos wie sie da steht in dem Flugsande, gehalten von nichts rund um, ist sie auch nur so ein Almanach mit glatten Bildern und gutem saubern

1) Arnim und Brentano hatten von Berlin ans, unter dem 1. März 1810, im Intelligenzblatt der Jenaischen Litteratur-Zeitung Nr. 21 und der Heidelberger Jahrbücher Nr. 11 die Fortführung des Wunderhornes angekündigt und bei einer Musternng der bisher erschienenen Rezensionen bemerkt: „eine andere (Rezension) in den heidelberger Jahrbüchern, die uns vollkommen zu verstehen schien und manches Lehrreiche hoffen liess, ist mit der Einleitung abgebrochen worden und unbeendigt geblieben.“ Und weiter zur Jenaer Rezension, von welcher im Folgenden die Rede ist: „das ernstliche Bemühen des Rezensenten, sich in das Litterarische hineinznarbeiten, verdient alles Lob, ein paar Nachweisungen über den früheren Abdruck von Liedern sind uns lieb; wenn er sich noch ein paar Jahre fleissig mit dem Gegenstande beschäftigt, wird er vielleicht anders darüber urtheilen; zu einer Sammlung in unserer Gesinnung gehört überhaupt mehr, als er zu ahnden scheint.“

2) In der Handschrift steht etwa „Spritz“, die mittleren Buchstaben des Wortes unsicher und nicht bestimmbar: wohl einer der von Görres selbst bemerkten Schreibfehler.

Drucke, aber nur geltend für ein Jahr. Dabey wird die Sache in Teutschland, durch allerley Niederträchtigkeit immer verzauster. So sehe ich aus dem letzten Hefte des Jasons das ich einmal wieder gelesen habe, wie der Streit zwischen Romantikern und Klassikern jetzt politisch geworden, Adam Müller und ihr Preussen alle und was sonst Gallizismen nicht liebt, sind die Karfunkler, der rheinische Bund aber klassisch. Es ist eine klägliche Misere um diese teutschen Oppositionsmänner. Müllers Staatsbuch habe ich noch nicht gesehen, es muss wohl etwas daran seyn, da es schon ziemlich angefeindet wird. Glöckle ist noch immer in Rom, er ist sehr fleissig gewesen, aber sein Vater will nicht länger Geld hergeben. Ich habe schon bey vielen Buchhändlern um Römermonate und Kammerzieler für ihn gebettelt, aber ohne grossen Erfolg. Ich lasse indessen den Lohengrin hier drucken, 8000 Verse recht zierlich und geschickt von Wolfram von Eschilbach ausgearbeitet, dabey wie ein klarer Hohlspiegel den Geist der fernen Zeit wieder herbeyziehend, überhaupt ein recht sehr interessantes Gedicht. Dieterichs Flucht zu den Hunnen an poetischem Verdienst nicht damit zu vergleichen, aber nicht ohne Historisches habe ich an von der Hagen für sein Museum abgegeben.¹⁾ Die Entdeckung des Alphart interessirt mich, ich mögte gern etwas Näheres davon wissen, v. d. Hagen habe übersetzt ein Fragment erhalten (8, 104), was heisst das? ist es denn welsch geschrieben? Die Rezension des Wunderhorns soll nun auch endlich gedruckt werden, ich habe ihr noch einige vatikanische Lieder beygefügt. Ich habe wohl aus Eurer Erklärung vermuthet, v. d. Hagen habe die Rezension des Wunderhorns in der Jenaer gemacht, die ich übrigens so wenig wie die meiner Volksbücher gesehen habe. Creuzern habe ich geschrieben, dass er durch Böckh Deine Dolores Jeanpaul zur Rezension zuweise, damit das dumme Schaf, das Deinen Wintergarten abgefressen, nicht wieder hineingeräth. Seyd Ihr auf Eurer Reise durch Weimar gekommen²⁾, dann habt Ihr wohl den Dom der Kölner bey Göthe gesehen, es ist recht brav und fleissig ausgeführt, es hat mir aber doch bey dem Anblick geschienen, als sey der ganze gothische Kunstgeschmack vor seiner völligen Durchbildung von der Zeit überrascht und vernichtet worden. Somit gehabe Dich wohl und behalte mich lieb.

Görres.

Die Einlage für Brentano hatte ich meinem vorigen Briefe zur Messe nachgeschickt, sie kommt aber zufällig zurück, darum schliesse ich sie hier ein.

1) nicht dort mehr erschienen.

2) was nicht geschah.

Es kamen jetzt für Arnim Monate angeregter politischer und literarischer Bethätigung. Hardenberg ging mit seinen Reformgesetzen vor, gegen die Arnim, Schulter an Schulter mit Heinrich von Kleist, Adam Müller und anderen Freunden, Stellung nahm. Ihr publicistisches Organ waren die Berliner Abendblätter, die vom 1. Oktober 1810 ab erschienen. An diesen arbeitete Arnim eifrig mit. Daneben förderte er seine begonnenen grösseren Werke. Am 4. December 1810 — wenn dieses Datum richtig ist — sandte er Halle und Jerusalem (8, 158) mit einem kurzen Billet an Görres ab. Alles Politische gehe in Berlin schlecht, aber der Universität gehe es gut. Görres möge kommen. Alle Freundschaft könne in einem Moment Zögerung so kalt werden, wie das wärmste Essen in einer Stunde. Er wolle ihn daher nicht mit solchen Versicherungen bewirten, die ganz ausdrückten, was er in diesem Augenblicke für ihn und die Seinigen fühle.

Für „Halle und Jerusalem“ hatte Arnim eine alte, von Andreas Gryphius schon behandelte italienische Novelle wieder verwendet. Aber die Tendenz, in der es Arnim that, war eine ganz moderne, romantische. Er schildert Halle, wie er aus eigener studentischer Erfahrung und Erinnerung es vermochte. Aber auch anderswo erlebte Züge hat er in dies Zeitbild eingetragen. Wir finden ihn, seine Freunde, selbst Goethe darin gezeichnet; Professoren und Studenten, Bürger und Philister, Juden und Wucherer; fröhlichen Jugendmut und sittliches Elend. Auch in Halle lässt Arnim die handelnden Personen schuldig werden. Welche Erhebung giebt es aus der Sünde aber? Nur die, die in Jerusalem einst für die Christenheit verkündigt worden war. Dahin reisen in romantisch-phantastischem Pilgerzuge die Reuigen, in Leid und Schmerzen sich bewährend. Darum nannte Arnim diese Dichtung: Halle und Jerusalem. Empfangen wir nun den Reflex der Dichtung aus Görres' Seele, der nicht in Allem einverstanden war und Arnim auch das ihm oft vorgeworfene allzu freie Schalten mit den historischen That-sachen verargte. Arnim's Billet ging vielleicht zunächst an Zimmer nach Heidelberg (8, 163), und von da mit dem Werke zu Görres nach Koblenz. Görres schrieb:

Koblenz am 25 ten April 1811.

Sehr wohl gemacht, sehr gut gemacht, fahr er nur weiter fort Herr Urian! Ich habe mir Halle und Jerusalem eben vorlesen lassen, weil so all das Deinige sich am besten ausnimmt, und habe mich gewundert, was des Menschen Geist eine reiche Schatzkammer ist, und wie der Herr Dich sehr gesegnet mit Heerden und Kamelen und Gold

und Silber, und Wildpret und hellem Himmel und Sonnenschein. Du bist wie in dem Kupferstich in der Bibel, ich weiss nicht bey welcher Parabel, der Mann der in der Mütze da steht, unter lauter Geldsäkken, während an der Wand Schüsseln und schöne Gefässe und Becher bis an die Decke aufgeschichtet stehen, Du wirfst Deine Worte aus wie Blumen-samen, und der steigt in die Höhe und geht über den Wolken auf, und da hast Du Dein Carthausergärtchen neben den besten der Congregation des Heiligen Bruno angelegt, und ziehst rare Sachen, die die Sterne auskochen und destilliren. Kocht etwas über und fällt auf die Erde, dann haben wir andere Menschenkinder Frühling wie jetzt eben. In der That freut michs täglich mehr wie das transcendente überfliegerische Teutschland über dem andern mit jedem Tage mehr fertig gezimmert wird und ausmöblirt, dass man darin wohnen kann und sich darin aufhalten all sein Lebenlang. Es ist einem sehr tröstlich, dass man eine solche Zuflucht hat und ein sicheres Stipendium, wenn die Sohlen durchgegangen sind, und man das eindringende Wasser verspüren thut. Ists einmal fertig, kein Huisser kann mehr eine contrainte par corps exequiren, stehen sie da und passen auf, um den Insolventen zu greifen, dann thut er nur einen Satz auf den Fersen, und gleich ist er oben mitten drinne, zum Erstaunen der ungeflügelten Justiziere, die nicht einmal einen Steckbrief nachschicken können. In der That, Du hast ein sehr gutes Buch gemacht, und hast mich sehr geehrt, dass Du mir es zugeeignet, ich bin verzagt geworden bey dem Lesen, ob ich Dir es wiedervergelten kann, das Beste was ich in Jahr und Tag mache, soll dafür Dir angehören, wenn Dus magst. Den zweyten Deiner Zwillinge, den Blonden, Frommen will ich für mich behalten, und ihn vertreten gegen jedermänniglich, das andere Angesicht, das gottlose Weltkind der Erstgebohrne soll Clemens heissen, da er ein so guter Schläger ist, so wirds nicht Noth mit ihm haben in der Welt. Er gefällt allgemein, hiessige Studenten, obgleich nur von der apanagirten Nebenbranche, haben sich in der kurzen Zeit schon sehr an ihm ergötzt, nach dem heiligen Grabe aber hat noch keiner mitzuziehen Lust gezeigt. In der That ist gegen dieses Halle auch gar nichts einzuwenden, es ist der Tabor der Studenten, die Frau Gevatterinn sitzt unten und hat Fastenbretzel feil, oben glorifizirt Cardenio, allüberall Bursche und Göthe und Schläger. Olympie hast Du besonders sehr schön und gut gezeichnet, eine kleine (drey Fauste kleiner als ihr Name) schöne, ruhige, sehr liebliche Gestalt, ihr Wesen wie drey mal durchlautert Gold, ihre Seele wie ein heller Wassertropfen in klarem durchsichtigen Cristall, alles an

ihr in zarter Linie eingebogen, alles schön wie der Mund geschlossen, sie hat mich gar sehr gefreut, Du hast Dich gut bey ihr zusammen- genommen, dass alle Farben in dem Bilde statt zu brilliren wie bey Cardenio sich vielmehr zusammendrängen, und Wohlgefallen die Beschauer wieder zu dem Bilde drängt. Cardenio ist dagegen aus gutem Stahl zum blanken Schwerdt geschmiedet, das zuletzt vom Blitz getroffen in Flammen aufgeht und sich verzehrt. Mit dem Philosophen bist Du übel umgesprungen, Friess und Wagner werden jeder für sich Dir darüber erbossen und sich gemeint glauben, obgleich der erste keinen kurzen dicken Hals hat, und der andere die Offenbarungen nicht wegdisputirt¹⁾. In allem Lumpenvolk bist Du kapital, die Judenszene ist ganz vortrefflich, nur hat michs verdrossen, dass Du nicht geschrieben Räiss nit Mutter, ich räiss u. s. w. statt reiss. Das Schreizweh, und die sechse, und das Gespäs und viel desgleichen sind mindestens des Juden Wechsel werth²⁾. Der Spektakel vor Celindens Fenster ist wieder gut. Was soll ich aber Alles Stück vor Stück durchs Maul ziehen, ich sage Dir, es hat mir Alles wohlgefallen, ganz unbestochen, was Du auch wieder wissen musst, ich bin bey gar nichts angestossen, am Ende dünkte mich es könnte mit der Abreise Cardenios und Celindens aus seyn, was man Dir wohl auch schon mehr als einmal gesagt haben wird. Das Eine und das Folgende ist mir dabey erstaunlich lang, ganz in perspektivischer Täuschung vorgekommen, weil die Begebenheiten sich so drängen, und so rasch einander folgen, das ist eine Art Langeweile, die Dir wohlgefallen muss.

Ueber Halle werden die Stimmen wenig getheilt seyn, Jerusalem aber wird mehr Widerspruch erwecken. Die Ernstern werden sagen, ein Altarblatt, das zu einem Kulissenstück gemahlt sey, wäre ungeziemend, die spielenden werden sich an dem Ernst ärgern der im Spiele liegt, und besonders in der Verdammniss der neupoetischen Religion liegt. So viele die sich neu überredet, oder darin ergeben, Religion sey Poesie, werden wieder irre, sie haben schon die Stufen neue, neueste, allerneuste eingehauen, und sollen nun noch eine andere steigen, für die ihnen alle Namen ausgegangen und beynahe der Athem. Ich will gar nicht von

1) Fries und Wagner beide in Heidelberg, vom letzteren war vorhin die Rede: in Halle und Jerusalem erscheint „der Philosoph Wagner“.

2) Die Juden-Scenen im 5. bis 9. Auftritt des zweiten Aufzuges von Halle und Jerusalem; die „Sechse“ bezieht sich darauf, dass Nathan für ein Wechselchen 9 Procent verlangt und sich damit beruhigt, der liebe Gott sehe von oben die 9 blos für eine 6 an.

den neuen Heiden reden, die den Mittelpunkt der Welt, den ersten Meridian nicht nach Jerusalem oder Greenwich sondern nach Delphos setzen, und das Christenthum verachten, weil es die Liebe zum Weltprinzip gemacht, und die Reflexion gebracht mit den Hosen, gegen die Doktor Faust so sehr geeifert, und mehr Anderes, denen wirst Du nun vollends ein Grenel seyn, sie würden lieber mit Wagner am Tenfeldsreck ersticken, als mit Cardenio in der Kutte sich begraben lassen. Rechne von dieser Seite auf keine Barmherzigkeit, derjenigen aber die all dergleichen nicht irrt, und die Gott anbeten unter allen Gestalten, sind nicht viele. Unsere Kunst ist wie ein botanischer Garten, unsere Kritiker wie Insekten in dem Garten, jede Pflanze hat ihre Eigenen die sich allein an ihr erlaben, Du wirst wohl auch Deine Läuse bekommen, wärest Du von Apuntienart, es wäre zu hoffen dass jene Scharrlach gäben. Deine Weisse, lebendigen umhergehenden Menschen noch einen ganzen blühenden poetischen Mandelbaum, wie jenem Spanier den Dorn in die Brust einzupfropfen und über den Kopf ihm seinen eignen Fergger, parsisch zu reden, schwebend anzubinden, die in Jerusalem wieder recht in ihrer Glorie ist, hat mich hier und dort geirrt. Es kann freylich dergleichen der Poesie nicht untersagt werden, kann der Mahler im Portrait idealisiren, dann auch der Dichter in ganzer Figur, aber die Kunst hat doch ihren guten Grund gehabt, warum sie bisher nur selten von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Ein wirklicher lebender Mensch wiegt seine anderthalb Centner, denke Dir wie viel poetisches Gas Du aufwenden musst, bis er auf Deinen Morgen und Abendröthen herumspazieren kann, ein todter Schatten aber braucht so zu sagen nichts, Du kannst ihn mit einem Hauche bewegen. So liegt der lahme einäugige Nelson in Deinem Wintergarten immer noch wie Bley, ohngeachtet Du ein Dutzend Adler vorgespannt. Jeder öffentliche Charakter hat sich uns in die Seele geschnitten in einer ganz bestimmten Form, wir leidens nicht, dass diese uns aufgelöst werde im poetischen Alkahest, weil der Mensch durch sein Leben selbst wiederstrebt, und durch sein beharrliches Daseyn jede Täuschung die sich ansetzen mögte, zu nichte macht. Ich weiss wohl, Du willst eindringender werden in die Zeit, indem Du sie selbst umsetzest in Deine Poesie und aus ihrem Munde zu ihren Ohren sprichst, und Du gewinnst auch wieder unläugbar dadurch von manchen Seiten, andererseits aber büsest Du das Gewonnene wieder ein, da die Wirklichkeit, die Du so nahe gerückt, Deine Dichtung immer Lügen straft, und wie gut und schön und ernst Du auch gesprochen, Dein Ernst wird doch verdächtig, weil die Welt Dirs leicht nachweisen kann, dass Du das

Wahre und das Wahrscheinliche mit gleichem Ernst behandelt, und jenes diesem aufgeopfert hast. Es kömmt Dir gut zu statten, dass der Continent so eng geschlossen ist, die Douanenlinie macht schon eher so eine Art poetischer Illusion möglich, sonst mögte es wohl sich einmal fügen, dass Sidney Smith im römischen König da oder dort einmal abstiege und Wirth und Keller bey gehöriger Untersuchung und Du selber auch nicht eine Ader vom Poetischen fände. Unter meinen tausend Projekten, die ich wohl schon gemacht, und die alle Kind und Kindeskinde bis ins zwanzigste Glied nicht ausführen mögten, ist auch eines gewesen ganz nahe verwandt mit dem was Du hier, besser als ich gekonnt, dargestellt. Ich hatte mich geärgert am Titan, und (mit Deiner Erlaubniss seys gesagt) am Wilhelm Meister, dass sie so miserabel ausgehen, dass man den Ballon, den man über den Wolken gesehen, immer mehr und mehr sinken, und endlich durch den Koth rutschen sieht, wo ihn die Bauern mit den Mistgabeln und Dreschflegeln empfangen. Albano ist in diesem Augenblicke in Paris, und gratulirt zum jungen Prinzen, Meister hat freylich wieder frischen Gäscht entbunden, und wird nach Italien gehen, er hat aber auch seit zwanzig Jahren Zeit gehabt, die Wirthschaft zu bestellen, dass die darüber nicht untergeht. Wie gesagt ich ärgerte mich daran, und wollte lieber eine Himmelfahrt im Eliaswagen machen. Der Roman sollte in den mittleren Jahrhunderten spielen, ich wollte auch das Studentenwesen in Prag, Cöln, Paris und Bologna hereinbringen, die Mystiker der damaligen Zeit, eine Liebschaft mit der Heiligen Catharina von Siena, zuletzt sollte es auch durch die Mählerey zum heiligen Lande gehen, wo die Kreuzzüge noch nachklangen, und die Kirche nicht verbrannt war, und die Pilger nicht rar, und nicht über Athen dahin zogen. Der Jude sollte auch dabey seyn, und die drey Könige wiederkehren, und ihr Stern das Kind wiederbringen, und der Stern am Ende auch die ganze Erscheinung mit hinauf zum Himmel nehmen. Ich glaube dass dieser Plan weniger nahe der Zeit, ihr doch näher gekommen wäre, und die Dichtung sich ihr glaublicher gemacht hätte, eben weil sie an so viel Stehendes, Historisches sich angelehnt, und was davon untergegangen ist, eben der Phantasie Freyheit gelassen hätte mit ihren Perspektiven anzufüllen. Es ist mir wirklich als dürften wir das Poetische unserer Zeit den Urenkeln nicht vorwegnehmen, da uns so viele Jahrhunderte rückwärts geöffnet sind. Freylich was ganz von heute ist in Deinem Buche, und in dessen Behandlung Du grosse Meisterschaft und Liebe zeigtst, liesse sich nicht in die andere Weisse legen, und darum auch ist mir Dein Buch lieb wie es da ist ohne Vor-

behalt, die Poesie hat Morgen, Kulmination und Abend. Jede Gegenwart als Endlichkeit zwischen zwey Unendlichkeiten ist beschränkt und arm und eng und darum unpoetisch, betrachtet aber als die blossе Gränze zweyer Unendlichkeiten wird sie selbst wieder in Beyde aufgenommen, und daher Gegenstand der Kunst, und so weisst Du immer sie zu nehmen. Das Komische in Jerusalem ist gut, wie das im Oktavianus, das Ernste würdig, in vielem hast Du die alte Legende erreicht. Nur bey der Haremsszene bin ich angestossen, sie hat europäischen Kümmeigeschmack, und hat mich an den mir aus Grund der Seele fatalen goldnen Spiegel Wielands und ähnliche feiste Orientalismen von Anton Wall erinnert. Was Du von Göthe in dem Buche sagst, muss ihn wohl erfreuen, er hat Keinen in Teutschland, ders treuer mit ihm meynt. Was hat er denn zu Jerusalem gesagt, seine Liebhaberey ists doch wohl schwerlich? Du hattest sonst wohl recht als Du schriebest, die Schüssel die du mir dampfend hinstellst, mögte geronnen und erkaltet seyn, ehe sie nur zu mir gelangte. Vor Wintersanfang hast Du das Buch abgeschickt, und nach Frühlingsanfang ist es erst zu mir gekommen. Daran ist wohl zum Theil Zimmer schuld, mit dem ich in dergleichen Besorgungen sehr unzufrieden bin. Inzwischen ist mir unter andern auch das lieb, dass man bey Dir sicher sein kann, dass Du trotz so langer Verzögerung nicht auf arge Gedanken kömmt. Was sie sonst über Deine Arbeiten salbadern, davon erfahre ich wenig, da mir ausser den Jahrbüchern, und die spät genug, sonst beynahe nichts vorkömmt.

Ueber Deine Dolores, von der ich Dir noch besondere Rechenschaft schuldig bin, die ich Dir geben werde, wenn ich sie nächstens noch einmal gelesen habe, habe ich eine Rezension darin gelesen, die Dich gefreut haben wird; ich habe sie in manchem meine eigene Arbeit, etwa im Schlafe niedergeschrieben geglaubt, bis mich einzelne kleine Minenzüge doch erinnert, dass es ein Anderer sey.¹⁾ Sie haben übrigens die Rezension noch ins nachgelieferte Heft des vorigen Jahrgangs hineingethan, um ja den angefangnen neuen miserabeln nicht damit zu verderben.

Man schreibt mir eben, dass Du am eilften vorigen Monaths Hochzeit gemacht, Du kannst glauben, dass ich sicher an dem Tage wenigstens einmal an Dich gedacht habe. Nimm meine besten Wünsche in Dein neues Leben über, soviele Blüthen als der gegenwärtige Frühling zeigt, soviel Früchte als er verspricht. Du hast in der That eine

1) Von Bettina und Wilhelm Grimm, über deren Anttheilschaft ich 1899 in Bd. 31 der Zeitschrift für deutsche Philologie berichtet habe.

schöne Zeit zum Werk getroffen, und das ist zuverlässig nicht ohne Vorbedeutung. Aber zwey Gewitter schon sind seit jenem Tag über uns vorbegezogen, hast Du deren auch gehabt, dann hast Du doch wohl aufgepasst, sie kommen nach der alten Hausregel alle aus demselben Striche. Wunsch und Gruss für Deine Frau musst Du ihr selber überbringen, und ihr dabey Stand und Herkunft expliziren, da sie mich gar nicht kennt.

Was sonst die Meinigen betrifft, so sind wir Alle wohl, Dein Pathchen ist ziemlich gross geworden, macht sich aber nur wenig aus mir, es sagt sein Vater sey verloren, im Wassr ersoffen, und es brauche keinen Anderen mehr. Meine Familie hat sich übrigens um zwölf Vögel zwey Distelfinken, zwei Zeisige, zwey Dompfaffen, zwei Canarienvögel, zwey Stockfinken und zwey Buchfinken vermehrt, die mir nun zusammen nebst den Kindern ein mörderlich Geschrey um den Kopf machen. In all dem Lärm habe ich in Jahr und Tag Persisch gelernt, und das so ernsthaft, dass ich alle Tage den Schah Nameh des Ferdusi erwarte, und mit seinen 60 000 Versen bis gegen den Winter zu Stande zu seyn gedenke. Weiter habe ich die Zeit meine Mathematik, Differenzialrechnung inclusive wieder aufgefrischt, in der Mechanik viel gethan, viel über das Licht experimentirt, die Studien zu meinem Mythenbuche fortgesetzt, über Naturrecht gelesen, und sonst meine Stunden gegeben, meinen grossen Garten selbst und allein umgearbeitet, also wie Du siehst nicht auf der Bärenhaut gelegen, und doch fürchte ich wachsen die Sachen mir alle über den Kopf zusammen, ich muss siebenzig Jahre bey gutem Verstande alt werden, wenns was werden soll. Nächsten Winter denke ich nach Göttingen zu gehen, wenn ich das Geld dazu auftreibe, um mich einmal einer guten Bibliothek zu nähern. Dann mache ich wohl auch einen Sprung zu euch hinüber, mich freuts dass eure Universität so wohl gedeiht, wäre die Armuth nicht, bey dem jetzigen guten Willen und der Bescheidenheit könnte was Vortreffliches werden, Alles gefällt mir darinn wohl, weil so wenig Lärm damit gemacht wird. Das Inaugurationsgedicht von Clemens¹⁾ hat mir wohl gefallen, ob er sich gleich dabey mehr als gewöhnlich besonnen zu haben scheint. Ohne Göthes Nachahmer zu seyn, kömmt er ihm doch in der Art und Weisse unter allen am nächsten. Was treibt er denn,

1) Die Cantate auf die feierliche Eröffnung der Berliner Universität am 15. Oktober 1810, die aber in Wirklichkeit nicht stattgefunden hat: s. Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe S. 301 f.

ich höre nichts von ihm, und Du schreibst mir nichts, er selber gar nichts, meinen Dir eingeschlossenen Brief hat er doch wohl erhalten? ist er denn wirklich Professor, oder hats ihm Zschokke nur so angehängt, niemand wills glauben. Grösse mir ihn viel und gut, er soll mir schreiben, sonst lass ich ihn auch laden.¹⁾

Zum Schlusse muss ich Dir noch sagen, wie ich in Halle und Jerusalem Dich gleich auf den ersten Blick mit vielem Vergnügen darin wieder erkannt, dass vorn unter den spielenden Personen Lysander gänzlich fehlt.²⁾ Druckfehler waren sonst leider nicht viele aufzutreiben.

Und so lebe denn wohl, und mache Dirs wohl, und behalte mich lieb wie ich Dich lieb behalte von ganzem Herzen.

Görres.

Es war ein sonderbares Spiel des Zufalls, dass sich auch mit diesem Schreiben ein Brief Arnim's, vom 14. April 1811, kreuzte (8, 195). Er erzählte Görres, wie er sich mit Bettina verheiratet habe; lud ihn abermals auf ein halbes Jahr, um Vorlesungen zu halten, zu sich nach Berlin ein; und kündigte ihm an, er gedenke, nun Bettina sein sei, noch diesen Sommer mit ihr alle geliebten Wege und Höhen des Rheins wieder zu besuchen.

Die Reise wurde im August 1811 angetreten. In Weimar feierten sie Goethe's Geburtstag mit und schieden in Unmut und Verdruss mit Goethe's Frau. Es war schon tief in den September hinein, als sie in Frankfurt eintrafen, und wenn sie den herrlichen Herbst dieses Jahres am Rheine geniessen wollten, dann war es Zeit, in Eile dahin aufzubrechen. Die Familie Brentano besass ein Weingut zu Winkel unterm Johannesberg. Wie im Sommer 1808, bestieg jetzt wieder Arnim an Bettinens Seite den kleinen Tempel auf dem Niederwald. Alles so vertraut, und doch ganz anders geworden. Zum ersten Male trennte sich hier Arnim auf ein paar Tage von seiner jungen Frau und fuhr lustig nach Koblenz zu Görres hinunter. Er traf nun leider Görres' Frau und die Kinder an der Ruhr erkrankt, so dass die Unterhaltung beider Freunde nach so langer Trennung, insbesondere die Gänge ins Freie sehr gehindert wurden. „Aber es mehrte“ — ich entnehme dies einem ungedruckten Briefe Arnim's an Grimm's — „meine Achtung gegen den herrlichen

1) In Zschokke's Miscellen für die neueste Weltkunde (1811, S. 138) war in einer Berliner Correspondenz von Clemens als dem „Professor Brentano“ fälschlich die Rede gewesen.

2) Dies stimmt, ist auch im Neudruck der Sämtlichen Werke so verblieben.

Menschen, der sich mitten unter solchen Störungen, von niemand begleitet, so entfernten Studien ergeben kann, und die Niederträchtigkeit der Literatoren gegen ihn fiel mir bitter in den Geschmack; auch hätte ich gewünscht, Göthe nicht über Görres gehört zu haben, was ich aber natürlich dem Görres verschwieg und ihn vielmehr so fröhlich wie möglich mit allem bekannt zu machen suchte, wo ich ihn anerkannt gefunden hatte. Die Heidelberger Jahrbücher hatten sich vor kurzem wieder an ihn gewendet (8, 219) und er hatte eine Rezension von Jean Pauls sämtlichen Schriften verfasst. Noch arbeitet er an einem Werk über die christlichen Mythen, er sprach sehr genügend über die Berührung zwischen den christlichen Mythen und Indien, über die verschiedenen Evangelisten u. s. w.“ Görres war damals also mit einer Fortführung seiner Mythengeschichte beschäftigt. Es stimmt dies Alles zu dem, was Arnim über Görres auch an Clemens Brentano (S. 290) schrieb. So wohnte Arnim ein paar Tage in Görres' Nähe. Der Komet leuchtete hell hernieder, wenn Arnim Nachts, weil die Brücke nicht mehr abging, auf einem Nachen über den schwarzen Rhein nach Thal Ehrenbreitstein hinüberfuhr, wo er aus Mangel an Pässen sein Nachtquartier genommen hatte. Mit herzlicher Ungeduld kehrte Arnim am 12. Oktober 1811 zu seiner Frau nach Frankfurt zurück; und ein kurzes Empfehlungsschreiben, das er Tags darauf einem jungen Bekannten mitgab (8, 254), war das erste, rasche Lebenszeichen seit der Trennung von dem Freunde.

Görres' Jean Paul-Rezension erschien im Jahrgang 1811 der Heidelberger Jahrbücher. Wie sie im Ganzen die Neigung der Heidelberger Romantiker für Jean Paul zum Ausdruck brachte, so liess sie auch Görres' eigene Stimmungen aus jenen Tagen deutlich durchblicken. Görres empfand Goethe gegenüber, dessen Ueberlegenheit er keinen Augenblick in Zweifel zog, doch das Trennende mehr als Arnim. Bei Goethe war es ebenso. Es stimmte zwischen ihm und Görres nie. In der Jean Paul-Rezension (S. 1237) spricht Görres von dem sicheren inneren Takt, von dem zarten berührsamem Nervengeist, dem sicheren unbetrüglischen Gefühl des Rechten und Schönen, kurz des ästhetischen Gewissens, und fährt fort: „Von dieser Seite darf Jean Paul sich mit jedem, auch dem besten Dichter messen, und keiner übertrifft ihn in jener schönen hohen und genialen Lebensgrazie, in jenem reinen Ebenmasse, in jener Zartheit aller Laute des Gefühls“ — das ging natürlich gegen Goethe! Weiter heisst es (S. 1239): „Es ist uns erquicklich, hier im Hause eines guten Geistes zu seyn, dem wir vertrauen können, dass er nicht mit Trug umgeht, und mit schönen Empfindungen uns belügt,

eine freudige Sicherheit, die uns auch in den Werken eines andern in allem Guten diesem Geiste verwandten werthen Freundes, immer so wohlthunend und tröstlich gewesen ist.“ Wer empfände nicht, dass Achim von Arnim hier von Görres gemeint sei.

Im November machte Arnim einen neuen Ausflug: eine Woche in Heidelberg, fünf Tage in Strassburg, dann noch einen Tag wieder in Heidelberg, und zurück nach Frankfurt. In Strassburg hatte er literarische Absichten, die sich nicht erfüllten. Görres erfuhr dies zunächst von Zimmer und Creuzer (8, 257). Dann aber, in näherer Ausführung von Arnim selber, durch einen Brief, der aus Görres' Nachlass nicht wieder aufgetaucht ist, über dessen Inhalt Görres' Antwort uns aber Aufschlüsse gewährt.

Das Wichtige sind Görres' politische Selbstbekenntnisse. Man bedenke, wie die preussischen Patrioten in Berlin, zu denen Arnim gehörte, damals ihre politische Stellung nahmen. Als Kriegspartei forderten sie den Entscheidungskampf gegen Napoleon; als alte konservativ-feudale Grundbesitzerpartei suchten sie dem Eindringen revolutionär-französischer Ideen in die innere Verwaltung Preussens zu wehren. Es war nicht anders möglich, als dass diese Dinge jetzt zwischen den beiden Freunden zur Sprache kamen. Görres wurde, so oft es seinen Gegnern bequem war, als Jakobiner ausgegeben und verdächtigt. Die publizistischen Schriften seiner Jünglingsjahre: das „Rothe Blatt“ und der „Rübezahl“, auch noch die „Resultate meiner Sendung nach Paris“, die kaum mehr als ein Jahrzehnt zurücklagen, konnten jeden Augenblick als Beweis dafür hervorgehoben werden. In glühendem Freiheitstaumel hatte Görres damals die Pfaffen- und Herrenwirtschaft in den Rheinlanden mit beseitigen helfen, und als sittlicher Idealist in der Erklärung der Menschenrechte, der Aufrichtung der Republik, der Lostrennung des linken Rheinufers vom abgestorbenen Reichskörper das künftige Heil erblickt, bis ihm die Augen darüber aufgingen, was der aus solchen Idealen thatsächlich herausentwickelte Imperialismus eines Bonaparte zu bedeuten habe. Görres war jetzt der schärfste Gegner Napoleon's und seiner Machtgelüste, in Deutschland wie in Spanien. Er stand jetzt genau so wie die Berliner Patrioten und wie Arnim. Und trotzdem beschäftigte sich Görres mit der Möglichkeit, der Fortsetzung seiner Studien wegen überhaupt nach Paris zu gehen, ein Plan, aus dem in der Folge doch nichts wurde. Den Gang der politischen Entwicklung bei Görres zu beobachten, mochte für Arnim etwas höchst Anziehendes und Reizvolles haben. Er nahm — wahrscheinlich in Strassburg — die Gelegenheit

wahr, Görres' Jugendschriften durchzulesen. Was er darüber an Görres schrieb, gab die Anregung zu der Rückäusserung des nachfolgenden Briefes; es ist vielleicht das früheste, aber nicht das einzige Mal, dass Görres zu Selbsterklärungen über sein erstes politisches Auftreten sich genötigt sah:

Koblenz am 18ten Jänner 1812.

Ich schreibe Dir schnell, lieber Arnim, auf Deinen Brief, weil ich hoffe, dass der Meinige Dich noch in Frankfurt antrifft, gerade die Ungewissheit, ob dahin oder nach Berlin, hat mich abgehalten, früher Dir einen Brief nachzuschicken. Ich hätte wohl gewollt, dass Du bis zum Frühjahr oben geblieben, und mich dann noch einmal besucht hättest zusammt Deinem Buben, den ich wohl eben so gern wie den König von Rom sehen mögte. Wenns aber nun ein Mädchen wird, dann wärs freylich besser gewesen dass es statt guten Weines reichliches Oel gegeben hätte. Du musst es jetzt beynahe wissen können, ich weiss nicht ob ich Dir meine physiologischen Zeichen, woraus schon im vierten Monath zu sehen ist, gesagt habe. Schreibe mirs doch gleich, wens ans Tageslicht kömmt, bey jedem Glase neuen Wein denk ich daran, der Jahrgang ist gar zu gut, und der Boden auch, es kann nichts Schlechtes gewachsen seyn.

Dass Du meinen Rübezahl gelesen, ist mir lieb. Ich hätte Dir ihn recht wohl geben können, wenn ich ihn gehabt hätte, aber nicht vielen Andern. Wozu Du und ich in aller Gutmüthigkeit lachen, weil Du in Deiner allgemeinen Billigkeit, und ich in meiner Ueberzeugung wissen, dass der Grund gut ist, das würden die meisten mit hochmüthiger Ironie ansehen und sich gescheidt dünken dass manches Thörichte von ihnen nicht gedruckt ist. Ich kenne noch ganz genau meine damalige Stimmung, und weiss dass sie gerade so viel werth war wie meine gegenwärtige, ohne alle Welterfahrung, ohne Geschichte, wusste ich recht gut was ich wollte, in meiner Gesinnung war kein Makel, ich habe mich über gar nichts zu schämen, mir gar nichts vorzuwerfen, ich würde jetzt in ähnlichen Fällen Manches gescheidter anfangen, aber redlicher und wohlmeynender niemal. Allerley Unbeholfenes, Ungeschicktes und Beschränktes ist in dem ganzen Wesen, aber tüchtig wars in seiner Art, und hätten alle so gearbeitet, Teutschland wäre nicht in der Erniedrigung wie jetzt; das Ganze war eigentlich ein bürgerlicher Krieg mit den Franzosen in ihrer eigenen Taktik, und vom Äussern ausser dem Umfang hauptsächlich dadurch verschieden, dass ich nie geschlagen wurde. Ich will Dir nun auch mein politisches Testa-

ment nach meiner Rückkunft von Paris mit dem nächsten Postwagen schicken. Bis auf einige Blätter könnte ich wohl jetzt noch schreiben, wie ich bey dem Durchlesen vor einiger Zeit gefunden habe. Lass Dir nachschicken, wenn Du weg bist. Was meine damaligen Mitarbeiter betrifft, so waren gerade nur die schwächsten, die sich mit diesem gewissermassen Literärischen abgeben konnten, es war sonst viel Tüchtiges dabey, meine Stimmung war die herrschende, und niemal wäre es zu solchen Dingen, wie bey den Franzosen gekommen. Ich kenne nicht das Strassburger Buch, aber ich muss Dich doch warnen, nicht zu unbedingt darauf zu vertrauen. Diese Sachen sind von den sogenannten Moderantisten, diesem lauen Fischfleischgeschlechte, das immer bey jeder heftigen Anstrengung der menschlichen Natur zusammenläuft, wie Schleimsäfte bey Verwundungen, was denn freylich eine gute Naturveranstaltung ist, weil alle Extreme einmal nicht für unsere Erde sind. Diese Jakobinergreuel sind doch nichts als einmal ein akuter Anfall in das ewige chronische Uebel der Welt, diese zahmen Sünden sind doch unter allen die widerwärtigsten. Die bessern Jakobiner wie Danton und Andere hätte keine andere Sünde, als dass sie etwas ernsthaft wollten, die schlechtern waren nichts als leichtsinnige Franzosen, der Haufen schwamm nach, und ersoff zum Theil. Jene Gemäßigten sind gerade die Schreyer auch in der teutschen Literatur, Du weisst wie viel Glauben eine Geschichte von diesem Packe geschrieben, verdienen würde. Jetzt in Spanien lassen sie sich ohne Murren zu Tausenden hinmetzeln zu ganz gemeinen Zwecken¹⁾, wenn die Idee aber von ein paar Berauschten gehandhabt in der Guillotine ein paar Dutzende frass, dann erheben sie gross Geschrey. Wer nicht mitgespielt, kann kaum ein sicheres Urtheil gewinnen, weil die Leidenschaft alles verdreht hat. Dass Deine Prophezeung²⁾ übrigens auf gutem Grunde ruht, kann ich am besten wissen, denn ich sehe gar nicht ein wie ich mitten unter Franzosen je einer ihres gleichen im Guten wie im Bösen werden kann, sie müssten mich erst verkuppeln und durch ein halb Dutzend Generationen durchlaufen lassen. Aber das kann ich schon wieder nicht leiden, dass meine Mädchen Franzosen heyrathen sollten, und das liesse sich doch gleich z. B. bey dem

1) Es klingt dies an eine Stelle des Rothen Blattes (19. Februar 1798) an, wo Görres sarkastisch als zu verkaufen anbietet: „12 000 Stück Menschenvieh, vortrefflich dressirt, können hauen, schiessen, stechen, rechts- und linksum machen. Ein zwölfjähriges Abrichten mit Stock und Prügel hat es endlich dahin gebracht, dass sie sich für ihren Herrn todtschiessen lassen, ohne nur dabei zu murren.“

2) Offenbar: Görres werde sich in Paris nie heimisch fühlen.

Leben in Frankreich nicht vermeiden. Doch habe ich mich nach langem Streite nach Abwägung aller für und wieder, doch schon seit geraumer Zeit für Paris entschieden. Meine Zeit ist gemessen, soll etwas geschehen, dann muss ich mich der Werkzeuge bemeistern, die Bänder von vielen sind dort, und man muss den Franzosen schon als Zugabe schlucken. Höflich sind sie ja auch, und man braucht sich eben nicht mit ihnen kopuliren zu lassen. Wie den Teutschen der politische Apparat der Franzosen Noth thäte, wenn sie es zu etwas bringen sollten, so müssen sie auch ihren wissenschaftlichen Apparat haben, wenn die Freyheit der Gesinnung etwas Lebendiges werden soll. So fehlt's an meinem Willen nicht mehr, wies bisher der Fall war, ob aber die Umstände sich fügen werden, ist eine andere Frage. In diesem Lande ist das Interesse so viel, und < , dass es > kaum im äussersten Winkel Platz hat. Die Teutschen ohnehin sind < . . nichts > als eine Art von Buschritten, und bloss dass ihre Sachen so wenig praktisch, < . sicher . . > vor Verfolgung. Sonst sind die Leute dort im Einzelnen billiger und neidloser als die Teutschen, und gefälliger vor Allem. Ich denke nächster Tage an Humbold zu schreiben, er ist ja auch aus dem tollen Lande, und muss mit seinen Landsleuten halten. Wenn Du jemand in Berlin kennst, der mit ihm in genaueren Verhältnissen steht, dann lass ihm doch wegen mir ein paar gute Worte schreiben.

Dass Dir meine Rezensionen nicht misfallen, ist mir lieb gewesen. Bey Dalberg hat die Eine (über dessen Meteor-Cultus) ihren Zweck erreicht, er ist in heilsames Feuer gerathen, und will kein Geld und keine Mühe sparen zum Zwecke, wie ich schriftlich von ihm gesehen habe (8, 276). Bey Jean Paul dachte ich an die lange Herabwürdigung die er erfahren, an seine Ehrlichkeit, und an den elenden Botenlohn, der den Besten gereicht wird, und den kalten, faden Rezensionsschleim, mit dem Alles bekrochen wird. Dass Dir die Rezension nicht ganz zusagt, ist theils ihre Schuld, der Anfang z. B. hat mir selbst durchaus misfallen, indessen hatte ich doch zu viel Zeit schon an die Sache gewendet, als dass ich sie noch einmal hätte umschreiben können. Dann aber hast Du auch Einiges gegen Jean Paul, über das ich Dich zu fragen schon mehrmal vergessen habe. In der That lass Dich nicht durch Aeusserlichkeiten stören, die mir nun nie etwas sind, und lies einmal seine Schriften, mitten unter dem Schutte einer eingestürzten Bibliothek hat er Schloss und Garten und wohnt wie ein Sylphe und die schweinsledernen Bücher kommen einem am Ende wie helle Sterne vor. Ich kanns gar nicht leiden, dass Du auch unter denen bist, die ihn nicht gelesen.

Deine Nachrichten über Heidelberg habe ich gerne gelesen, schreibe mir auch wie Du Berlin wiederfindest. Obgleich ich auch an Creuzer das fatale unstäte Zucken und die ewige Nakeley nicht leiden kann, so halte ich doch Wilken für falsch, ob je was rechtes aus ihm herauskömmt, daran kann man wohl nur aus allgemeiner Menschenliebe glauben, er ist zu eingebildet. Aber was er in der Bibliothek gethan, daran glaube ich gern, das und viel Aehnliches ist sein Fach, und von der Seite ist Heidelberg zu enge für ihn. Dass unter den Studenten einiges ist, kann einen wohl auch erfreuen, immer wird die wahre Zeit doch wie mit Chronometern von Einigen erhalten, dass man weiss, wo man in der Welt daran ist.

In meinem Hause hättest Du, wärest Du diesmal gekommen alles besser in Ordnung gefunden, die bösen Geister sind vertrieben, meine Frau ist wieder wohl und grüsst Dich. Die Kinder haben sich auch wieder herausgefressen, Dein Pathchen bringt mir mit langer Schnauze ein Kussmaul für Dich wies sagt. Seinen Tyrolern hats bald alle Köpfe abgeschlagen, es will sie aber tagtäglich geleimt haben. Sonst zeigt es sich als einen treuen Anhänger von seinem Pathen, weils die Hälfte der Lieder im Anhang vom Wunderhorn beynahe auswendig kann. So reise nun wohl und glücklich, zum neuen Jahre will ich Dir nur die Fortsetzung des alten wünschen, behalte mich lieb, und schreibe mir bald.

Görres.

Arnim nahm seinen Heimweg über Kassel zu Grimm's und traf im Februar 1812 wieder in Berlin ein. Hier bereiteten sich schon die grossen Ereignisse des russisch-französischen Krieges vor. Die Patrioten von der preussischen Kriegspartei traten trauernd zur Seite, oder wer von ihnen Offizier war und seinen preussischen Degen für keinen Napoleon ziehen wollte, nahm den Abschied, um in den russischen Regimentern gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen. Arnim hielt sich still zurück. Den Umgang seiner nächsten Berliner Freunde, Kleist, Adam Müller, Brentano, die nicht mehr da waren, musste er entbehren. In dem stillen Gartenhause, das er mit seiner jungen Frau bewohnte, baute er sich sein eignes, der Welt entferntes Lebens- und Arbeitsheim. Und hier vollendete er seine Ausgabe der Vier Novellen, die, am Rhein und Main entstanden, er den Freunden Görres und Grimm schon in Koblenz und Kassel vorgelesen hatte: den Brüdern Grimm sind sie daher auch zugeeignet.

Diese Vier Novellen werden heute noch gelesen, so dass sie als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Nur wenige Bemerkungen sind im Hinblick auf das Folgende nötig. In die erste Novelle, Isabella oder Karl's des Fünften Jugendliebe, hat Arnim die Romantik des Zigeunerlebens mit Spuck und Wurzelmännchen hineingearbeitet. In der zweiten beruht das Geheimnisvolle auf der wunderbaren Aufopferung der Araberin Melük Maria Blainville für ihre Freunde. Im glücklichen Färber Golno und der prächtigen Lehne gab er, in der dritten Novelle, die wohlgelungenen Personen eines thätig-bürgerlichen Sittengemäldes. Die vierte Novelle, Angelika die Genueserin und Cosmus der Seilspringer, behandelt das Sichwiederfinden von Sohn und Mutter, die getrennt waren.

Die Novellen gelangten an Grimm's nach Kassel und von ihnen in Arnim's Auftrage ein Exemplar zu Görres. Wilhelm schrieb dazu an Görres (8, 315): „Die lebendige Begeisterung, die wahrhaft treue Poesie, sein reiner Styl wird nicht leicht von einem Aufrichtigen verkannt werden, mir ist auch das individuelle darin recht eigentlich lieb und zusagend, und darum kehr ich immer gern zu Arnim's Dichtungen zurück. Der ersten Erzählung gönn ich auch den ersten Platz, er hat sie uns schon vorgelesen, und viele recht herrlich erfundene ganz originelle Situationen stehen mir lebendig vor dem Herzen. Oft fängt er mit einem charakteristischen ganz heimlichen Leben im Walde, in Felsen an, und in dieser schönen Begrenzung tritt alles nah, klar und ergreifend vor uns hin; dieses führt er bis zu einem gewissen Punkt, dann aber thun sich alle verborgenen Thüren auf und wir treten in die ganze Welt, in welche sich die Geschichte nach allen Gegenden verbreitet und ihr Resultat als ein allgemeines und grosses an jene knüpft“. Freilich erliege Arnim der aus einem gewissen Reichtum springenden Gefahr, den Strom seiner Poesie, an dessen Ufer man behaglich hingehe, unbeschränkt zu einem Weltmeer werden zu lassen, dem man nicht folgen könne: „So hätte ich gewettet, die Geschichte der Isabella wäre zu Ende, wo sie Nachts herabspringt aus dem Fenster und zu den Ihrigen zurückkehrt“. So könne er sich den Färber Golno kaum vor den Augen behalten, bei dem das Ueberspringen in neue Verhältnisse am meisten auffalle, wohl aber die drei liebevollen Schwestern, vor allen Lehnchen, die wieder vortrefflich sei. Lauter feine Bemerkungen, mit denen Görres sich in seiner Antwort an Wilhelm Grimm (8, 329) grösstenteils einverstanden erklären konnte. Arnim achte allerdings zu wenig die Regeln der Perspektive in seiner Komposition:

„Sonst ist Alles in dem Buche wohl gemacht, und es steht da wie ein herrlicher blühender und fruchtbarer Baum, den die Vögel weit über Meer hin kennen, und zu dem sie hingezogen kommen“. Zu Arnim selber sprach sich Görres in dem folgenden Briefe aus:

Koblenz am 10ten Juny 1812.

Ich habe lange nichts gehört von Dir und Deinem Kinde, die paar Worte in Deinen Erzählungen

Und ein Jahr ist so vergangen
Und ein Kind, von Dir empfangen,
Zeigt des Jahres liebreich Bild:
Grosser Gott, wie bist Du mild!

hast Du im Herbste niedergeschrieben, ich kann also nichts daraus nehmen¹⁾. Sonst bist Du so vergnügt darin, wäre Uebermuth dabey, dann könnte man Böses fürchten, das ist aber auch nicht, die Zeit aber ist vorüber, und so bin ich nur in unbestimmter Sorge, und weiss nicht was ich denken soll, darum schreibe mir wies steht. Sonst wirst Du wohl gar angenehmen Zeitvertreib haben mit Kanonen und Bajonetten und Trommeln und Allem was man so in die Trophäen zusammenbindet, und die Zerstreung ist Dir wohl zu gönnen bey Deinem gegenwärtigen sitzenden Leben in Vergleich mit früheren Wandeljahren. Ich glaube wirklich, dass meine werthen Landsleute mit dem, was sie hiessigem Boden vertragen, am Ende noch euern Sand fruchtbar machen werden. Auch lese ich die drey Procente eben in den Zeitungen, schöne Dividenden aus dem Kompagniehandel mit dem Vaterland in französischer Waare gezogen: mich würden sie freylich nicht sehr drücken, was ich ohne Hochmuth sagen kann.

Deine Erzählungen habe ich, wie Du aus dem Anfange schon sehen kannst erhalten, und wie Du denken magst mit viel Lust und Ergötzlichkeit gelesen. Ein sehr angenehmes Männchen hast Du unter dem Galgen hervorgescharrt, man muss sagen, dass noch kein Klassiker an diesem Orte nach Poesie gegraben, obgleich der Galgen mit den drey Füßen ein prächtiger Molossus ist. Die Erzählung ist bis auf einige kleine Astlöcher über die Maassen wohl gemacht, meist lauter erlogenes Volk geht darin herum, und doch spricht man mit ihnen, und erkundigt sich, und sieht sie an und nimmt Theil an ihnen, als wärs etwas. Ich glaube wirklich dass auch einmal eine Zeit gewesen ist, wo die Natur

1) Die Verse, die gemeint sind, habe ich aus Arnim's Erzählungen oben in den Brief eingesetzt.

solchen Muthwillen getrieben hat, und dass unter irgend einem Bergzug eine ganze Rumpelkammer solcher komischen Masken, und Capita der Hanswurstphilosophie vergraben liegt, die einmal zur Verzweyflung der Systematiker aufgegraben wird, es wird sehr schön seyn wenn wir so die Puppen der ernstestn Matrone einmal zu sehen bekommen. All das verzweifelte Volk hat also in der Lederhose beysammengelegt, und wird zu jetziger Zeit herausgelassen, ich wundere mich nur immer dass sich nicht irgend einmal jemand darauf gesetzt, und etwa vor dem schönen vielstimmigen Gequicke erschrocken aufgefahren ist wie vom musikalischen Stuhl, und wies so lange gut gethan in dem engen Behälter, und wie so mancherley sehr honette Leute der Graf, Olympie und einige andere mit vielen Landstreichern zurecht gekommen sind. Ich muss sagen, dass wenn alle Deine Leute mit Dir einst heulend zur Leiche gehen, kein ärger Spektakel je erhört seyn wird, auf das die Leute weit und breit wie zur Krönung zusammenlaufen. Sitzest Du aber unter ihnen, dann ists die Versuchung des heiligen Antonius¹⁾, und Du musst nicht beten können, ja nicht einmal recht fluchen. Unterdessen fahren immer wieder neue Krüglein mit aparten Bänchen und Henkeln von der Töpferscheibe, und tanzen fort um die Scheibe, wie Du im machen sie gelehrt. Ich muss dabey lachen, wenn ich denke wie Du lachend sitztest, und die schwarzen Fäden spinnst, und wie Dein Lachen in die paar Tropfen Tinte fährt, und sie in die allerliebsten Klexe auseinanderschlägt. Im Ernsthaften machst Du aber auch ein ehrenvest Gesicht, da kömmts Dir wohl zu statten, dass Du nahe an die sechs Füsse missest.

Die Araberin ist sehr gut, nur in der Erzählung der Einschlag von anderer Materie als der Aufzug, und es ist in alten Gesetzbüchern schon verboten, zweyerley zu einem Zeug zu wählen, weil eins das Andere anfreibt.

Auch Cosmos, der am Anfang sich meisterlich anzukündigen weiss, schlägt gegen das Ende etwas um, der berühmte Mann in Heidelberg wird Dir übrigens seinen Dank zu bezegen wissen auf die schon bekannte Weise²⁾.

1) Auch in der Einsiedlerzeitung benutzt.

2) Der „berühmte Mann in Heidelberg“ ist Voss, und Görres bezieht sich auf die folgende Stelle bei Arnim (Werke 1, 398), wo „ein berühmter Mann, den sie (die aus Heidelberg Fliehenden) kennen gelernt hatten, ihnen (als sie vor dem schönen Kreuze am Thore dankbar beteten) in den Weg trat, und Vorwürfe machte, wie sie Götzenbilder aus Steinen anbeten könnten; auch war es dem Manne nicht recht, dass sie dem Hannes eine Livree mit Tressen gegeben hätten, weil er das für aristokratische Auszeichnung hielt“. „Auf die schon bekannte Weise“ bedeutet: im Morgenblatt.

Im Färber hat der heilige Geist einige Tage zu kurz gebrütet, und zuletzt aus Ungeduld das Ey in etwas aufgepickt. Der Stoff mag für Deine Natur etwas widerbellend seyn, doch hast Du ihn recht wohl bezwungen, und die Lehne besonders ist recht gut gelungen, und kann Deinem andern poetischen Volke die Haushaltung führen. Alles zusammen ist ein sehr guter Wurf, denn Du wirfst ganz eigentlich, und mich verlangt nur wieder, wo Du jetzt mit trächtigt gehst. Könntest Du soviel schaffen, als ich im Jahre lese, ich stellte wahrhaftig meine Arbeit ein, und hörte immer nur Deinen Narrentendungen zu. Winkelmann beschenkst Du (Werke 1, 371) nach gewohnter Weisse wieder im Grabe mit einem Söhnchen, ein altes Orakel sagte bey ähnlicher Gelegenheit, der Nehmer habe Brod in den kalten Ofen geschoben, Du aber bringst es gar vollkommen gebacken heraus. Deine geheimen Denkwürdigkeiten von Karl dem Fünften ergänzen auch recht schön Schlegels Vorlesungen über ihn, nur durch das verfluchte Männlein hast Du Deiner Glaubwürdigkeit etwas wenig Abbruch gethan.

Du rühmst in dem Buche die Trauben vom vorigen Jahre so sehr, dass sie verschämt unter dem grünen Laube hervorgesehen ist ein recht gutes Bild, dass Du sie aber hernach aufgefressen doch auch sehr kannibalisch. Aber hast Du denn auch von dem Weine daraus in Deinem fatalen Land getrunken? Du kannst glauben, sämmtliche Rheinländer haben Ehre davon und ich trage solchen ungeheuchelten Respekt davor, dass ich, wo er mir vorkömmt, mich so in ihn vertiefe, dass er selbst bey all seinem grossen Geiste doch ganz seicht wird, ich wünsche mir keinen Keller voll, weil man sich daran zu schanden trinken könnte. Nahe an 1000 Fuder sind schon in hiessiger Stadt verzehrt, und dabey lesen die Leute keine Literaturzeitung, nicht einmal das Morgenblatt. Wusstest Du nur Wege anzugeben in die Streusandbüchse, ich wollte Dir einige Tröpfchen zum Danke für Deine Erzählungen senden so gut wie sie. Habt ihr auch ganze Fuder oben, ists nicht Johannisberger, dann reichen sie weit nicht an den Engenhöller, den jetzigen Gegenstand meiner Andacht. Wirst Du dann den Herbst wieder zu uns herauskommen? Du solltest das niemal unterlassen, so lange Du noch beweglich bist. Mich wirst Du dasmal auch hoffentlich in besserer Fassung treffen, Frau und Kinder sind längst wieder wohl. Eben stehen die Trauben wieder in der Blüthe, so reichlich an den Stock geregnet, wie man es lange nicht mehr gesehen, einige Tage über war nicht sonderliches Wetter zum Durchblühen, jetzt aber hat sich zum Vortrefflichen gewendet, und es mag wieder einen lustigen Herbst geben. Hast Du

den Krieg und die Einquartirung Dir wieder aus dem Leib gedampft, dann gehst Du wieder heim.

Ich lebe in meinem gewohnten Gleichmuth fort, den langen Perser habe ich jetzt rein abgethan, Du kannst Dir denken, welch ein Nest voll Sachen mit den Hacken wieder hinuntergelassen ist. Es ist mir als sey ich mit in der Verfolgung Mosi gewesen, und über das rothe Meer geschwommen, doch kann ichs zu keinem ordentlichen Respekte vor mir selber bringen, ich meine nun die Sprache sey ein Filial meiner Muttersprache, und das Buch das mir vorher wie das Buch des Lammes mit den sieben Siegeln erschienen, ein kleines Taschenbüchlein zur Unterhaltung. Sonst läuft ein Strom von Poesie darin, gross wie der Euphrat, viele berühmte Männer unter uns rinnen als winzig kleine Bächlein darneben, es steigt kein Lachs hinein, um darin zu laichen. Einen Auszug habe ich daraus gemacht, nach Art der alten Prosaromane, wage aber doch nicht recht, ihn drucken zu lassen, aus Furcht zu blasphemiren, denn es ist unbarmherzig wie man zusammenziehen muss, will man nicht auch wieder einen Folianten füllen. Sonst liest sichs gut weg.

Was treibt ihr sonst wohl in den langen Strassen unter den 80 000, oder wieviel sind eurer; ich meyne immer, stiege ich nur drüben auf die Berge, ich müsste euch sehen können und winken, aber aus Furcht vor dem Anslachen versuche ichs doch niemal, denn die Optik giebt schon, dass es nicht möglich ist. Dafür sehe ich Dich trotz Optik desto öfter in meiner Stube, bey dem Lesen Deines Buches bist Du mir nicht von der Seite gewichen, es war als ob Du selbst es vorläsest. Was macht Savigny? in dem Rektorate wird er viel angenehme Zerstreung finden, grüsse ihn mir. Clemens wird wohl noch in Prag auf dem alten Flecke sitzen, und an den jetzigen Feyerlichkeiten sich wohl erbauen, ihn desgleichen. Dann auch Böckh und Marheineke, wenn Du ihnen begegnest. Eure Universität wird nun auch böse Zeit haben. Zuletzt sey Du selbst gegrüsst und Deine Frau, da ich sie nicht kenne, so kann ich ihr nur gut seyn, dass sie Dir so wohl macht in der Welt.

Görres.

Ehe Görres diesen Brief abschickte, empfieng er von Arnim die Nachricht, dass ihm, im Mai, ein Söhnchen geboren sei. Mutter und Kind hatten in der äussersten Gefahr geschwebt. Die Anzeige wird ähnlich, wie die an Brentano (S. 302), gelautet haben, welche mit den Worten schloss: „Was ich gelitten, gebetet, und dass ich mich nach all der Noth des Kindes erst nur wenig erfreuen konnte, das weiss

Gott und wirds mir nicht anrechnen.“ Arnim's Sohn empfing die Namen Johannes Freimund. Die Zuschrift, aus dem Mai 1812, war unter Görres' Briefen nicht mehr vorhanden; sie muss ausser der Geburtsanzeige noch andere Nachrichten enthalten haben. Görres legte sofort noch ein neues Blatt zu seinem Briefe an:

„Ich erhalte, da ich meinen Brief schliessen will, den Deinen von der Geburt Deines Johannes Freymund her datirt, wozu ich Dir, besonders Deiner Frau, meinen wohlgemeynten Glückwunsch voran sende. Das sind wohl freylich schwere Tage, und ich kann noch nicht recht begreifen, warum der Mensch unter Schmerzen muss geboren werden, die vorhin habens auch nicht begriffen, und darum dem Sündenfalle zugeschrieben. Geht die Frau sonst auch auf weiten Flügeln, da wird sie gar zu unsanft an irdische Abkunft gemahnt. (Folgen sehr ausführliche und lustig gehaltene Anweisungen über Pflege und Wartung kleiner Kinder.) Was Humbold betrifft, so hat mir Dorow von Paris geschrieben ¹⁾, er sieht ihn, wie er sagt, alle Tage, und so ist das wohl die beste Gelegenheit mit ihm in Verkehr zu kommen. Bey den zwey Trauerspielen von Clemens wird wohl das Eine, was in Wahrheit besteht, die Erzählung von ihrem Verkommen seyn, ist die Geschichte so ungläublich, dann ist sie wohl auch nicht wahr.“ Zum Schluss reklamiert Görres den kleinen Freymund launig als Rheinländer und Landsmann.

Die letzten Bemerkungen über Brentano können nur auf den Mitteilungen beruhen, die Clemens (S. 300) Arnim gemacht, und dieser nun Görres weiter gegeben hatte. Es war für Varnhagen nutzlos, dass er die Stelle in Brentano's Originalbrief weggeschnitten hat. Denn die Wahrheit ist doch herausgekommen. Clemens, seit Juni 1811 in Prag und Bukowan weilend, hatte zwei dramatische Arbeiten zu Stande gebracht: Libussa und Comingo, von denen die letztere ihm von Varnhagen „auf eine verfluchte Art in der ersten Bearbeitung gestohlen worden war“. Die Libussa las Clemens im Sommer 1812 seinen Geschwistern Savigny und Arnim in Teplitz vor, wohin sie sich alle zum Kurgebrauch begeben hatten. Von hier schrieb Arnim, am 8. September 1812, an Görres (8, 352). Er dankte ihm allen guten Rat für seinen Freimund, dem aber die Kuhblattern schon eingecimpft gewesen seien, ehe Görres' Brief angekommen und davor gewarnt habe. Arnim berichtete über Clemens' Lage und Arbeiten. Die im Bade anwesende höchst merkwürdige Gesellschaft mit Kaiserinnen die Komödien schrieben, mit Feldmarschällen von

¹⁾ Der Brief fehlt bei Görres: der 8, 255 abgedruckte aber ist ein Vorläufer desselben.

80 Jahren die Komödie spielten, mit Königen Incognito (Graf Leu), und mit Goethe der Napoleon besinge, gedenke er künftig einmal in einem Buche unter dem Titel Badegesellschaft recht lustig zu schildern. Sehr wichtig sind die kurzen, nur andeutenden Bemerkungen Arnim's über Goethe. Die Spannung, die seit dem vorjährigen Auftritte zwischen Goethe und Arnim bestand, wurde beiden Teilen jetzt in persönlicher Nähe nur um so fühlbarer und schmerzhafter. Ich besitze das ungedruckte Konzept des Briefes, den Arnim nach der Affaire 1811 an Goethe schrieb (den dieser also, da er aus Goethe's Nachlass nicht zum Vorschein gekommen ist, doch wohl vernichtet haben wird): danach lässt sich das Schmerzhafte der Entzweiung auf Goethe's wie auf Arnim's Seite, woran sich für den Augenblick nichts ändern liess, wohl nachempfinden. Goethe schrieb jetzt, 1812, aus Teplitz an seine im nahen Karlsbad weilende Frau Christiane, offenbar um sie, die noch gereizt war, zu beruhigen, die bösen Worte (23, 51): „Von Arnim's nehme ich nicht die mindeste Notiz, ich bin sehr froh dass ich die Tollhäusler los bin“ — deren ungewöhnlich erregte Diktion, meinem Empfinden nach, uns heute das Gegenteil von dem verrät, was sie zu besagen scheinen. Arnim schrieb gleichermassen Görres: „Ich habe Goethe nicht gesprochen, ich fühle mich von ihm getrennt“; man empfindet auch hier, wie schwer und gepresst das Wort herauskommt. Arnim motiviert diese „Trennung“ nicht bloß persönlich, wie Goethe gegen Christiane, sondern er spielt sie auf das Allgemein-Politische hinüber. Schon 1811 glaubte er in Goethe eine Stimmung herrschend gefunden zu haben, die derjenigen nicht günstig war, welche die Berliner Patrioten, Arnim selbst mit seinen Freunden Kleist und Adam Müller, in den Berliner Abendblättern zur Geltung gebracht hatten. Sie forderten da den militärischen, politischen und geistigen Kampf gegen dasjenige System, das Napoleon's Namen trug, bis zum Untergang. Wie hätten sie gewünscht, dass Goethe Eines Weges mit ihnen vorgegangen wäre! Goethe aber wollte sich von Niemanden zum Parteichef erklären lassen. Er teilte nicht den Standpunkt der Berliner Patrioten, deren geheimstes Empfinden er nicht begriff und nicht begreifen konnte. Die Art, wie Goethe das ihm Fremde in den Berliner Bestrebungen 1811 Arnim gegenüber abwehrte, fasste dieser damals wie eine Ablehnung des patriotischen Gedankens überhaupt auf. An seine Freunde Grimm in Kassel hat Arnim in dem Sinne geschrieben, Görres in Koblenz gewiss mündlich so berichtet. Görres hegte ohnehin schon ein gewisses Missbehagen gegen Goethe, wie es, im Grunde genommen, bei all den jüngeren Talenten vorhanden war, die sich, in Kunst, Litteratur und Wissenschaft,

mit Ausschliesslichkeit den deutschen und den christlichen Stoffen zu wandten. So stellte sich auch bei Görres die in die Jean Paul-Rezension eingeflossene Animosität gegen Goethe ganz natürlich ein, gleichwie Goethe zu Arnim unzufrieden über Görres geurteilt hatte. Nun, 1812, dichtete Goethe gar „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät“ zu ihrer Ankunft in Karlsbad den Willkommensgruss, mit Wendungen, die selbst einem Napoleon als etwas bisher nicht Genossenes schmeicheln durften. Bitter schreibt dazu Arnim an Görres: „Goethe hat das Continentsystem besungen und zwar im Namen der Carlsbader, die nichts davon wissen mögen. Was wird die Zukunft von den grossen Männern unsrer Zeit denken!“ All diese Stimmungen und Verstimmungen muss man sich vergegenwärtigen, um namentlich auch, in Görres' Antwortbriefe das über Goethe Gesagte, dem Tone und der Bedeutung nach, richtig, und nicht einseitig dem Wortsinne nach, zu verstehen; man bemerke auch, wie in dem wunderschönen Worte über die damals noch so jungen Brüder Jacob und Wilhelm Grimm schon eine gegensätzliche Anwendung des Arnim'schen Urteils über Goethe hervordringt:

Koblenz am 3ten Februar 1813.

Ich habe Dir, lieber Arnim, lange nicht geschrieben, von Heidelberg berichtet man mir indessen, wie Du einen ganz muntern, lustigen Brief dahingesendet (an Creuzer, nach 8, 381), und das beweist mir, dass Du noch auf die alte Weisse vergnügt bist, was mir denn sehr lieb gewesen. Jetzt brechen wieder die verdrüslichen Kriegshändel über euch herein, indessen bin ich ruhig, weil ich euch in einer grossen Stadt weiss, wo immer weniger zu besorgen, überdem steht ihr auf breiterem Fusse als viel tausend Andere, und könnt ja immer, wenns euch gut dünkt, an den Rhein oder nach Böhmen gehen. Darum ist mir leider um euer Land als um euch, zur Verdrüslichkeit hast Du eben wenig Anlage, und magst darum leicht den Sturm an Deinem wohl versorgten Hause vorbeifahren lassen. Du wirst mir wohl einmal schreiben wie Dirs zu Muthe ist. Ich selbst lebe in grosser Gemüthsstille meine Zeit so fort, sehr ruhig und behaglich, einzig nur in meinen Arbeiten von Zeit zu Zeit durch Abgang der Hilfsmittel unangenehm gestört, da helfe ich mir dann in dem weiten Felde, was ich beherrsche und lasse liegen, was ich nicht bezwingen kann, und gehe zum Andern, was mir gestattet ist. So schreite ich denn freylich intensiv immer fort, nur zum Ende kann nichts kommen, was denn wieder recht gut in die Zeitumstände eingreift, da man ohnehin

nichts mehr gedruckt bekömmet. In den Journalen¹⁾ wirst Du Einiges von mir lesen, eine Abhandlung über die Vedas sollte Zimmer drucken, hats aber aufgegeben, mein Auszug aus dem Schah Nameh liegt zum Drucke fertig, die Bibliotheca Vaticana (8,326) hat hier herum 40 drüben 20 Abonnenten gefunden, das Alles ist nicht zu verwundern, macht mir auch weiter nicht sonderlichen Verdruß. Darüber ist denn der Lohengrin endlich fertig geworden,²⁾ ich habe an Grimm zwey Exemplare eben abgesendet, er wird sie Dir zuschicken, sobald ein kleiner Riss auf dem Titelblatt in Heidelberg radirt seyn wird. Eines ist für Dich, ein Anderes gieb an Fouque und auch den eingeschlossenen Brief. Ich mögte dass er mir seine Sachen sendete, die gar nicht hierher kommen, und ihm dafür in sein Journal von Zeit zu Zeit Einiges geben.³⁾ Du wirst am Lohengrin ein ziemlich gutes, mitunter auch etwas langweiliges Gedicht finden; weil mirs nicht ganz recht und auch nicht meine Arbeit ist, habe ich Dirs nicht zueignen wollen. An die etwas gross gerathne Einleitung wirst Du wohl einmal eine Stunde wenden, sie hat Manches was Dir wohl recht seyn wird, obgleich freylich Alles nur Stückwerk ist, weil mau in der Geschichte wie die Todten am jüngsten Tage, die Glieder in der ganzen Welt zusammensuchen müsste, wenn Alles wie ein ganzer Mensch umhergehen sollte. Deiner angekündigten wunderlichen Badgesellschaft sehe ich mit Verlangen entgegen, da Du Alles das in der besten und freudigsten Stimmung schreibst, so dient mirs immer als ein Attestat, dass Du während all der Zeit wieder ein Stück Leben in Fröhlichkeit heruntergelebt hast. Das Volk fängt an Dich zu loben, die Mattherzigkeit dabey ist so verdrüßlich wie die feindselige Widerbellerey vorhin, dass sie sichs so spät erpressen lassen, nimmt vollends das wenige Verdienst. Glorreich herrscht der Unverstand in diesem Lande, und darum glaube ich auch kaum, dass etwas Erspriessliches aus den jetzt geänderten öffentlichen Verhältnissen hervorgehen wird, sie werden die Dupe von beyden Theilen werden.

Die Grimms haben mir ihr gar angenehmes Märchenbuch gesendet, es hat uns, besonders den Kindern vielen Spass gemacht. Es ergänzt sehr wohl das Wunderhorn, ich hätte würclich nicht gedacht,

1) z. B. in Perthes' Vaterländischem Museum, in den Heidelberger Jahrbüchern, in Schlegel's Deutschen Museum; über die Vedas vgl. Briefe 8, 347; der Schah Nameh erschien erst 1820, dem Freiherrn vom Stein zugeeignet.

2) Den Brüdern Grimm in Kassel zugeeignet.

3) Hier der skizzierte Inhalt des bisher nicht aufgetauchten Briefes an Fouqué, auf den der von Fouqué (bei Görres S.408) die Antwort ist. Görres hat in Fouqué's Journal Die Musen keinen Beitrag geliefert.

dass die Poesie bey ihrem Durchzuge so viel Goldflittern und Glitzer-sand den Kindern hätte fallen lassen, als diese hier zusammengelesen haben. Beyde werden mir immer lieber in ihrem Wesen, was sie machen ist tüchtig und gut gemacht; es ist alles bester Weizen, und der böse Feind hat kein Unkraut hineingesäet. Von ihnen und ihresgleichen wird die Zukunft einmal ein viel zu gutes Urtheil von unserer Zeit sich abziehen, wenn diese nicht dafür sorgte, dass auch ihre Erbärmlichkeiten bis zu ihr gelangen.

Ich habe nun Göthes beyde Bände gelesen, der erste hat mir durch-hin sehr wohlgefallen, der zweyte ist mir stellenweise angenehm, ander-wärts unangenehm und langweilig gewesen. Verdrüsslich ist mir vor Allem, dass der Jüngling gar nicht heraus darf, weil der alte Geheimerath ihn in so strenger Zucht zu Hause hält. Dem Knaben wurde wohl noch etwas durchgesehen, wie er aber zur Universität gezogen, be-ginnt die Disziplin, und nun hört man nichts als den verständigen Mann, der immer corrigirt und zurechtweist, schätzbare Reflexionen aber kann mehr ein rechter Naturlant, vielerley verschwiegen und auch wohl be-mäntelt, und alles gar altklug und gezirkelt. Darum will sichs auch gar nicht in ein rechtes Bild zusammenfügen, alle seine Bestrebungen liegen zerstückt und auseinandergeworfen da, denn der alte gereifte Geist, der da wohnt, weiss sich in all den Plunder nicht zu finden, und der junge der ihn zusammenband ist verdampft und vergessen. Darum kömmt auch selbst bey den Liebschaften nichts rechts heraus, es weht oft einem an wie grosse verputzte Laulichkeit, denn wenn es auch zu einem Kind gekommen, so wirds verschwiegen und verläugnet, und nun muss ein kleiner ausgebalgter Schelm unterschoben werden. Mich soll Wunder nehmen, was aus der dritten Liebschaft (wird). Das Ganze ist eine sehr anmuthige Auseinandersetzung der Gedanken die der Herr Geheimerath jetzt über sein Leben hat, aber nicht recht dies Leben selbst. Auch auf die Zeit passt die grosse Redseligkeit nicht, diese die viel tausend verlorne Leben in ein beyläufig gesprochenes gleich-gültiges Wort zusammenfasst, verträgt nicht ohne Misbehagen, wenn von einem gewonnenen so gar viel Worte gemacht werden. Wills Gott, so kömmt wieder eine Zeit, wo die Menschen drey Stunden beym Morgen-tee und eben so viele beym nachmittäglichen sitzen können, und eine blühende Aloe in allen Zeitungen steht. Wenn er das Wesen der Glei-mischen so gerecht tadelt, so hat er vergessen einen Theil dieses Tadels auch auf sich zu nehmen; haben jene mehr gesündigt, so hatten sie

auch nicht das Korrektiv der Zeit. Die Ehrenerklärung an die gothische Baukunst will mir auch keineswegs gefallen.

Dein Freymund wird sich ohne Zweifel wohl befinden, und jetzt Anstalten zum Fortlaufen machen. Da Du mit ihm in die Welt gezogen, so hast Du wohl gethan ihn vorher mit den Kuhpocken zu taufen. Grüsse mir ihn und seine Mutter, und behalte mich lieb

Görres.

Dies war der letzte Brief vor den Freiheitskriegen, denen Arnim und Görres, der Märker und der Rheinländer, der Protestant und der Katholik, in gleicher Treue gegen die höchsten Güter ihres Volkes sich entgegen geseht hatten. Der Rhein und die Mark waren nun, da die feindlichen Heere dazwischen standen, unerreichbar weit getrennt von einander. Arnim in Berlin und Görres am Rhein hatten Anderes jetzt zu thun, als sich zu schreiben. Kein Blatt wäre durchgekommen. Endlich führte Blücher seine Truppen über den Rhein. Die Mark und der Rhein gehörten von nun an zusammen. Und die Freundschaft Arnim's und Görres' blühte in guten und bösen Tagen von Neuem wieder auf.

Der Karten-Almanach.

(Nachträglich zu S. 124.)

Es war mir, wie ich oben anmerken musste, nicht gelungen, des Karten-Almanaches, von dem Görres zu Arnim spricht, zu rechter Zeit habhaft zu werden. Endlich hatte eine Anfrage bei der Cotta'schen Buchhandlung, in der der Karten-Almanach von 1805 bis 1811 erschien, einigen Erfolg. Herr Dr. Otto Rommel hatte die Güte, mir die im Cotta'schen Archive vorhandenen Bände 1807. 1808. 1810. 1811 zur Benutzung zuzusenden. Ich bin daher im Stande, mir und Anderen eine Vorstellung von dieser merkwürdigen, beinahe verschollenen Erscheinung auf dem Gebiete des Almanachwesens eine Vorstellung zu machen.

Nicht um Welt- oder Landkarten handelt es sich bei diesem Almanach, sondern um — Spielkarten mit Coeur, Carreau, Treffel und Pik! Jedes Bändchen enthält ein volles Spiel Karten. In die Karten sind allerlei Figuren, kleine Scenen und sonstige Darstellungen hineingezeich-

net. Jedes Blatt ist eine Spielkarte für sich, von der Grösse derer, die wir heute noch gebrauchen. Eine besonders gedruckte Vorrede von gleicher Grösse giebt dem Benutzer einige Anleitung zum Verständnis der eingezeichneten Bilder. Die Gesamtheit steckt in fester Papphülle und bildet einen Karten-Almanach. Das Bändchen kostete den für damalige Zeit erstaunlichen Preis von drei Thalern. Die Vorreden rühmen immer die günstige Aufnahme seitens des Publikums, und die Thatsache, dass der Almanach sich die Reihe von Jahren hielt, darf uns wohl als Bestätigung gelten.

Derartige Unternehmungen mit Spielkarten müssen doch beliebt und lukrativ gewesen sein. Auch in Norddeutschland wurde Aehnliches versucht. Selbst ein Künstler, wie Philipp Otto Runge, lieferte einer Hamburger Kartenfabrik zu den Königen, Damen und Buben wunderbare Zeichnungen, von denen Gubitz in Berlin die Stempel schnitt. „Ich habe (urteilt Clemens Brentano 1810) nie etwas Phantastischeres, Geistreicherer gesehen, als den weisen, begeisterten, romantisch königlichen Ausdruck dieser Königsköpfe, die bizarre, galante, reizende Koketterie der Damenbilder, und die abentheuerliche, kecke, treue und glücksritterliche Haltung der Buben, und doch schienen es nur Karten, doch wären es nur leichte lose Zeichen eines spielenden Glücks.“ Man sieht, wie die litterarische oder künstlerische Ausnutzung der Spielkartenfläche dem damaligen Geschmacke zusagte oder ihm entsprach. Das Gegenteil ist heute der Fall, wo die einfache Uebersichtlichkeit der sog. französischen Karten die umständlichere, aber gemütvollere Flächen-Behandlung der sog. deutschen Karten fast bereits verdrängt hat.

Natürlich nimmt die Kartenfläche, wenn sie anders als rein spielmässig behandelt wird, die Gesinnung dessen an, der das Interesse an der Herstellung hat. In dem Tübingschen Karten-Almanach steckt im Allgemeinen der Rheinbundsgeist. Die Unterschrift unter den Karten ist zu grossem Teil französisch. Aber auch das Litterarische beginnt schon früh sich einzumischen. Der Almanach für 1807 entnimmt zahlreiche Illustrationen Schillers Wallenstein. Herzkönig ist Wallenstein selbst, Herzkönigin die Herzogin, Herzbube Seni. In Carreau ebenso: Max Piccolomini, Thekla, Rosenberg. In Pik: Illo, Gräfin Terzky, Neumann. In Treff: Octavio Piccolomini, Fräulein Neubrunn, Deveroux. Die übrigen Blätter sind nicht litterarisch behandelt. Der Almanach für 1808 wählt für König, Dame, Bube arabische Volkstypen aus und bildet weiter Neger oder sonstige Afrikaner ab. Der für 1811 versieht die Hauptkarten mit ritterlichen Gestalten. Im übrigen behaupten Witz,

Humor, Satire, Rührseligkeit und Empfindelei bunt durcheinander für die geringeren Karten ihr Recht.

Gänzlich verschieden ist von diesen Bänden der Jahrgang für 1810. Die Vorreden der früheren sind G. oder Adolf G. unterzeichnet. Die sinnreichen Ideen der Kartenbilder habe, verrät das Intelligenz-Blatt Nr. 25 des Morgenblattes von 1809, bis dahin eine zarte weibliche Hand hingescherzt. Den Band für 1810 besorgte dagegen Georg Reinbeck. Es ist jetzt ein wirklicher Almanach geworden. Nicht mehr die Spielkarte, in die Etwas hineingezeichnet ist, sondern eine bildliche Darstellung, auf der dann auch eine Spielkarte vermerkt wird, bildet den Grund der neuen Unternehmung. Aus den losen Spielkarten sind fest miteingebundene Kupfer geworden, zu denen erklärende Texte in Poesie oder Prosa hinzutreten. Z. B. auf einem ungeschickten Gaule galoppiert ein karrierter Kerl einher. Die Oeffnung des Rockes lässt unten ein Stück Weste sichtbar werden, das als die Form eines Herzes behandelt ist. Dies herzförmige Stück Weste ist auf dem schwarzen Kupfer rot illuminiert. Und das Ganze erhält dadurch den Wert und Charakter von Coeur-Ass. Über die Entstehung von Bild und Erklärung sagt Reinbeck in der Vorrede: „Was der Zeichner, Hr. Osiander in Tübingen, aus den einfachen Kartenzeichen mit reicher, oft muthwilliger Phantasie schuf, unternahm der Dichter, auf seine Weise anschaulich zu machen. Zeichner und Dichter arbeiteten übrigens ganz unabhängig von einander.“ Es leuchtet ein, dass mit dieser Aenderung, die 1811 wieder schwand, die Möglichkeit satirischer, polemischer oder kritischer Ausnutzung des Almanachs in viel höherem Grade, als früher, gegeben war. Und nun sei daran erinnert, dass Reinbeck, als geborener Berliner und Anhänger der Berliner Aufklärung, in den Heidelberger Kämpfen zwischen den „Klassikern“ und „Romantikern“ natürlich auf die Vossische Seite trat. Derselbe Geist, der damals das Morgenblatt leitete, ging nunmehr in den Karten-Almanach über.

Es scheint, dass der Jahrgang für 1809 noch nicht in dieser neuen Manier hergestellt war. Trotzdem war schon, wie Görres oben an Arnim schreibt, der auf der Vossischen Seite angesammelte Verdross über die Einsiedlerzeitung in den Karten-Almanach hineingeschleppt worden. Es ist mir leid, dass ich, da der Band für 1809 im Cotta'schen Archive fehlt, Görres' Andeutungen nicht ins Einzelne verfolgen kann. Aber es hat mit ihnen gewiss seine Richtigkeit. In Nr. 314 des Morgenblattes von 1808 findet sich eine Anzeige des Karten-Almanachs für 1809, aus welcher sich die gleiche Vorstellung gewinnen lässt. „Zieht nun in alle Welt

(heisst es da), ihr sinnvollen lithographischen Blätter, mit dem lehr- und spottreichen Kommentar, und gewinnt mit euerem anmuthigen Fabelwesen und idealischen Gestalten den Beyfall, welchen Jung mit seinen Phantasmen (oben S. 119—120) bey dem Publikum niemals hätte erringen sollen . . . Bewahrt die glücklichen Impromptü's der lustwandelnden Dichter, und wie könntet ihr dem gewaltigen Romantiker widerstehen? Fügt euch in Geduld, wenn er euch Plunderhorn-Schnickschnack aufbürdet etc.“ Die Polemik gegen die Heidelberger Romantiker tritt denn auch in dem Almanach für 1810 hervor.

Zunächst wird anspielungsweise in den Erklärungen mit dem „Karfunkelstein“ (Baggesen), den „Kindermythen“ (Görres), den „mythologischen Briefen“ (Voss) herumgeplänkelt. Dann aber erscheint auf Seite 59 ein Kupfer zu Pik VII, das angeblich „die lustigste Gesellschaft von der Welt“ darstellt. Vor einer Mauer tanzt ein Paar im Freien, und ein Narr tritt mit dem Fusse auf dem Rücken eines Kindes den Takt dazu. Ein anderer Tänzer fordert eine sitzende Tänzerin zum Tanze auf. Diese erhebt die Rechte wie zur Zusage für den Tänzer. Ganz anders aber, als es der Zeichner meinte, deutet Reinbeck die Sitzende aus: „Jenc, welche den Blick voll Weihe zum Himmel erhebt, kann ihr neuestes Sonnett noch nicht zu Stande bringen. Es ist das Kind des göttlichsten Wahnsinns, voll der herrlichsten Assonanzen; nur das letzte Terzet will ihr nicht gelingen . . . Vielleicht ist einer unsrer wahnsinnbegabten Romantiker so gut, ihr auszuhelfen. Das Stichwort ist klangvoll (bangvoll, zwangvoll sind ihr natürlich zu klassisch). Oben gibt es einen Walzer, wie es scheint, mit Figuren. — Nicht übel! — Was will denn der Störenfried da? Er wird sie wahrhaftig ganz aus dem Takte bringen.“ Und damit der Ausfall noch etwas gepfeffert werde, hängt Reinbeck an das Stichwort „klangvoll“ die folgende Bemerkung unter dem Texte an: „Soeben finden wir in dem Klingklingelalmanach, dem Noth- und Hülsbüchlein aller mystischen Romantiker, oder romantischen Mystiker den ausdrucksvollen Reim gesangtoll, welcher eine herrliche Assonanz in sich schliesst. Wir hoffen, dass jedes Narrenhospital ein Exemplar dieses Noth- und Hülsbüchleins sich anschaffen wird, da dies Produkt eigentlich für dergleichen Anstalten verfasst ist.“ Es erübrigt sich, auf Baggesen's Karfunkel oder Klingklingel-Almanach, der gemeint ist, hier näher einzugehen. Die Stellung dieser Parteischrift in dem Streite ist bekannt.

Sieht man die Bilder und Erklärungen des Karten-Almanaches sämtlich durch, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren, dass die

Widersacher der Heidelberger Romantiker doch recht minderwertige Ingenien waren. Was für eine Summe von platten, bedenklichen und zweideutigen Witzen findet sich auf diesen Blättern zusammen. Arnim und Görres verfügten in der Einsiedlerzeitung über andere Waffen. Und nun das Seltsame: während Reinbeck im Almanach einen ganz schönen Napoleon-Cultus treibt, ist das Bändchen doch von ihm „Ihrer Majestät Louisen Königin von Preussen, seiner erhabenen Landesmutter, in tiefster Ehrfurcht gewidmet.“ Man zweifelt, ob wirkliche oder absichtliche Verkennung der Zeitverhältnisse hinter dieser Widmung steckt. Denn Napoleon und Luise waren Namen damals, zwischen denen es keine Verständigung gab, namentlich nicht in der politischen Auffassung Arnims und seiner Gesinnungsgenossen, gegen die der Ausfall Reinbecks gerichtet war.

Reinhold Steig.

Der Zeus des Phidias.

Vortrag, gehalten zum Besten des Frauenvereins in der Aula der Universität
am 12. Februar 1901

von

F. von Duhn.

Wir denken an die himmlische Mutter mit dem Kinde — unwillkürlich tritt vor unser geistiges Auge das liebliche Bild der Madonna della Sedia oder die erhabene Gestalt der Sixtina; wollen wir uns Moses in Gedanken vergegenwärtigen, so schauen wir ihn, wir mögen wollen oder nicht, im Bilde von Michelangelo's gewaltiger Statue. Ebenso gebunden stand die gesamte antike Welt der Vorstellung vom Vater der Götter gegenüber: es war das thronende Bild des Zeus in seinem Tempel zu Olympia, von Phidias geschaffen, die Krone aller Werke dieses unbestritten ersten Bildhauers des Altertums, welches für alle Zeiten die Phantasie band, das klassische Ideal, wie wir sagen würden: von allen Götterbildern auf Erden das schönste und gottgefälligste, nennt es ein 600 Jahre nach seiner Schaffung schreibender feinsinniger griechischer Schriftsteller; derselbe spricht es aus, dass wer dies Bildwerk gesehen habe, nicht mehr im Stande sei, sich den höchsten Gott jemals in anderer Gestalt vorzustellen; ein Epigramm formuliert diese Wirkung in pointierter Weise so, dass es sagt, entweder kam Gott aus dem Himmel auf die Erde, um Dir, o Phidias, sein Bild zu zeigen, oder aber Du hast den Olymp selber erklimmen, um den Gott zu schauen. Frommer Glaube zeigte im Fussboden des Tempels vor der Statue eine Stelle, in welche der Blitz niedergefahren sei, um das Wohlgefallen des himmlischen Herrschers an dem Werk des grossen Künstlers zu bezeugen. Über kein anderes Werk der alten Kunst besitzen wir so viele Lobpreisungen, oder Äusserungen, die in ähnlicher Weise seinen allgemeingiltigen Charakter betonen.

Tiefe Furchen zieht die grosse Schöpfung auch in der späteren künstlerischen Überlieferung des Altertums. In gleicher Weise thronen zahllose Kultusstatuen des höchsten Gottes, die sich fortan in den Tempeln der immer weiter werdenden griechischen, asiatischen, römischen Welt erhoben; Attribute und Haltung sind meist die gleichen und der Charakter der Gottheit wird nur leicht abgewandelt, entsprechend der veränderten Auffassung vom antiken Gottvater, die in dieser oder jener späteren Zeit obwaltete. Aber von all diesen späteren Bildungen, die uns zahlreich teils im Marmororiginal, teils in Relief oder Malerei oder auf langen Reihen von Silbermünzen entgegneten, ist keine, von der nicht auch uns noch greifbare Linien zur grossen Schöpfung des Phidias hinaufführten und bei ihr endeten. Die christliche Kirche verzichtete lieber auf Darstellungen des Gott Vater, als dass sie sich der Gefahr ansetzte, dem Jehova die Züge des heidnischen Juppiter geliehen zu sehen. Als sogar Jesus Christus, den das Mittelalter meistens an Stelle des Vaters rückte, nämlich als das uranfängliche Wort, einmal in Gestalt des Juppiter gemalt wurde, verdorrt, so erzählt die byzantinische Legende, dem Künstler beide Hände ob solcher Missethat; erst die Fürbitte des Erzbischofs Gennadios von Konstantinopel gab ihm die Gesundheit zurück.

So gewaltig, so nachhaltig war die Wirkung des 1000 Jahre früher geschaffenen Meisterwerks des Phidias: er hatte in seinem Zeus den höchsten Fürsten Himmels und der Erde, den Allgewaltigen und gleichzeitig Allgütigen mit so überzeugender Tiefe und Wahrheit dargestellt, dass keine Veränderung religiöser, ästhetischer, kultureller Anschauungen im Stande war, eine andere Vorstellung als richtiger zu erweisen. Die um Hilfe und Gnade flehenden, die ihren Dank aussprechenden Menschen langer Generationen bis tief in die christliche Zeit hinein, ja bis zu manchen Gottvaterschöpfungen der Renaissance erkannten in diesem Bilde und seinen Abwandlungen wieder, was ihr Herz im Innersten bewegte: fürwahr ein wunderthätiges Gebilde, noch lebendig wirksam, auch nachdem es selbst lange untergegangen war!

Unter ging es im fünften Jahrhundert, als das Christentum schon ziemlich lange herrschende Religion war. Die hohe Achtung vor dem weltberühmten Kunstwerk, einem der sog. sieben Weltwunder, hatte es bis dahin gerettet. Ein Brand vernichtete Tempel und Statue zur Regierungszeit des oströmischen Kaisers Theodosios II. Die gänzliche Zerstörung erklärt sich durch die Beschaffenheit des Werkes: sein Inneres bestand aus einem Holzgerüst, um das wahrscheinlich ein Holzmantel

gelegt war; dieser Holzmantel diente als Unterlage für die Elfenbeinplatten, welche die nackten Teile der Statue darstellten, während die Bekleidung durch reich emaillierte Goldplattierung gebildet wurde. Diese sonderbare und schwierige, aber nach einstimmigem Zeugnis der Alten äusserst wirkungsvolle Technik ist nicht auf griechischem Boden erwachsen. Sie weist nach Ländern, welche kein edles Steinmaterial für Ausführung grosser oder überlebensgrosser Bildwerke besaßen. Die Erzählungen, welche genau um die Zeit, wo die grossen Elfenbeinbildwerke des Phidias und Polyklet entstanden, Herodot heimbrachte von Babylon, wo er von goldenen Kolossalstatuen in den dortigen Tempeln zu berichten weiss, lenken unsere Blicke dorthin. Und so ist denn auch neuerdings durch allerlei Kleinkunstwerke erwiesen, dass in Chaldaea und Babylonien eine ähnliche, auf dem Inkrustationsprinzip beruhende Kunstfertigkeit schon Jahrtausende lang in Übung war, ehe sie, wohl um die Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert, in die griechische Welt verpflanzt wurde.

Was wir sonst über die Statue wissen, beruht auf Beschreibungen, auf Schilderungen des Eindrucks, den sie auf empfängliche Gemüter machte, und schliesslich auf dem Wiederhall, den sie in der späteren Kunst gefunden hat, namentlich aber auf Nachbildungen, welche die Einwohner der Landschaft Elis in der Zeit des Kaisers Hadrian auf einige ihrer Kupfermünzen prägten. Schliesslich hat uns die Wiederaufdeckung des Tempels durch die deutsche Olympiaexpedition wichtige Anhaltspunkte gegeben, um Grösse und Aufstellungsart der Statue zu bestimmen.

Zunächst über dies Letzte einige Worte. Der Zentempel innerhalb des heiligen Hains von Olympia, des geweihten Festplatzes, wurde vor der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. errichtet und war um 456 im Wesentlichen fertig. Das Tempelinnere war durch eine Säulenstellung in ein breiteres Mittelschiff und schmalere Seitenschiffe zerlegt. Diese innere Säulenstellung trug noch eine zweite, wodurch ein emporenartiger Umgang über den Seitenschiffen mit Vereinigung der Emporen am Schluss des Mittelschiffs ermöglicht war. Ueber dem ganzen Innern war eine flache Holzdecke gespannt. Licht trat ein durch die grosse, weite und hohe Thüröffnung im Osten; ob noch in der westlichen Abschlusswand der Cella oder im oberen Teil der Seitenmauern für jedenfalls bescheidene anderweitige Lichtzufuhr gesorgt war, wissen wir nicht; doch macht die Verteilung des bildnerischen Schmucks an der Statue das wahrscheinlich. Das Mittelschiff war in seiner ganzen Breite von der thronenden Statue eingenommen; ein volles Drittel seiner Länge, das letzte, war der Statue

vorbehalten. Den Platz ihrer Basis vermögen wir noch genau zu erkennen. Wie der grosse Tempel mit Ausnahme seines marmornen Skulpturenschmucks aus bescheidenem einheimischen Kalkstein erbaut war, dessen Unscheinbarkeit und Ungleichmässigkeit durch einen Stucküberzug verdeckt werden musste, so war ursprünglich auch im Innern der Fussboden mit jenen rauhen gelblich-weissen Platten belegt. Der Bau stand schon einige Zeit, als eine Änderung der Ausstattung beliebt wurde: das mittlere Drittel des Mittelschiffs, also der Raum unmittelbar vor der Statue, wurde vom übrigen Tempel durch ein Metallgitter abgeschlossen und mit schwarzen Steinplatten belegt, die man aus Eleusis im fernen Attika gewiss mühsam herbeischaffte; aus demselben schwarzen Stein bestand das Fussgestell der Statue. Der ringsum aufsteigende Rand dieses schwarzen Quadrats wurde durch weissen Marmor hergestellt, den man ebenfalls aus Attika, vom Pentelikon, holte. Da diese Änderungen nach Massgabe des Befundes an Ort und Stelle nachträglich gemacht wurden, da der gleiche schwarze Stein für das Fussgestell der Statue Verwendung fand, liegt die Vermutung nahe, dass diese Änderungen mit der Aufstellung der Statue zusammen hingen, dass der athenische Bildhauer seine ästhetischen Gründe hatte, die ihn zu dieser Forderung bewogen. Ist dem so, so dürfen wir weiter folgern, dass zwischen Fertigstellung des Tempels und Errichtung der Statue einige Zeit verflossen war, und dass die Statue des Phidias an die Stelle eines andern bescheideneren Kultbildes getreten ist, welches schon aufgestellt war oder aufgestellt werden sollte. Ganz ausserordentliche Verhältnisse müssen eingetreten sein, um die Eleer zu bestimmen, für das Kultusbild den grossen Athener zu gewinnen, während am ganzen Tempel nur aus dem Peloponnes oder von den ägäischen Inseln stammende Künstler bis dahin beschäftigt waren, Athens Mitwirkung geradezu ausgeschlossen erschien: verkündete doch seit Vollendung des Tempels ein an dem Giebelfirst angebrachter goldener Schild triumphierend die Niederlage der Athener bei Tanagra, den Sieg der Böoter und vereinigten Peloponnesier. Und auch für Phidias müssen ausserordentliche Dinge bestimmend geworden sein, seine glänzende, vielbewunderte Thätigkeit in Athen anzugeben, um die Arbeit im stillen Olympia zu übernehmen, wo jahrelange Thätigkeit seine Anwesenheit forderte, wo ihm eine besonders grosse Werkstatt geboten werden musste, die noch späten Geschlechtern gezeigt wurde. Wir glauben unterrichtet zu sein über die Vorgänge, welche den Eleern das ganz unerwartete Geschenk in den Schooss warfen, einen Mann wie Phidias für ihren Zeus zu gewinnen. Im Jahre 438

wurde im Parthenon zu Athen das grosse Goldelfenbeinbild der Stadtgöttin Athens, der Bundesgöttin des attischen Reiches, enthüllt. Der ganze Prachtbau war errichtet mit Rücksicht auf diese Statue, welche bestimmt war, des attischen Reiches Macht und Herrlichkeit Athenern und Bundesgenossen in stolzem Bilde vor Augen zu halten. Das schönste bis dahin auf Erden gebaute Gotteshaus sollte das schönste bis dahin geschaffene Bild umschliessen. Schon bald nach den Perserkriegen war der Bau des neuen grossen Burgtempels in Angriff genommen. Ereignisse innerer oder äusserer Politik, vielleicht beides, brachten dem Bau langen Stillstand. Als man ihn wieder aufnehmen wollte — es war um dieselbe Zeit, als der Tempel in Olympia gerade fertig gestellt wurde —, war inzwischen Phidias erstanden: er hatte sich bereit erklärt, ein Götterbild so majestätisch, huldvoll und schön zugleich zu schaffen, wie bis dahin die Welt noch keins besass, aber er knüpfte an seine Zusage für den Architekten sehr erschwerende Bedingungen. Fast alles, was vom Tempel schon über der Erde stand, wurde abgetragen und nach ganz neuen breiten, lichten Verhältnissen musste die Tempelcella errichtet werden. Das Kolossalbild der Göttin sollte nicht hineingezwängt erscheinen in den Bau, sondern frei und würdevoll in ihm sich erheben: genau ein Drittel der 100' langen Cella wurde für das Götterbild reserviert, ein Drittel davor blieb, eingehegt durch ein Gitter, vor dem Bilde frei, um es für die optische Wirkung zu isolieren, nur das letzte Drittel blieb für die Andächtigen zur Benutzung offen, ausserdem die Seitenschiffe und die über denselben sich herumziehenden Emporen. Man sieht, die Übereinstimmung mit der in Olympia wiedergefundenen Einrichtung des Tempelinnern ist vollkommen; der Unterschied ist nur der, dass im Parthenon Alles von vornherein so vorgesehen war, im olympischen Tempel erst nachträglich eingerichtet werden musste, und zwar mit athenischem Material; dass im Parthenon das Grössenverhältnis der Statue zum Tempel ein völlig harmonisches war, während in Olympia das grosse Tempelbild das enge Mittelschiff überknapp ausfüllte, und der Gott für das Tempelinnere trotz aller Anpassungsversuche zu gross erschien: erhöbe er sich von seinem Thron, so würde er das ganze Tempeldach abheben, meint ein antiker Beschauer. Der Schluss liegt auf der Hand: durch die Parthenos in ihrem Tempel auf der Akropolis war eine schwierige künstlerische Aufgabe in glänzender Weise gelöst worden; die Bewunderung für Werk und Künstler war allgemein. Man sah fortan in ihm den einzig begnadeten Götterbildner, Olympia wünschte nicht zurückzustehen hinter der Akropolis Athens, und als besondere Verhältnisse den

Gedanken möglich erscheinen liessen, Phidias für Ausführung des olympischen Zeus zu gewinnen, da konnte man zwar nicht den längst stehenden olympischen Tempel wieder einreissen, aber man erklärte sich dem Künstler gegenüber zu jeder Änderung, zu jeder Konzession bereit, welche dem Zeus eine annähernd ähnliche Wirkung in Aussicht stellen konnte, wie sie die vielbewunderte Parthenos ausübte; ja man führte nicht nur diese z. T. gewiss recht schwierigen Änderungen des Tempelinnern durch, sondern man zog angesehener noch Nutzen aus in Athen gemachten optischen Erfahrungen und brachte durch die schwarze Pflasterung des Raums vor der Statue eine Verbesserung an, die in Athen fehlte. Und dass die Eleer so glücklich waren, einen Phidias zu erhalten, das erklärt sich durch ein Ereignis in des Phidias Leben, das wohl geeignet war, ihm Aufenthalt und Thätigkeit in Athen zu verleiden. Er wurde, wahrscheinlich doch bald nach Vollendung der Statue der Parthenos, unter Anklage gestellt. Angeber behaupteten, er habe von dem für die Statue benötigten Elfenbein und Gold gewisse Mengen unterschlagen. Er wurde verurteilt, ob mit Recht oder Unrecht, vermögen wir nicht mehr zu entscheiden. Sein grosser Freund und Gönner Perikles vermochte ihm nicht zu helfen, musste vielmehr diesen Prozess als gegen sich selbst gerichtet empfinden. Phidias ging dann nach Elis, so wird uns überliefert, und schuf dort den Zeus in Olympia. Er starb dann in Elis im Jahre 432 oder 431. Dass Phidias etwa in einer früheren Epoche seines Lebens den Zeus gearbeitet habe, wie man vielfach angenommen hat, ist nicht mehr glaubhaft, nach Allem, was wir jetzt wissen über den Gang der Bauhätigkeit in Athen, insbesondere auf der Burg, mit der sein Name und seine Thätigkeit so eng verbunden ist, dass eine jahrelange Abwesenheit in Elis nirgends mehr einzuschalten ist. Phidias war schon bei Schaffung der Parthenos ein bejahrter Mann mit kahlem Haupte: so hat er sich selbst dargestellt auf dem Relief des Amazonenkampfes, das die Aussenseite des grossen Schildes der Gottheit schmückte, so zeigen ihn uns noch erhaltene Nachbildungen jenes Schildes. Die letzten Jahre also seines langen, arbeitsreichen, schon vor der Zeit der grossen Freiheitskämpfe mit den Persern begonnenen Künstlerlebens, die Jahre, in denen Phidias zurückschaute auf viel Hohes und Ernstes, viel Wirres und Herbes, das er erlebt hatte, sie waren dem reifsten und am meisten abgeklärten Gottesbilde geweiht: vergegenwärtigen wir uns jenes edelste Bild Mensch gewordener Göttlichkeit, machen wir uns namentlich die Züge klar, die Phidias dem überlieferten Zeusbilde neu hinzugethan hat, so mögen wir uns schwer entschliessen, in diesem Werk die Arbeit eines

mit Recht verurteilten Verbrechers, eines gemeinen Diebes an göttlichem Eigentum, zu erkennen. Hätten ihn die Eleer für einen solchen gehalten, so hätten sie ihn schwerlich zu einer Aufgabe berufen, die abermals eine grosse Vertrauensprobe darstellen musste auf seine Ehrlichkeit gegenüber all den edlen Materialien, die ihm anvertraut werden mussten, und schwerlich hätten sie nach Vollendung des Werks ihrem Dank in der eigenartigen Weise Ausdruck gegeben, dass den Nachkommen des Phidias das Ehrenamt zugesprochen wurde, die technische Aufsicht über die Statue zu führen, ihre jährliche Reinigung und Neuinstandsetzung vorzunehmen, eine heilige Handlung, durch feierliches Opfer eingeleitet, die wir noch 600 Jahre später, zu Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr., als Privileg der Familie des Phidias bezeugt finden.

Wie sah nun der Zeus des Phidias aus? Er sass auf einem Thron, die Füsse, den linken etwas vor, den rechten etwas zurückgesetzt, auf einem Schemel; Thron und Schemel ruhten auf einem Fussgestell aus schwarzem Stein. Die rechte Hand des Gottes war vorgestreckt und trug ein Bild der Siegesgöttin, ebenfalls aus Gold und Elfenbein; sie war gekrönt und trug in beiden Händen die Siegerbinde, ein Abbild derjenigen, welche dem Sieger in einem der grossen nationalen Wettspiele winkte, wenn er, um den Siegerpreis zu empfangen, in dem Tempel vor den Gott hintreten durfte und seiner Dankbarkeit für den ihm vom Gott verliehenen Sieg Ausdruck geben. Denn der Gott gibt den Sieg, wem er will, im Ernst des männermordenden Kampfes wie im Spiel der Rennbahn; darum hat sich Nike, die beflügelte Göttin des Sieges, auf seine Rechte niedergelassen, und kehrt, wohin der Flug sie auch trägt, immer wieder zu ihm zurück. Die linke Hand des Gottes umfasste das Scepter, einen langen, auf den Boden aufgestützten Stab, reich mit metallischer Ornamentik umspannen und gekrönt durch den königlichen Vogel des Zeus, den Adler, beides, Scepter wie Adler, bis heute gebräuchlich gebliebene Sinnbilder der Königswürde.

Ruhig und majestätisch, mit senkrecht aufgerichtetem Oberkörper, thronte der Gott; nichts von jener Aufregung, jenem Streben nach äusserer Kraftentwicklung, das in späteren Zeusbildungen sich oft verrät, war hier bemerkbar. Während spätere Bildwerke den Oberkörper meist nackt zeigen, um das gewaltige, alles irdische übersteigende Mass der Formen, die Kraft der Muskeln zu zeigen, verhüllt Phidias den Oberleib und die Arme bis etwas oberhalb der Ellbogen mit einem Untergewand, einem sog. ionischen Chiton, über das ein um den Hals geknüpfter Mantel, der den Rücken herabfiel, so gebreitet war, dass er an den Hüften vor-

genommen, sich über Schoss und Beine legte, jedoch so kräftig angezogen, dass die Körperformen nicht versteckt, sondern in völlig klarer Modellierung herausgehoben wurden; ein reiches Spiel tiefer Falten legte sich zwischen die Schenkel sowie zwischen Thron und Unterschenkel: soweit die kleinen aber sorgfältigen Wiederholungen auf den Hadrianischen Münzen von Elis zu sehen erlauben, haben Körper und Gewand im gleichen Verhältnis gestanden, wie auf den Statuen aus den Giebeln des Parthenon; für Anlage und Einzelbehandlung der Fältelung scheinen ebenfalls jene herrlichen Gestalten die nächsten Vergleichspunkte zu bieten. Die Goldflächen der Gewandung waren auf das reichste belebt durch in farbigem Email eingelegte Dekoration — laufende Tiere und Palmettenstreifen werden uns besonders genannt — erhaltene Marmorwerke und zahlreiche Nachbildungen solcher Stoffe auf bemalten Vasen geben uns eine lebhafte Vorstellung von derartigen kostbaren Gewändern, in welche die reichsten Musterungen eingewebt waren: im Südwesten Kleinasiens, namentlich in der reichen Handels- und Fabrikstadt Milet war ihre Herstellung zu Hause. In denselben Gegenden war die Kunst, das Elfenbein zu färben, ihm einen warmen Ton zu geben, ebenfalls früh geübt worden: in Ägypten und Phönizien konnte man das schon länger. Auch Phidias hat selbstverständlich die blendende harte Weisse des Elfenbeins gemildert, und auf diese Weise jeden harten Kontrast vermieden, in den sonst Füße und Arme zu den bekleideten Körperteilen getreten wären. — Das Haupt war nur ganz unmerklich geneigt, sicherlich nicht mehr als nötig war, um die Augen des durch die grosse Tempelthür Eintretenden mit seinem Gottesblick zu treffen. Eine wunderbare Milde und Sanftmut muss den Zügen eigen gewesen sein: das sagen uns einstimmig die Berichte der Alten, das bestätigen diejenigen elischen Münzen, welche den Kopf allein zur Darstellung bringen. Die weit aber ruhig geöffneten Augen blickten fest und still gerade aus; sie lagen beschattet unter der rund und ebenfalls völlig ruhig sich vorwölbenden Stirn. Diese geht, mit ganz unmerklicher Einsenkung am Nasenbeinansatz so in die Nase über, dass die Linie fast eine grade zu nennen ist. Die Lippen liegen leicht und lose aufeinander, weder gepresst, noch zum Sprechen geöffnet. Weich wird der Mund umrahmt durch den Schnurrbart, der an beiden Seiten herabfließt auf den majestätisch niederwallenden Wangen- und Kinnbart: auch hier nur ruhige weiche Fülle, nirgends der Versuch, durch Aufbäumung, Individualisierung der Locken, Mittelteilung des Bartes irgend energische Effekte zu erzielen! Und wie der Bart, so das Haupthaar selbst. Die bisherigen

Götterbildungen offenbarten sich auch darin als Kinder ihrer und nur ihrer Zeit, dass sie dem jedesmaligen Zeitkostüm in ihrer Haarbildung Rechnung zu tragen suchten. Phidias verallgemeinert und streift das zeitlich und persönlich Gebundene ab, um an dessen Stelle eine edle, aber für alle Zeiten wahre Natur zu setzen. Gleichmässig verteilen sich die vom Wirbel ausgehenden Haarmassen nach allen Seiten; während sie aber über der Stirn in zusammengenommenen, aber nicht etwa gebundenen oder geflochtenen Wellen wieder rückwärts geführt sind und nur vor den Ohren unterhalb den Schläfen ein paar freie aber durchaus natürliche Löckchen herabsenden, fliessen sie vom Hinterhaupt in weicher, ungeteilter und völlig offner Masse auf die Schultern nieder, auf denen sich ihre Spitzen zu Löckchen brechen wie die plätschernden Wellen am Uferand. Somit trat im ganzen obern Teil des göttlichen Hauptes die gewaltige Schädelform klar und völlig rein hervor, und wurde abgegrenzt durch einen nur ganz leicht einschneidenden Kranz von wildem Oelzweig; im wirkungsvollen Gegensatz zu diesem unbewegten Teil des Hauptes wurde die Empfindung der Beweglichkeit im Beschauer erweckt, wenn er zu beiden Seite des Halses die gewaltigen Lockenmassen in natürlicher Fülle und Weichheit herabwallen sah:

Sprach's der Kronide und winkte Gewähr mit den dunkelen Brauen.
 Und die umkränzten Locken des Herrschers walleten vorwärts
 Von dem unsterblichen Haupt. Es erbebt' der gewalt'ge Olympos.

Diese titanenhafte Vorstellung, dass der Olymp erbebt, wenn Zeus nur leise mit dem Haupte Gewährung winkt, sie trat dem an homerischen Bildern grossgezogenen Hellenen vor die Seele, wenn er sich der Majestät der Phidiasschöpfung gegenüber sah. Gerade je unmerklicher die Vorneigung des Hauptes, je weniger augenfällig das Vorwallen der Locken, um so grossartiger ist das homerische Bild, um so bezeichnender für den Eindruck der Statue musste es dem Beschauer erscheinen. Spätere Bildhauer, welchen die Meinung vertraut war, dem Phidias hätten jene homerischen Verse vorgeschwebt, als er das Haupt seines Zeus bildete, waren nicht mehr so feinfühlig, einzusehen, dass gerade durch die Zurückhaltung in der Bewegung die innere Wahrheit jener Verse begründet, durch sie in ihrer Wirkung bestärkt wird; ihrer Ansicht nach hätte Phidias den Homertext besser illustrieren müssen, sie versuchten das dann auf ihre Weise und gelangten so zu Übertreibungen, die sie von ihrem eigenen Vorbild bedenklich entfernten: eine solche Übertreibung oder rohe Verdeutlichung der klassischen Verse zeigt z. B. der bekannte schöne Kopf von Otricoli im vatikanischen Museum.

Je einfacher das Bild des Gottes selbst, um so reicher seine unmittelbare Umgebung, zweifellos ein vom Künstler gewollter und ungemein wirkungsvoller Gegensatz. Der Gott selbst sollte nichts vom unnahbaren Übermenschen an sich haben, er sollte in der Seele des andächtigen Beschauers Zutrauen, ja Liebe erwecken, wie sie ein Kind dem Vater gegenüber empfinden mag, ohne Furcht und Schrecken sollte der Mensch dem allgütigen Gottvater nahen und durch den Anblick der mit Majestät gepaarten Sanftmut und Milde sich emporheben lassen zu herzlichem Vertrauen in ihn. Der Thron dagegen zeigte die ganze Pracht, wie sie dem Herrscher des Olymp an seiner vornehmsten Kultusstätte zustand, ein Thron, wie ihn selbst der Perserkönig, der grösste weltliche Fürst jener Zeit, nicht schöner haben konnte. Ebenholz und Elfenbein, Gold und Edelmetalle, dazu eine Fülle plastischen Schmuckes, war über ihn verteilt, Armlehnen, Rücklehne, Schwingen, die Füße des Thrones, sogar der Raum unter den Armlehnen, der Schemel, alles war auf's Reichste geschmückt mit sinnvollen statuenreichen Gruppen und Reliefdarstellungen; reich bemalte Schranken verbanden unten die Füße des Thrones, in goldenem Relief hoben vom schwarzen Sockel sich Bilder ab, die die Geburt der Aphrodite aus dem Meere im Beisein der olympischen und elementaren Götter zu reizvollster Darstellung brachten.

Von der optischen Wirkung des ganzen gewaltigen Werkes -- der Gott hatte 7—8fache Lebensgrösse — ist es nicht ganz leicht, uns eine klare Vorstellung zu machen. Doch kann der Phantasie immerhin zu Hilfe kommen der Eindruck, den heute der Beschauer einer gewöhnlichen Kirche des griechisch-katholischen Ritus erhält. Tritt man aus dem hellen Licht des Südens durch die Hauptthür in eine derartige Kirche ein, so sieht man sich zunächst von starkem Dunkel umfassen. Je mehr das Auge sich an das gedämpfte Licht gewöhnt, das nur durch meist sehr kleine Fenster und die geöffnete Thür eindringt, um so intensiver wirkt auf die Phantasie die sog. schöne Wand, die dem Eintretenden gerade gegenüber das Allerheiligste, Altarplatz und Chornische, vom Schiff der Kirche abtrennt. Ihren Namen hat sie von ihrem typischen Schmuck, Heiligenbildern auf Goldgrund. Da die Hauptlichtquelle in ziemlicher Entfernung und gerade vor der Wand liegt, verschwinden die Lokalfarben, und dunkel, ernst heben sich die in den strengen, fast architektonisch gebundenen Formen der byzantinischen Tradition ausgeführten Heiligen ab von der das Licht intensiv zurückwerfenden Goldwand. Sind nun auch noch Teile der Chorwölbung, etwa die Apsis, mit ähnlich ausgeführten Gestalten bedeckt, so ist der Eindruck gewiss ein ähnlicher,

wie ihn die im Hintergrunde der Tempel in einsamer Grösse sich erhebenden Götterbilder, ähnlich reich an metallischen Reflexen, müssen hervorgerufen haben: nur wirkte das Elfenbein selbstverständlich gegenüber den dunkel-wachsfarbenen Fleischtönen der düsteren Byzantiner heiterer, lichter, fröhlicher, entsprechend dem Unterschied zwischen byzantinischen Heiligen und hellenischen olympischen Göttern, zwischen griechisch-katholischer in den Fesseln des starrsten Dogma eingespannter Orthodoxie und sonniger altgriechischer Frömmigkeit.

Hören wir, was uns empfängliche antike Beschauer über die Wirkung des Phidiassischen Zeus zu sagen haben! Einige charakteristische Äusserungen habe ich bereits vorher erwähnt. Ein wahrhaft beseligendes Bild wird er genannt; Zeus sei als erhabenster Friedensfürst dargestellt, gewissermassen der Wächter über ein von keinen Stürmen zerrissenes einheitlich empfindendes Griechenland. Er erscheine ehrwürdig, frei von jedem irdischen Kummer oder Erregung, als der Geber von allen Gaben, als gemeinsamer Vater, Heiland und Wächter der Menschheit. Als unglücklich sei zu beklagen, sagt ein lebenswürdiger Philosoph etwa 120 Jahre n. Chr., wer sterben müsse, ohne den Zeus des Phidias geschaut zu haben: daher macht Euch auf die Reise nach Olympia, damit Ihr ihn seht, mahnt er seine Hörer und Leser. Und dass er dies Unglück in tieferem Sinne gemeint hat, sagen Worte wie die des Quintilianus, der ein Menschenalter früher die Bemerkung machte, die Schönheit des olympischen Zeus scheinere der überkommenen Religion ein neues Element hinzugefügt zu haben; in so hohem Grade habe die Würde des Werkes die Höhe des Gottes selbst erreicht. Und 2 $\frac{1}{2}$ Jahrhunderte früher trat der römische Sieger L. Aemilius Paullus vor den Zeus mit der Empfindung, dem Gotte selbst gegenüber zu stehen: nur Phidias, meinte der Römer, habe die Grösse des homerischen Zeus voll zum Ausdruck gebracht. Nur noch einer, wie ich meine besonders für die Art der Wirkung des Bildes bezeichnenden Äusserung des Dio Chrysostomos sei hier gedacht. Der feinsinnige Redner schreibt: „Und sollte ein Mensch ganz mühselig und beladen sein, viel Unglück und Kummer im Leben durchgemacht haben, keines ruhigen, süssen Schlafes mehr froh werden können — und ein solcher Mensch würde vor des Phidias Götterbild treten — gewiss, er würde vor diesem Bilde Alles vergessen, was im menschlichen Leben Hartes und Schweres auf ihm lastet: wie ein Trank aus dem Lethequell, der alles Leid vergessen mache, so würde dies Bild auf einen derartig vom Leben hart angefassten Menschen wirken.“

Muten uns solche Töne nicht beinahe christlich an? Wer sie anschlägt, ist freilich ein Philosoph des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Im fünften Jahrhundert vor Chr. dürfte die Ausdrucksform für solche Stimmung etwas anders gelautet haben: dass aber auch den empfänglichsten Gemütern jener Zeit angesichts der Statue nicht ähnlich um's Herz geworden sei, wer möchte wagen, das von vornherein in Abrede zu stellen?

Es ging ein eigenartiger Zug zum Monotheismus durch das fünfte Jahrhundert v. Chr. Im sechsten Jahrhundert vollzog sich die Wandlung, besonders durch den Einfluss Delphi's, dass Gott nicht bloss Macht, sondern Sittlichkeit sei, dass die Handlungen der Menschen nicht nur selbst nach sittlichen Grundsätzen sich regeln müssen, sondern dass die Befolgung solch sittlicher Grundsätze unter göttlicher Aufsicht stehe, dass die Götter selbst in ihrem Handeln und Denken durch sittliche Normen gebunden seien. Stellten die Götter nicht mehr nur verschiedenartige Mächte dar, die unter einander auch gelegentlich einmal in Konflikt geraten konnten, sondern war es ein sittliches Ideal, das auch sie regierte und nach dem sie die Menschheit regierten, so lag die weitere Folgerung sehr nahe, dies höchste sittliche Ideal auch verkörpert zu sehen in der von Alters her mächtigsten Göttergestalt, eben dem Götterherrscher selbst, dem Zeus. Ein grosser Schritt monotheistischer Auffassung entgegen war damit gethan, ein Schritt zur Allgemeingiltigkeit des Zeus bei allen griechischen Stämmen in höherem Sinne, als sie bisher üblich und geglaubt war.

Grosse starkbewegte Zeiten politischer Erregung und nationaler Erhebung lagen damals hinter den Hellenen. Der Herrschaft einer wenn auch mitunter gewiss recht heilsamen Einzelmacht war fast überall in griechischen Landen gegen Ausgang des sechsten Jahrhunderts ein Ende gemacht; an Stelle der Gewalt und Willkür waren Gleichberechtigung aller Bürger und neue Ordnungen auf sittlicher Grundlage errichtet. Nicht mehr ging Macht vor Recht. In grossartiger jedem zu Herzen gehender Weise hatten das die Götter erwiesen, dieselben Götter, welche nach damaliger griechischer Auffassung auch über die Perser herrschten, als sie in geradezu wunderbarer Weise die Freiheit und Kultur des kleinen Griechenvolkes in ihren Schutz genommen hatten gegen die schier unerschöpflich erscheinenden Kräfte des damals grössten Reichs der Welt. Schon lag die Axt an der Wurzel der nationalen Existenz der Hellenen, schon waren die Tempel auf Athens Akropolis in rauchende Trümmer gesunken, da erschütterten unerhört glückliche Schlachten die Angriffskraft der Gegner, da brach in Babylon ein für die ganze Existenz

der persischen Dynastie so gefährlicher Aufstand aus, dass Xerxes eiligst Heer und Flotte verlassen und ins ferne Innerasien heimkehren musste. Nicht nur ungläubig, sondern blind musste sein, wer hier nicht göttliche Fügung erkennen wollte, sich nicht beugen vor der Majestät göttlicher Weltregierung! Ein Gottesgericht schien hereingebrochen über die übermütigen und auf ihre ungemessenen Mittel an Gold und Menschenmaterial stolzen Asiaten: sichtlich hatte Zeus seine Hand über ganz Griechenland gehalten!

Das war die Stimmung nach den Perserkriegen, der zahlreiche neue Tempel, neue Götterbilder und religiöse Dankeshandlungen aller Art ihren Ursprung verdankten. Ihren stärksten litterarischen Ausdruck fand diese Stimmung bei Aischylos, dem ältesten der drei grossen tragischen Dichter Athens im fünften Jahrhundert. Nicht nur sein herrliches dramatisches Siegeslied, die Perser, sondern alle seine Dichtungen heben sich ab von einem ernsten tiefreligiösen Hintergrund, der die ganze Anschauung des Dichters innig beherrscht. Nichts erscheint ihm gross, umfassend genug, um die Allgegenwart und Allgewalt des himmlischen Vaters auszudrücken. Im Bruchstück einer verlorenen Dichtung heisst es: „Zeus ist der Aether, Zeus ist Erde, der Himmel ist Zeus, Zeus ist das All, und was noch höher, als dies All“.

Im Agamemnon singt der Chor der greisen Ratsherren von Argos:

Zeus, Zeus
 Mit diesem Namen ruf' ich ihn,
 Mit jedem, den er hören mag.
 Und ob ich Alles wäge,
 Zu leicht befind' ich Alles.
 Von Sorgen und von Sinnen
 Und Zweifeln löst das Herze
 Mir Zeus allein.
 Hin, hin,
 Vergessen ist, der einst geherrscht,
 Der Urwelt ungeheurer Gott.
 Titanenlist bezwang ihn.
 Auch sie fand ihren Meister.
 Doch aller Weisheit Ende
 Ist andachtsvoll zu preisen
 Des Zeus' Triumph.
 Er wies den Weg zur Weisheit,
 Uns zwingt die ew'ge Satzung,
 Durch Leiden lernen,
 Auf unser müdes Herze
 Senkt quälend sich und ängstend

Statt Schlummers Reue.
 Auch wider Willen kommt der Mensch zur Einsicht:
 Gott lenkt das Weltenregiment gewaltsam,
 Doch Gott ist gütig.

An andern Stellen wird die Gerechtigkeit Gottes gepriesen, welche nach sittlichen Grundsätzen die Welt regiert, z. B. in einem Chorlied, das die über Troia hereingebrochene göttliche Strafe besingt:

Zens Gericht haben sie erfahren.
 Seine Hand schlug sie. Wer verkennt es?
 Er gebot, Ihr Geschick folgte dem Gebote.
 Mancher glaubt, um die Menschen kümmer'sich die Gottheit nicht,
 Wenn sie frech brechen die verbotne Frucht.
 Sündig ist solcher Glaube.

In Phidias' Jugendzeit brauste der schreckenbringende Persersturm hinein; er sah die Tempel der Götter auf der Burg Athens in Flammen aufgehen, er erlebte nach schwerem Ringen die Siegesfreude, sah wie die Sache von Recht und Freiheit siegreich emporstieg; seine ersten staatlichen Aufträge galten der Schaffung von Götterbildern in Delphi, Plataeae und auf der Akropolis Athens, welche, aus dem Zehnten der Beute errichtet, den feierlichen Dank für Hilfe in der Not den Göttern ausdrücken sollten. Er hiess geradezu „der Götterbildner“, die hehre Schönheit, die erhabene Majestät seiner Götterstatuen wussten die Alten nicht genug zu preisen: gewiss hat er manchem jener gewaltigen religiösen Schauspiele des Aischylos selbst gelauscht, und in den hohen Dichtworten die Empfindungen ausgesprochen gefunden, die sein für alles Grosse empfängliche Herz bewegten und im Werk seiner Hände künstlerischen Ausdruck fanden. So wie Aischylos mit beschwingtem Worte der vornehmste Prophet der neuen durchgeistigten, sittlich getragenen Gottesauffassung wurde, so wurde es Phidias mit seiner Kunst. Und die Kunst war damals und in der Hand des Phidias ein Werkzeug geworden, das dem feinsten Wege des Verstandes, der zartesten Empfindung des Herzens gerecht zu werden wusste. Ueberwunden war die Zeit des Suchens, des Ringens mit der Form, welche ein Jahrhundert, etwa von 550—450 ausgefüllt hatte. Noch des Phidias' älterer Zeitgenosse Myron, der Donatello unter den Künstlern Athens, zeigte in seinen genial erdachten, reich bewegten Werken, welche Freude es ihm machte, die Lehrzeit hinter sich zu haben und die Natur meistern zu können. Phidias' Kunst verrät nichts mehr vom Schweiß der Arbeit: in höchster Vollendung standen seine Götterbilder, zu olympischer Ruhe abgeklärt

und selige Ruhe verbreitend, vor dem Beschauer: was wir verloren haben, vermögen wir zu ahnen angesichts des erhaltenen Skulpturenschmucks des Parthenon. Völlige Harmonie von Inhalt und Form war erreicht, so etwa wie bei den zwischen 1508—18 entstandenen Werken Raffaels: die Folgezeit brachte mit dem so viel zerrüttenden 30jährigen Krieg Griechenlands andere Zustände, andere Menschen, anderen Glauben, und immer mehr musste die Form ersetzen, was der Inhalt nicht mehr zu geben vermochte. Es war einer jener glücklichen Augenblicke der Weltgeschichte, denen die Zeitgenossen gewiss gern ein sehndes Halt zugerufen hätten, als die Sonne des innern Glücks über einem in jeder Hinsicht frei gewordenen Hellas aufgegangen, die einzige grosse Staatsbildung Griechenlands, das attische Reich unter Athens Aegide erstanden war, geniale Männer die Geschicke des Landes leiteten, grosse Dichter dem höchsten Empfinden des dankbaren Menschen Ausdruck gaben und gleichzeitig die Kunst gerade auf der Höhe angelangt war, wo sie das Empfinden der Nation wie des einzelnen Menschen in der vollkommensten Weise zum Ausdruck bringen konnte, und zwar in allen ihren Zweigen, in Baukunst, Bildhauerei und Malerei. Erst die Kunst dieser Zeit war der Aufgabe gewachsen, den Herrscher der Himmlischen zu wirklich befriedigender greifbarer Darstellung zu bringen. Viele andere Götter hatten längst künstlerische Formen erhalten, als noch kein Bildhauer wagte, Zeus zu bilden. Und als die plastische Kunst damit begann, erst sehr spät, im letzten Jahrhundert vor Phidias, da war es zunächst die Aufzeigung äusserer Kraft und Macht, welche ihren Meissel lenkte: die ältesten, spärlichen, plastischen Darstellungen zeigen uns Zeus nackt, weit ausschreitend, den Blitz gegen die Gegner schwingend, „der Herr in den Höhen des Himmels, der Donnerer droben, Zeus“, wie Hesiodos ihn besingt als den Allgewaltigen. Eine grosse Kluft ist zwischen diesem Zeus und den Menschen, welche in der Dichtung schon des Homer ihn anrufen als „Vater Zeus“ in Verbindung mit Athene und Apollon: auch dieser homerische Zeus heisst zwar gelegentlich „Vater der Menschen und Götter“, aber als selbtherrlicher Gottvater, der Alles nach seinem souveränen Willen zu lenken weiss, steht er da. Vertrauensvoll naht sich das hilfsbedürftige Menschenherz nicht ihm, sondern andern Göttern, Fürsprechern und Helfern. Erst um die Zeit der Perserkriege beginnen in der Grosskunst ruhige Darstellungen des entweder nackt oder mit umgeworfenem Gewand dastehenden Zeus: aber seine Machtmittel, seinen Blitz, lässt er auch da noch nicht aus den Händen. Die erste ruhig thronende Statue des Zeus ist diejenige des Phidias. Erst jetzt bedarf es

nicht mehr des Aufzeigens der übermenschlichen Kraft und übernatürlicher Kampfmittel, um an die Allgewalt des Himmelsgottes zu glauben. An Stelle der blossen Furcht ist kindliche Liebe und dankbares Vertrauen eingezogen in die Herzen der durch ganz Hellas nunmehr einig empfindenden Menschen: an die Stelle eines schreckhaften Jehova erscheint fast ein christlicher Gottvater getreten.

Viele Faktoren mussten zusammenkommen, um diese höchste Vergeistigung der Gottheit, deren die vorchristliche Welt fähig geworden ist, herbeizuführen. Einige gerade für Phidias besonders wichtige habe ich schon genannt. Aber auch lokale Einflüsse mögen mitgewirkt haben, als die Eleer auf den glücklichen Gedanken kamen, gerade um ein Bild des thronenden Zeus den Phidias anzugehen. Olympia, immer mehr, je mehr die griechische Welt ihr Licht über das ganze Mittelmeergebiet, namentlich über Italien und Sicilien ausgebreitet hatte, Mittelpunkt der nationalen Agonistik geworden, begann als Kultusstätte der dem Thal des Alpheios, des grössten peloponnesischen Flusses, benachbarten Landschaften. Der Alpheios kommt aus Arkadien, an Arkadien's Schwelle liegt Olympia's heiliger Hain, vom Kronosberge überragt, auf dessen Gipfel der älteste Kultus seinen Sitz hatte. Je höher man einen Berg hinansteigt, um so näher glaubt man dem Firmament zu gelangen, um so mehr weitet sich der Ausblick über den die ganze sichtbare Erde umfassenden lichten Tageshimmel, in dem man die ursprüngliche Bedeutung des höchsten Himmelsgottes bei allen Völkern unseres Stammes zu erkennen glaubt. Was Wunder, dass gerade auf dem Gipfel der arkadischen Berge, der höchsten des Peloponnes, wo es, der Vorstellung nach keinen Schatten mehr gab, auf Bergen, deren einer z. B. direkt den Namen „Lichtberg“ führte, der höchste Himmelsgott ohne Bild, ohne Tempelhans, lange in Andacht verehrt wurde. Auf solchen Bergeshöhen, die oft in die Wolken hineinragen und dann menschlichem Blick verschlossen sind, wohnten die Götter nach uralter Vorstellung, mochten die Berge nun Ida oder Olympos oder Lykeion oder Kronion heissen; sie thronen dort, und der Platz ihres Thronens wurde mitunter durch in den Fels gehauene Thronessel kenntlich gemacht, Thronessel oder Thronplätze, denen sich die religiöse Verehrung andachtsvoll zuwandte. Und gerade in Arkadien, und zwar in der unmittelbaren Nachbarschaft Olympia's wurde, dem Zeugnis alter arkadischer Münzen zufolge, schon Jahrzehnte vor der Schöpfung des Phidias Zeus thronend verehrt, den Körper völlig in ein Gewand gehüllt, ohne Waffen in Händen, aber den Adler, seinen Boten, vor sich, dessen enge natürliche Beziehung zum Zeus, der

auf den Bergen thront, jetzt klar liegen dürfte: aus dem Peloponnes nach Nordafrika, Kyrene, ausgewanderte Kolonisten nahmen diese Vorstellung sogar dorthin mit, wo uns eine wenigstens 100 Jahre vor Phidias' thronendem Zeusbild gemalte Schale als Innenbild den thronenden, ganz in sein Gewand gehüllten Zeus mit dem Adler, ebenso wie in Arkadien, zeigt.

Also auf heimischen Glauben, auf heimische Ueberlieferung stützten sich die Tempelbehörden von Olympia, als sie dem Phidias den kühnen Auftrag gaben, diese Vorstellung in Form eines grossen Tempelbildes sichtbar und greifbar zu fassen. Kühn war der Auftrag, weil er brach mit der alten Ueberlieferung des Peloponnes, in dessen entlegene Gebirgsfalten die plastisch hellen homerischen Götter so spät eingezogen sind, mit der Ueberlieferung des dort besonders zähen bildlosen Kultus. Schon Jahrhunderte lang hatte am Rand des heiligen Hains der Himmelskönigin, der Hera, ein Tempel gestanden, und in ihm der Göttin ehrwürdiges Bild; dem Weib fühlt sich der hilfbedürftige Mensch früher nah und vertraut und wagt es, sie durch ein Bild in seinen Gesichtskreis herabzuziehen — ich erinnere an die Erscheinungen des Madonnenkultus —, aber dem Zeus erhob sich nur ein Brandaltar, und mit dem Rauch der verbrannten Opfertiere hoben sich die Hände der Anbetenden frei zum hellen Tageshimmel, zum Zeus selbst empor. Der Tempel des Zeus hatte unseres Wissens keine Vorgänger, erst so spät, erst um 460, wurde er dort errichtet, während z. B. Athen schon seit bald einem Jahrhundert einen grossen Tempel des Zeus hatte gründen sehen. Und noch später fasste man den Entschluss, das Bild des Zeus in dem Tempel zur Aufstellung zu bringen. Es war eine grosse That des Phidias, als er die alte in den Gemütern der dortigen Menschen schlummernde Vorstellung, die nie an ein Bild gebunden und daher doppelt gross und mächtig war, zum ersten Mal fixierte; und als er das that, da verstand er es, in ein Bild, zu dessen Füssen die Blüte von ganz Hellas diesseits und jenseits der Meere, ja auch manche Nichtgriechen zu den regelmässig wiederkehrenden grossen nationalen Festfeiern sich vereinigen sollten, eine solche Majestät, eine solche Tiefe, und dabei eine solche Fülle Menschlichkeit und Väterlichkeit zu legen, dass das neue Ideal, kaum geschaffen, sofort allgemeingiltig wurde, und allgemeingiltig blieb, als reinster Ausdruck edelsten Griechentums, das ganze Altertum hindurch.

In Staub gesunken ist dies grösste und berühmteste Gottesbild des Altertums: aber die Empfindungen, die Anschauungen über das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, denen Phidias durch dies Bild zum

ersten Mal Körperlichkeit verlieh, sie senkten sich derartig innig in das Herz Aller, die griechischer Bildung teilhaftig wurden, dass der vom Judentum losgelöste christliche Gottesglaube den Boden bereitet fand, auf dem allein er festwurzeln und gedeihen konnte.

Zur Erläuterung des Vortrages dienten während desselben vorgeführte Projektionsbilder: die Altis, der Tempel, das Rekonstruktionsmaterial für den Zeus, namentlich die in der bedeutend vergrößerten Gestalt sehr monumental wirkenden Darstellungen auf den elischen Münzen, eine Auswahl von plastischen und gemalten Zeus- und Asklepiosbildungen aus den Zeiten vor und nach Phidias, das Vasenbild, welches Kroesos auf dem Scheiterhaufen thronend zeigt im Königskostüm der ionischen Kunst, mit dem gleichen ionischen Chiton, den Phidias dem Himmelskönig verlieh, u. a. m.

Die Entstehung von „Werthers Leiden“.

Von

Walther Arnsperger.

Es ist immer interessant, den Spuren des Genius nachzugehen und die Entstehung eines seiner Werke aufmerksam zu belauschen. Dieses Interesse steigert sich aber noch erheblich, wenn es sich nicht um eine rein der dichterischen Phantasie entstammende Schöpfung handelt, sondern um eine solche, die Erlebnisse des Dichters selbst darstellt oder poetisch umkleidet. Eine solche Verknüpfung von Leben und Dichtung ist bei Wenigen so vielfach zu sehen, wie bei Goethe und keines seiner Werke bietet für dieselbe ein so klassisches Beispiel, wie der Jugendroman: Die Leiden des jungen Werthers.

Das merkwürdige, aber poetisch wie wirklich schöne Seelenbündnis zwischen den zwei so verschiedenartigen Freunden und dem von Beiden geliebten und verehrten Mädchen, welches im ersten Teile des Romans geschildert und dichterisch verklärt wird, ist ein so unmittelbares und naturgetreues Abbild der Erlebnisse des jungen Goethe in Wetzlar, dass kaum ein Wort der Erklärung dazu nötig ist; so dass schon der gealterte Goethe in seiner Selbstbiographie in Verlegenheit kommt, wenn er von seinen verdüsterten Seelenkräften fordern sollte, dass sie jene lieblichen Verhältnisse von neuem vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten. „Glücklicherweise“, fährt er fort, „hatte der Genius schon früher dafür gesorgt und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das nächst Vergangene festzuhalten, zu schildern und kühn genug zur günstigen Stunde öffentlich aufzustellen“.

Einen schönen Beweis der Naturwahrheit und zugleich eine reizvolle Ergänzung jenes Bildes bietet die Briefsammlung, welche Lottens Sohn, der hannöversche Legationsrat Kestner im Jahre 1854 veröffentlicht hat und die neben den jetzt bevorzugten Gesamtausgaben der Goethischen

falls genügt dies, um eine genauere Orientierung über diese merkwürdige Persönlichkeit, über dieses „Urbild des Werther“, wie man ihn gern nennt, zu rechtfertigen¹⁾.

Zwei der grössten unter seinen Zeitgenossen haben dem unglücklichen Jüngling, jeder in seiner Art einer den andern ergänzend, ein schönes Denkmal errichtet, denn zwei Jahre nach dem Erscheinen des Werther hat kein Geringerer als Gotthold Ephraim Lessing, was er noch an Aufsätzen des Verstorbenen in Händen hatte, unter dem Titel von „philosophischen Aufsätzen“ herausgegeben und mit einer bei dem kalten Verstandesmenschen seltenen Wärme eingeleitet. Es war seine ausgesprochene Absicht, durch die Bekanntmachung dieser „Ueberbleibsel seines hellen Verstandes“ das Bild des einstigen Freundes „völlig zu ründen“. Doch hören wir ihn selbst²⁾.

„Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz; sein Lauf schnell. Doch lange leben, ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein, viel leben ist: so waren seiner Jahre nur für uns zu wenig . . . Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoss sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüsste ich nicht, dass ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich, meines Bedünkens, so viel auf alle übrige schliessen lässt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welche kein einziges Talent ausschliesst; nur dass man bei ihm so viele andere

1) Nachdem Herbst a. a. O. das bis dahin bekannte und wissenswerte Material zusammengestellt hatte, wurde dasselbe noch im gleichen Jahre erheblich vermehrt durch einen von Koldewey im braunschweigischen Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde gehaltenen Vortrag, den er in seinen Lebens- und Charakterbildern als Nr. 6 unter dem Titel: Werthers Urbild hat abdrucken lassen. Derselbe ist wichtig, weil er sich auf aktenmässige Vorlagen aus dem wolfenbüttelschen Archiv stützt.

Zu den im „Neuen Reich“ 1874 von Heinemann veröffentlichten elf Briefen J.'s an Eschenburg hat Eugen Wolf neun an den Vater wenigstens ansatzweise bekannt gemacht in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte 1889; ebenso andere „Blätter aus dem Wertherkreise“ (Bruchstücke aus Kestners Tagebuch etc.) in Nord und Süd 1893. Ausserdem hat mich Herr Dr. Löwe zwei im Königl. Staatsarchiv zu Hannover aufgefundenen Schreiben des Abtes über seinen Sohn an den Grafen Wallmoden, hannoverschen Gesandten in Wien, die er im „Euphorion“ veröffentlichen wird, freundlichst einsenden lassen.

2) Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem, herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig 1776.

Daneben die begeisterte, echt künstlerisch nachempfindende und nachgestaltende Lektüre Homers und Pindars, die ihn an seinem Lieblingsbrunnen beim Bilde der Wasser holenden Mädchen die patriarchalischen Zeiten hervorzaubern lässt: „Das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten“.

Kurz alles atmet in so hohem Grade Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit, dass man die Vermutung schon ausgesprochen hat, dass dem Dichter bei der Ausarbeitung des ersten Teils seine eigenen Wetzlarer Briefe etwa an Merk oder an seine Schwester Kornelia vorgelegen haben. Dass diese Korrespondenzen gerade für diese Zeit ganz fehlen — es ist aus Wetzlar neben Billets an Kestner und Lotte nur ein einziger Brief an Herder vorhanden — das hat man dann stets als eine Bestärkung in dieser Annahme angeführt, da sie dem Dichter zurückgegeben und von ihm eben seines Werkes wegen vernichtet worden seien.

Wir begnügen uns hier damit, diese Ansicht kennen zu lernen und ihre Voraussetzung zu konstatieren, vor allem aber die einer solchen Erklärung entgegenkommende Verschiedenheit in der Bearbeitung, in den Personen und in der Grundstimmung des zweiten Teiles hervorzuheben, die denselben innerlich viel schärfer von dem ersten trennen, als es in der äusseren Fassung schon geschehen ist. Wenn in Letzterem noch das Leben überwiegt, so haben wir es dort mit wirklicher Dichtung zu thun. Ihm gilt daher vor allem unsere Betrachtung.

II.

Den äusseren Anstoss zu einer poetischen Beschäftigung mit den Wetzlarer Erlebnissen hat Goethe, wie bekannt, der am 30. Oktober 1772 — sieben Wochen nach seinem Abschied — erfolgte Selbstmord des jungen Gesandtschaftssekretärs Jerusalem gegeben. Schon die von dem Dichter in einem Briefe vom 20. November erbetene, am 29. d. M. erhaltene und am 19. Januar des folgenden Jahres zurückgeschickte Nachricht Kestners über die Katastrophe trägt auf dem Foliobogen des aktenartig behandelten Originals die Überschrift¹⁾: „Stoff zur Erzählung den unglücklichen Tod Jerusalems betreffend“. Dann hat ja Goethe später auch in seiner Selbstbiographie die Entstehung seiner Dichtung ganz eng mit diesem Ereignis und dem erwähnten Berichte verknüpft. Wie weit das richtig ist, wird das Folgende zeigen; jeden-

1) Herbst: Goethe in Wetzlar 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben. Gotha 1881 S. 73.

liebten Jüngling frühreifer und geistig anspruchsvoller zu machen, als ihm gut war.

Da mit einem Male wurde er aus dieser glücklichen Umgebung herausgerissen, und von Wolfenbüttel, wo er ein Jahr lang Assessor am obersten Gerichtshof (der Justizkanzlei) gewesen war, nach Wetzlar versetzt, wo er als Sekretär bei der zur Visitation des dortigen Reichskammergerichts deputierten braunschweigischen Gesandtschaft fungieren sollte. Sein Vorgesetzter hier war der Hofrat von Höfler, ein vorzüglicher Jurist, aber — nicht nur nach Jerusalems Bericht — ein verküchelter Bürokrat und eitler Streber und — wie der sonst so sanfte Abt sich schon vor dem Tod des Sohnes ausdrückt — der niederträchtigste und boshafteste Charakter¹⁾, als welcher er übrigens auch in Wetzlar bekannt und von seinen Kollegen gemieden war.

Die Versetzung war an sich ein Beweis des Wohlwollens der Vorgesetzten; er sollte dort, wie üblich, das Reichsjustizwesen kennen lernen um dann einen Posten in Braunschweig zu erhalten, der ihm nach einer Äusserung des Vaters schon mit Sicherheit zugesagt war. Wie ungeeignet er aber für sein neues Amt war, zeigen zwei Vorgänge, die sich gleich anfangs ereignen, auf seine Denkungsart ein interessantes Licht werfen und seine Stellung nach zwei Fronten sofort gefährden oder unhaltbar machen. Sie sind von Koldewey aus den Akten des wolfenbüttelschen Archivs mitgeteilt worden²⁾:

Sein Vorgänger war entlassen worden infolge von Nachlässigkeit im Dienste und tollen Streichen; es ist August Siegfried von Goué, der aus Goethes Charakteristik bekannt ist als Gründer und eifriger Teilnehmer jener „Rittertafel“ im Kronprinzen, an der sich die jüngeren Assessoren ihre reichlichen Mussestunden verkürzten. Auf seine Führung hin war in Jerusalems Instruktion der Passus aufgenommen worden, „dass derselbe überflüssige Gesellschaften und solche Gelegenheiten, die den Zweck seiner Bestimmung hindern, die nötige Aufmerksamkeit unterbrechen oder wohl gar Verdrüsslichkeiten und schädliche Folgen nach sich ziehen können, äusserst zu vermeiden und seinem Stande und caractère gemässen Wohlstand allenthalben sorgfältigst zu beobachten habe.“ Der junge Mann bat nun um Weglassung dieses Passus, da er fürchtete, dass dadurch „gar widrige Begriffe von seinem caractère gefasset werden“ könnten. Das Gesuch ward vom Ministerium befürwortet,

1) an Graf Wallmoden 31. August 1772.

2) a. a. O. S. 178 f. und 187.

auch genehmigt, kam aber zurück mit der eigenhändigen Randbemerkung des Herzogs: „Es ist etwas naseweis von dem jungen Menschen, dass man seinetwegen meine Instruktion ändern soll, jedoch aus consideration seines Vaters kanns geändert werden, wie vorgeschlagen.“

Die zweite an sich ebenso unbedeutende Affäre zog ihm von Anfang an die Missgunst seines neuen Vorgesetzten zu. Die Mitglieder der Visitationskommission hatten den Rang von Subdelegaten, spielten sich aber allgemein wie die Mitglieder des Gerichts als wirkliche Gesandten auf, woran in Wetzlar schon alles gewöhnt war. Jerusalem hat nun bei der ersten Begegnung mit Herrn von Höfler diesen nicht: Herr Gesandter, sondern — was er wirklich war — Herr Hofrat angedet, „worauf ihm denn Herr von Höfler selbst gesaget, dass er sich dieses Prädikat von ihm, so wie er es von allen Anderen bekäme, ausbitten wolle“. Diese Vorkommnisse sind deshalb erwähnenswert, weil sie in sich bereits den Keim tragen, dieses der unhaltbaren Stellung zu seinem Chef, jenes der nicht mehr allzu wohlwollenden Behandlung von Seiten des Hofes, wenigstens der offiziellen Stellen. Dieser wird nämlich gleich von Anfang an von Höfler mit Beschwerden über seinen neuen Sekretär voll unberechtigter und unglaublicher Behauptungen bestürmt, während Jerusalem Verteidigung auf Verteidigung absendet erst an die Minister, dann an den Herzog selbst. Sowohl der Sekretär als der Hofrat erhalten dann — da der gleichfalls stets gehörte braunschweigische Gesandte beim Gericht meist für den Ersteren eintritt — Ermahnungen, Jerusalem weiterhin offiziell eine scharfe Rüge, während er unter der Hand mehrfach, einmal vom Erbprinzen persönlich, zur Geduld ermahnt wird. Auf seine Unschuld pochend, sieht er trotzdem die auf seine Verteidigung hin nicht zurückgenommene scharfe Rüge als Kränkung seiner Ehre an, die ihm ein Verbleiben im Dienste seines Vaterlands unmöglich mache. Dazu kommen sonstige Chikanen Höflers, auch eine Kränkung von ganz anderer Seite, die ihn um so schwerer traf, als sein Chef nicht unterliess, sie in seinem Sinne auszubenten. Die aristokratische Gesellschaft des Wetzlarer Gerichts hat im Bewusstsein ihrer numerischen Stärke und wegen ihrer engen Verbindung mit dem umwohnenden Adel eine gesellschaftliche Exklusivität anfrecht erhalten, wie man sie an den Höfen — besonders den norddeutschen — schon längst nicht mehr kannte. Nun war Jerusalem durch die Bekanntschaften seines Vaters in einem dieser aristokratischen Häuser eingeführt, bei dem Präsidenten Graf Bassenheim und dort passierte ihm jene im Werther ausführlich geschilderte Scene: er musste eine Gesellschaft, in die er auf eine Auf-

forderung des Grafen gekommen war, verlassen, um einen drohenden Skandal zu verhüten.

Diese beiden Motive: Die unerquicklichen dienstlichen Verhältnisse und die gesellschaftliche Kränkung sind wichtig im Leben, nicht in der Dichtung, wo sie nur in der ersten Bearbeitung und auch da nur als Nebenmotive weitere Verwendung finden. All diese verschiedenen Missgeschicke haben eine krankhaft melancholische Stimmung in dem jungen Manne nur genährt, nicht erst geweckt. Denn dass eine solche von früh an vorlag, zeigt gleich der erste uns erhaltene Brief des achtzehnjährigen Studenten an seinen Vater¹⁾: „Mein letzter Brief an Sie“, so beginnt er, „muss mehr Hypochondrie verraten haben, als ich wirklich selber besitze. Ich schliesse es wenigstens aus Ihrer gütigen Antwort, worin sie meine vielleicht zuweilen zu finstern Gedanken mit so vieler Gründlichkeit wiederlegen“. Seine nach Kestners Bericht unermüdliche Lektüre aller erreichbaren Romane, aller Tragödien, besonders der grässlichsten, auch philosophischer, besonders psychologischer Schriften trug nicht zur Verminderung, sondern nur zur Stärkung dieses Zuges bei und wenn Lessing in der erwähnten Vorrede sagt: „Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzu besorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwicklung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen, so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten fürchterlich“, so hat er diese gefährliche Wirkung treffender geschildert als selbst erkannt. Ein solcher kränkelder Geist ist eben sein Freund nur allzusehr gewesen, und das Forschen und Grübeln, das er in Gemeinschaft mit dem grossen Kritiker einst den Objekten gegenüber so trefflich gebraucht hatte, ward zur Gefahr, als er es in einsamen Stunden auf seine eigenen Gefühle anwandte.

In der geschilderten Weise haben auch die beiden Männer, welche, der eine in Braunschweig, der andere in Wetzlar, ihm zuletzt noch am nächsten gestanden haben, sein Schicksal erklärt: der schon erwähnte Eschenburg, mit dem er bis an sein Ende korrespondiert hat, schreibt nach seinem Tode an einen seiner Verwandten²⁾: „Ich glaube es gern, dass die ganze Lage, worin er sich dort befand, zu seinem Missvergnügen viel beigetragen, dass der Mangel eines vertrauten Freundes ihm das Leben gleichgültiger gemacht hat; aber in seinem Temperamente, das wirklich, wie Sie selbst bemerkt haben müssen, viel melancholische Mischung hatte,

1) V. f. L. G. II 1889 S. 533.

2) ebd. S. 544.

in seiner unglücklichen Fertigkeit, eine schwarze Idee unverrückt zu verfolgen, sich ihr Widriges eher zu vergrössern, als zu zerstreuen, und alles nur von der unangenehmen Seite anzusehen, und nicht anders ansehen zu wollen, dann in seiner oft übertriebenen Delikatesse und einem vielleicht zu wenig gemässigten, wiewohl auf strenge Rechtschaffenheit gegründeten Ehrgeiz, endlich in einem Hange zu gewissen verliebten Schwärmereien, die ihm so manche Stunde verbitterten, und von denen er, wie ich gewiss weiss, auch in der letzten Zeit nicht frei gewesen, in allen diesen Umständen, glaube ich, Keime zu finden, woraus wahrscheinlicher Weise vielleicht aus einem mehr als dem andern der Entschluss zu jener schrecklichen That nach und nach erwachsen ist“.

Und der andere, der Mecklenburgische Freiherr von Kielmannsegg, der zur Beschleunigung eines Prozesses in Wetzlar sich aufhielt und einer der wenigen war, die dem jungen Sonderling näher standen, sagte zu Goethe¹⁾: „Das was mir wenige glauben werden, was ich Ihnen wohl sagen kann, das ängstliche Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte hat sein Herz so untergraben, dass misslungene Versuche des Lebens und Leidenschaft ihn zu dem traurigen Entschluss hindrängten“.

In beiden Aussprüchen ist neben dieser geistigen Selbstzernichtung noch eines anderen Grundes gedacht, den wir jetzt noch näher ins Auge fassen müssen.

III.

Die gefährliche Charakteranlage und deren Stärkung durch die fortwährende Selbstquälerei ebenso die unerquicklichen dienstlichen Verhältnisse hatten eben jene Katastrophe nur vorbereitet; zum wirklichen Ausbruch kam es erst durch eine unglückliche Leidenschaft. So lange er vor seinem Gewissen gerechtfertigt dastand, hatte er sich wie die Briefe zeigen an diese seine Unschuld angeklammert; erst als dieser letzte Halt ihm entzogen war, griff er zur Waffe.

Schon Lessing hatte von seinem „immer beschäftigten Herzen“ gewusst, und auch in Wetzlar ruhte dasselbe nicht trotz oder vielleicht gerade wegen des von allen Seiten auf ihn eindringenden Missgeschickes. Der Gegenstand dieser Leidenschaft aber war nicht ein heiteres Naturkind, wie Lotte Buff, sondern die glänzendste und verführerischste Erscheinung der dortigen Welt, die Frau seines churpälzischen Kollegen, Elisabeth Heerdt, eine Mannheimerin von Geburt, Tochter des dortigen Hofbildhauers Egell.

1) G.'s Briefe (W. A.) Bd. II S. 40.

„Sie ist eine Schönheit“, sagt der sicher verlässliche Kestner¹⁾ in seinem Tagebuch am 25. Januar 1772, nachdem er die übrigen jung verheirateten Gesandtschaftssecretäre teilweise mit sehr sarkastischen Bemerkungen aufgezählt hatte, „und ohne Frage die schönste Frau aller hiesigen Kreise. Ausserdem hat sie fast alle Eigenschaften einer vollendeten Welt dame, auch Talent für die Wissenschaften, sie spricht unter anderem französisch und italienisch; sie hat Geist, ein sehr gutes Herz, einen edeln Charakter und um das Mass vollzumachen ist sie so schön sie ist, von untadeliger Sittsamkeit. Ihr Gatte ist ausserordentlich eifersüchtig, obgleich sie ihm nicht den geringsten Anlass bietet.“

Trotz dieser Eifersucht hatte Heerdt den jungen Kollegen in seinem Hause eingeführt, in dem der gesellschaftsscheue Sonderling viel verkehrte; er selbst war mehrfach dessen Gast an den Festtafeln der Ritter im Kronprinzen. Eine derartige Gelegenheit bot denn auch den Anlass zur Katastrophe, die wir in Kestners nüchterner aber zuverlässiger Schilderung kennen lernen wollen, um dem Ausgang des Romans die fast noch romanhaftere Wirklichkeit gegenüberzustellen.

Niemand, auch nicht den ihm am nächsten stehenden Kielmannsegg hatte Jerusalem zum Vertrauten seines Herzensgeheimnisses gemacht; nur Goethe will es schon damals dem einsamen Nachtwandler angesehen haben. „Der arme Junge“, schreibt er nach seinem Tode. „Wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich er ist verliebt. Lotte muss sich noch erinnern, dass ich darüber lächelte.“ Übrigens ein Beweis, wie weit er selbst vom wirklichen Verliebtsein entfernt war!

Wir lassen nun Kestner erzählen:

„Vergangenen²⁾ Dienstag kommt er zum kranken Kielmannsegg, mit einem missvergnügten Gesichte. Dieser fragt ihn, wie er sich befände? Er: Besser als mir lieb ist. Er hat auch den Tag viel von der Liebe gesprochen, welches er sonst nie gethan; . . . Nachmittags (Dienstag) ist er bei Secretär H . . . gewesen. Bis Abends 8 Uhr spielten sie Tarok zusammen. Annchen Brandt war auch da; Jerusalem begleitet diese nach Haus. Im Gehen schlug Jerusalem oft unmutsvoll vor die

1) Nord und Süd 1893 S. 306.

2) Goethe und Werther, Briefe Goethe's meistens aus seiner Jugendzeit mit erläuternden Dokumenten herausgegeben von A. Kestner. 2. Aufl. Stuttgart und Augsburg 1855. S. 91 ff.

Stirne und sagt wiederholt: Wer doch erst todt — wer doch erst im Himmel wäre! — Annchen spasst darüber . . . Am Mittwoch, da im Kronprinz gross Fest war und jeder jemanden zu Gaste hatte, ging er, ob er gleich sonst zu Hause ass, zu Tisch und brachte den Secretär H . . . mit sich. Er hat sich da nicht anders als sonst, vielmehr muntrer betragen. Nach dem Essen nimmt ihn Secretär H . . . mit nach Haus zu seiner Frau. Sie trinken Kaffee. Jerusalem sagt zu der H . . . : Liebe Frau Secretärin, das ist der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke. Sie hält es für Spass und antwortet in diesem Tone. Diesen Nachmittag (Mittwoch) ist Jerusalem allein bei H . . . s gewesen, was da vorgefallen, weiss man nicht“ . . . und als Ergänzung dieses Berichtes¹⁾: „Man will geheime Nachrichten aus dem Munde des Secretär H . . . haben, dass am Mittwoch vor Jerusalems Tode, da dieser beim H . . . und seiner Frau zum Kaffee war, der Mann zum Gesandten gehen müssen. Nachdem der Mann wiederkömmt, bemerkt er an seiner Frau eine ausserordentliche Ernsthaftigkeit und bei Jerusalem eine Stille, welche beide ihm sonderbar und bedenklich geschienen, zumal da er sie nach seiner Zurückkunft so sehr verändert findet. — Jerusalem geht weg. Secretär H . . . macht über obiges seine Betrachtungen; er fasst Argwohn, ob etwa in seiner Abwesenheit etwas ihm nachteiliges vorgegangen sein möchte, denn er ist sehr argwöhnisch und eifersüchtig. Er stellte sich jedoch ruhig und lustig; und will seine Frau auf die Probe stellen. Er sagt: Jerusalem habe ihn doch oft zum Essen gehabt, was sie meinte, ob sie Jerusalem nicht auch einmal zum Essen bei sich haben wollten? — Sie, die Frau, antwortet: Nein; und sie müssten den Umgang mit Jerusalem ganz abbrechen; er finge an sich so zu betragen, dass sie seinen Umgang ganz vermeiden müsste. Und sie hielte sich verbunden ihm, dem Manne, zu erzählen, was in seiner Abwesenheit vorgegangen sei. Jerusalem habe sich vor ihr auf die Knie geworfen und ihr eine förmliche Liebeserklärung thun wollen. Sie sei natürlicher Weise darüber aufgebracht worden und hätte ihm viele Vorwürfe gemacht etc. Sie verlange nun, dass ihr Mann ihm, dem Jerusalem, das Haus verbieten solle, denn sie könne und wolle nichts weiter von ihm hören noch sehen“.

In der Nacht vom Donnerstag auf Freitag hat er sich dann erschossen, bekanntlich mit den Pistolen Kestners, die er sich am Tage vorher unter dem Vorgeben einer Reise geliehen hatte.

1) ebd. S. 101 f.

Elisabeth Heerdt hat sich nach dem Erscheinen der Goethischen Dichtung durch eine gemeinschaftliche Freundin — die im Berichte erwähnte auch bei Goethe vielfach genannte Nachbarin Annchen Brandt — an Charlotte Kestner gewendet und um deren Gedanken über den Roman gebeten aber von diesem Meinungsaustrausch der beiden weiblichen „Urbilder“ des Romans ist leider nur der Brief der Vermittlerin erhalten geblieben.

IV.

Wir haben die dem Hauptereignisse des Romans zu Grunde liegende historische Thatsache und Persönlichkeit möglichst eingehend kennen gelernt, weil Goethe dieselben bei der Ausarbeitung genau kannte; — nicht nur durch Kestners Bericht, denn eine Woche nach Jerusalems Tode, war er mit seinem späteren Schwager Schlosser, der dort Geschäfte hatte, für einige Tage — vom 6.—10. November — nach Wetzlar gewandert und hatte an verschiedenen Stellen — sicher bei dem Freiherrn von Kielmannsegg — Erkundigungen eingezogen. Dass aber gerade die letzten Ereignisse dort recht bekannt geworden waren, dafür hatte — nach Kestners Mitteilung — der Herr von Höfler gesorgt, der sich damit etwas zu entlasten dachte, dem die Sache indessen, wie seine weitere Karriere zeigt, von seinem Hofe doch nicht ganz vergeben worden ist.

Kehren wir nun aber zum Dichter selbst zurück: In der sonst, wie wir betont haben, so genau seinen eigenen Erlebnissen nachgebildeten Erzählung des ersten Theils hatte Goethe nur einen Vorgang ganz unerwähnt gelassen:

Am 13. August ¹⁾ — während Kestner in Giessen war — hatte er, wohl mehr in jugendlichem Uebermut, als im Verlaufe eines leidenschaftlichen Geständnisses die Braut des Freundes geküsst. Diese selbst hat dem Vorfall keine weitere Bedeutung beigemessen und beide waren noch mit einer Freundin dem Heimkehrenden entgegengegangen. Bei der Beichte am Abend hatte es — wie Kestner sich ausdrückt — eine „kleine Brouillerie“ gegeben; Goethe war an den nächsten Tagen „gleichgültig traktiert“ worden und erst eine Aussprache mit dem Freund in der Nacht vom 15. zum 16. und eine Abkanzlung durch Lotte am folgenden Tag hatte die kleine Verstimmung wieder beseitigt, worauf dann der Besuch Mercks, die gemeinsame Wanderung nach Giessen am

1) Nord und Süd 1893 S. 301.

19. August, endlich die Feier des gemeinsamen Geburtstags Goethes und Kestners am 28. ds. Mts. das alte Verhältnis wiederherstellte. Wie rückhaltlos und ernst die vorangegangenen Auseinandersetzungen waren, das spiegelt der dazu gehörige, erst vor kurzem vollständig bekannt gewordene Brief Kestners an Lotte wieder, der für seinen Charakter, wie für seine Liebe eines der schönsten Zeugnisse ist.

In dem Liebesspiel Goethes mit Lotte war dieser Kuss eine Episode, in dem Roman wird er — und deshalb mussten wir auf ihn zurückgreifen — verbunden mit jenen Nachrichten von Jerusalems letztem Besuch bei der Gattin des Freundes — auch mit weiteren Zuthaten — zum Höhepunkt der Entwicklung, zur direkten Veranlassung der Katastrophe.

Hier verknüpfen sich die beiden Erlebnisse, das harmlos heitere Liebesgetändel und das tragisch-düstere Hervorbrechen elementarer unbezwinglicher Leidenschaft. Die Verbindung aber herzustellen zwischen beiden, das war die Aufgabe des zweiten Teils der Dichtung, ja wir können sagen der eigentlichen Dichtung.

Dass dazu die Charaktere der Personen, wie die ganze sie beherrschende Grundstimmung eine wesentlich andere werden musste, ist leicht erklärlich und wir werden gleich sehen, wie ihm auch die äusseren Verhältnisse darin zu Hilfe kamen.

Zunächst aber noch ein Anderes!

V.

Ein genauer Kenner Goethes hat dessen „Art zu arbeiten“ in einem diesem Thema gewidmeten Aufsätze¹⁾ einmal in zwar etwas pedantischer Einkleidung etwa doch im Ganzen zutreffend gerade am Werther so charakterisiert: „Wir dürfen sagen: Das *Aperçu* verleiht dem noch unbestimmten Stoffe seine innere Form . . . Gegeben sind die Empfindungen, die Goethe selbst durchstürmten, die ganze sentimentale Naturliebe, der Hass gegen die Konvention, das Gefühl der Isolierung, die Liebe zu Lotte. Nun erfährt der Dichter Jerusalems Schicksal — und das *Aperçu* ist da: sein individueller Fall wird durch die Analogie eines zweiten Einzelfalles ihm zum typischen Fall. Goethes Erlebnisse in Wetzlar erhalten die innere Form, die den Werther zu einem einheitlichen Kunstwerk macht, indem sie auf die typischen Gefühle eines Jünglings dieser Zeit zurückgeführt werden ohne ihre Individualität zu

1) Richard M. Meyer: G. J. XIV S. 175.

verlieren“. Wir können noch weiter gehen: Goethe oder wenigstens der junge Goethe wählte diesen zweiten Einzelfall stets so aus, dass er gewissermassen die Steigerung, die Potenzierung seines eigenen Erlebnisses bildet und ihn selbst daran erinnert, an welchen Klippen ihn sein guter Genius vorbeigeführt hat, der ihn nur innerlich durchleben liess, was ihn äusserlich vernichtet hätte.

So wird der gute redliche Mensch, der allein auf diese seine Redlichkeit vertrauend allem Kleinkram von Rechten und Herkommen die Stirn zu bieten wagt, zum Ritter Götz, der mit dem besten Willen zum Recht, in Unrecht, Unglück und Unehre untergeht.

So wird der eigene faustische Erkenntnisdrang in der Person des sagenhaften Vorbilds zum kühnen Trotz des himmelstürmenden Magus, der im Bund mit der Hölle unglücklich macht und unglücklich wird — denn von einer Rettung Fausts ist in dieser ältesten Form der Dichtung noch keine Rede.

So wird die Figur der plötzlich verlassenen Jugendfreundin, der er nur hoffnungslose Liebe erweckt und damit das Herz gebrochen hat, an der Hand kriminalistischer Beispiele zum Urbild einer grausigen Verführungstragödie, deren ganzen Jammer er in seinem Helden selbst durchkostet.

So wird auch der harmlose jugendliche Anbeter der Braut seines Freundes zum Werther zum dämonischen Opfer seiner unerlaubten aber unbezwinglichen Leidenschaft.

Solche dämonische Naturen sind selbst stets stumm; sie beweisen durch Thaten, nicht durch Reden und Dichten; und nur ein grosser Künstler kann nachstammelnd annähernd verdollmetschen, welche Kämpfe in ihnen vorgehen, denn er fühlt Blut von ihrem Blute, das ihm sein Genius glücklich gezügelt hat. Und wenn nach dem Ausspruch eines grossen Psychologen die Tugenden und die Fehler nicht nur eines Volkes sondern auch eines Zeitalters im Laufe der Geschichte zu Menschen werden, so gilt das besonders von solchen Naturen und der Dichter, der hier fähig ist, in seinem Vorwurf nicht nur den dämonischen Charakter an sich, sondern auch das Opfer des Zeitgeistes zu schildern, wird den höchsten Preis erringen. Das aber hat Goethe mit Bewusstsein gethan in seinem Werther. Er hat nicht nur die Züge in den Vordergrund gerückt, in denen er sich dem Unglücklichen verwandt fühlte, sondern vor allem die, in welchen ihm die gesamte Geistesrichtung der Zeit an seinem Schicksal mitschuldig zu sein schien. Darum wuchs ihm auch

in seinen Gedanken die Dichtung weit hinaus über den kleinen Kreis, in dem sie begonnen; er verlor ganz das Gefühl für die ungeheure Taktlosigkeit, die er mit der Publizierung seinen Freunden gegenüber begangen hat; ja als ihm dieselbe durch Kestners ungehaltenen Brief zum Bewusstsein kam, da schrieb er — noch ehe er eine Nachricht haben konnte von der Wirkung seines Werkes — mit prophetischer Siegeszuversicht: „Ich wollt um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen, und glaub mir, glaub an mich, deine Besorgnisse, deine Gravamina schwinden, wie Gespenster der Nacht, wenn du Geduld hast . . . Werther muss — muss sein — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heisst — trutz euch und andern — eingewoben ist“).

Um aber der Sprecher einer solchen Zeitstimmung zu werden und sich selbst dazu berufen zu fühlen, musste er einmal diese selbst in sich oder um sich völlig — bis zur Karrikatur — erleben und erblicken. Dann aber der grosse Dichter sein, der das Recht und die Pflicht fühlt, für sein Volk und zu seinem Volke zu reden. Das erste konnte er nicht in der gesunden und heiter-klaren geistigen Atmosphäre seines Wetzlarer Kreises. Das andere war er noch nicht in der Lahnstadt, wo Jerusalem nichts von ihm zu melden weiss, als dass er, der schon in Leipzig ein Geck war, nun auch noch frankfurter Zeitungsschreiber geworden sei, sondern erst als der von seinem Vaterlande bereits anerkannte und gefeierte Dichter des Götz.

VI.

Es war wohl vor allem das Drängen Mercks, welches Goethe endlich bewogen hat, Wetzlar in der schon angedeuteten Weise plötzlich zu verlassen. — Übrigens hatte er auch die gewöhnliche Ausbildungszeit der Praktikanten am dortigen Gerichtshof — 3 Monate — schon längst beendet. Nach seiner Rückkehr schloss er sich dann wieder mit Feuereifer jenem Kreise des Darmstädter Freundes an, in dessen empfindsamer Atmosphäre er schon vor der Wetzlarer Zeit mehrfach und gerne geweilt hatte: der „Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen“ wie sie sich selbst nannten²⁾.

1) Briefe II S. 207 f.

2) Die Charakteristik des Darmstädter Kreises schliesst sich vielfach wörtlich der trefflichen Schilderung in Heinemann: Goethe, I. Band, Leipzig 1895 S. 182 ff. an.

Auch der sonst so scharfe Kritiker und Verstandesmensch Merck spielte hier den „sentimentalen Gefühlsmenschen, der verliebte, empfindsame Gedichte schmiedete“; ja er war der Mittelpunkt des Kreises, von dem ausser ihm noch das gefühlsseelige weibliche Kleeblatt, das Goethe unter den Namen Psyche, Urania und Lila im Tone der Zeit und des Kreises angesungen hat, erwähnt werden sollen. (Karoline Flachsland, Herders Braut und die Hofdamen von Roussillon und von Ziegler). Hier war Herz und Gefühl Trumpf; Freundschaft und Liebe Lösung. Man kannte nur Liebe und Hass; massvolle Empfindung galt für Gefühllosigkeit. Lieber wollte man Empfindung heucheln, als für gefühllos gelten. In diesem Freundeskreise, der gewissermassen die Empfindsamkeit verkörperte, sehen wir ein ewiges Wogen der Gefühle, von Hass, Liebe und Eifersucht; zehnmal beschworene Freundschaft, die doch wieder angezweifelt wird; durch Eide versicherte Überzeugung von der Treue und dem Seelenadel des Freundes und bald darauf einen Bruch um einer Kleinigkeit, eines der unendlichen „Missverständnisse“ willen. In diesem Meere von auf- und absteigenden Gefühlen, von Ebbe und Fluth ohne Übergang verrücken sich auch die Grenzen von Freundschaft und Liebe. Hinter der Freundschaft verbergen sich heisse Empfindungen, Kuss, Umarmung wurde etwas Gewöhnliches zwischen Freund und Freundin, und nicht ohne Grund murrte der Bräutigam Herder, wenn er die begeisterten Berichte seiner Braut von den Zusammenkünften der Freunde erhält. Hier konnte man die à la mode Liebe und Eifersucht an der Quelle studieren. Und als dann in jenen Kreis noch der in Gefühlsseeligkeit schwimmende, aber, wie sich bald zeigte, scheinheitige und im Trüben fischende Leuchsenring — damals Erzieher des Erbprinzen — trat, da fehlte unter den Originalen auch die Karrikatur nicht mehr. Das war die Atmosphäre, in welcher der junge Dichter Trost suchte und fand für die wirklichen und eingebildeten Wunden seines Herzens. „Denken Sie nur“, schreibt seine Schwester am Samstag den 21. November an Kestner „er ist schon seit Montag weg und hat noch kein Wort von sich hören lassen, ist das nicht zu arg — aber so macht ers“, ja wie sie 8 Tage später mitteilt, hat er zwar geschrieben aber „denkt nicht ans Wiederkommen.“ Thatsächlich ist er vier Wochen dort geblieben und „es hat mir viel Wohl durch meine Glieder gegossen der Aufenthalt hier“, schreibt er selbst in einem ganz neuen Tone dem Wetzlarer Freunde. Ein neuer Besuch dort im April des folgenden Jahres traf eine womöglich noch aufgewühltere Gefühlswelt: der Tod der einen Freundin, der bevorstehende Abschied der andern, vor allem die durch

Leuchsenrings Miniarbeit hervorgerufenen Verstimmungen hatten die Empfindsamkeit einen solchen Kulminationspunkt erreichen lassen, dass nur das baldige Auseinandergehen die „Heiligen“ vor einem sehr unheiligen Aufeinanderplatzen bewahrte.

Das ist die krankhafte Stimmung, welche den zweiten Teil durchweht, und in der Art des Naturgenusses, wie in der Lektüre des Helden ihren Ausdruck findet.

„Ossian ¹⁾ hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der herrliche mich führt. Zu wandern über die Haide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln, die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halb verwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode gejamerten Mädgens, um die vier moosbedeckten, grabbewachsenen Steine des edelgefallenen ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fusstapfen seiner Väter sucht und ach! ihre Grabsteine findet. Und dann jammernnd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Stral den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien. Wenn ich so den tiefen Kummer auf seiner Stirne lese, so den letzten verlassenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zu wanken sehe, wie er immer neue schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der kalten Erde dem hohen wachsenden Grase niedersieht und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit und Fragen, wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fusstritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde.

O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehen und meinen Fürsten von der zückenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden.“

Und nicht ohne Grund ist es am Schlusse die Lektüre des Ossian, die den Liebenden die Fassung raubt und zum Ausbruch der beherrschten Leidenschaft führt!

Welch' andere Töne als die vorher citierten des ersten Teiles.

1) S. 202.

Nirgends aber springt diese Verschiedenheit deutlicher hervor als bei dem Gedanken, der beiden Gefühlswelten gemeinsam ist und doch so unendlich verschieden gefasst wird:

Beim Gedanken des Todes vor allem des Todes durch eigene Hand.

Der Selbstmordgedanke ist nicht etwa, wie man vielfach liest, durch den Werther in Deutschland so verbreitet worden; er war vielmehr schon vorher der damaligen Generation besonders der Jugend vertraut und ein Gegenstand der philosophischen Betrachtung, wie der praktischen Bethätigung. Von dem Helden der jungen Generation, dem grossen Friedrich wusste man, dass er fest entschlossen war, eine unverbesserliche Wendung des Krieges nicht zu überleben und diese Stimmung hat unter den Heroen des Altertums — Goethes Lieblingsbeispiel ist der Kaiser Otho — noch viele andere Vorbilder gefunden und auch in kleineren Kreisen an Boden gewonnen. Auch Mendelssohns Polemik im „Phädon“ hat derselben wenig Abbruch thun können und Jerusalem, sonst ein getreuer Anhänger der Berliner Philosophen hat ihr gegenüber eine ausführliche Verteidigung des freiwilligen Todes in einem seiner Aufsätze geschrieben. Auch am Wetzlarer Juristentisch hatte, wie wir nicht nur von Goethe wissen, diese Streitfrage häufig das Thema der Gespräche gebildet; besonders einmal, als — allerdings fälschlich — das Gerücht ging, ein Mitglied der Tafelrunde — eben der früher genannte Goué — habe auf diese Weise geendet. Wie lebendig aber die damaligen Eindrücke und Gedanken darüber noch in dem gealterten Goethe fortlebten, das zeigt der breite Raum, den er ihnen in seiner Selbstbiographie an dieser Stelle noch gewidmet hat.

In allen solchen Betrachtungen und Gesprächen aber handelt es sich um jene der stoischen Philosophie entstammende Todesverachtung, die das Leben von sich wirft, wie ein abgetragenes Kleid, die wie Faust sagt, auch zu jenem Schritt heiter sich entschliesst, oder wie der Werther des ersten Teiles es ausdrückt: „das süsse Gefühl von Freiheit des Geistes, dass er diesen Kerker verlassen kann, wann er will“. So — kalt und besonnen — war Jerusalem aus der Welt gegangen, als er nicht mehr leben zu dürfen glaubte; nachdem er bis ins Einzelne hinein seine Angelegenheiten geordnet hatte; auf dem Tische vor sich die ebenfalls jene Stimmung atmende Emilia Galotti des grossen Freundes und seinen eigenen Aufsatz „über die Freiheit“. Wie ganz anders die Stimmung Werthers am Schlusse des Romans; Jenes Wählen in der Todesstimmung, die Wollust im Ausmalen der erschütterndsten Vorstellungen, das Koquettieren mit dem Furchtbaren im Abschiedsbrief an Lotte und

dazu dann die verhängnisvolle Verbindung mit einer Teilnahme der Geliebten, welche dem Diener die Pistolen übergeben hat, durch die der Werther so vielen überspannten Seelen gefährlich geworden ist: „Sie sind durch deine Hände gegangen. Du hast den Staub davon geputzt, ich küsse sie tausendmal, Du hast sie berührt. Und Du Geist des Himmels begünstigst meinen Entschluss! Und Du, Lotte, reichst mir das Werkzeug, Du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte und auch nun empfangen“.

Nicht in dem Selbstmord an sich, in dieser sentimentalen Verknüpfung mit der Liebe und in der gefühlseligen Vorbereitung durch Ausmalung des Todes lag das neue Element, das so packend, aber auch teilweise so verderblich auf die Geister besonders der damaligen Jugend gewirkt hat.

VII.

Wir sehen, die Stimmungen, die er schildern und erwecken wollte, hatte der Dichter erlebt und geschaut, er hatte eine grosse Reihe von Vorbildern, um seine Gestalten mit lebendigen Zügen auszustatten und zu individualisieren. Die Fabel war in einem einfachen und erschütternden Ereignis lange zur Hand und doch dauerte es noch ein volles Jahr, ehe aus diesen, wie er selbst sich ausdrückt, „so langen und vielen geheimen Vorbereitungen“ das Werk selbst hervorging.

Inzwischen war im Juni 1773 der „Götz von Berlichingen“ erschienen und hatte seinen Autor mit einem Schlage zum berühmten Dramatiker gemacht, zum anerkannten Haupte des jungen Deutschland, oder, wie sie sich selbst nannten, der Stürmer und Dränger, weil sie einen Sturm auf gegen alle bestehenden Autoritäten organisieren zu können glaubten.

„Der grosse Erfolg seines Dramas ist ihm ein wenig in den Kopf gestiegen“, schreibt Merck seiner Gattin. Er war sich eben der Macht bewusst geworden, die ihm sein Genius gab; der Gewalt seines Wortes über das hörende und lesende Publikum. „Ich habe an dem Herzen des Volkes angefragt, ohne erst am Stapel der Kritik anzufahren“, schrieb er selbst, und an das Herz des Volkes gedachte er sich von neuem zu wenden. Wenn er bis jetzt die Schwächen seines Freundeskreises in seinen erst viel später gedruckten Fastnachtsspielen schonungslos und teilweise überderb gegeisselt hatte, wollte er nun noch einmal aus dem eigenen Leben und aus der nächsten Umgebung schöpfen, aber nicht scheltend und spottend, sondern rührend und erklärend. Darum wandte

er sich auch von einer anfangs in Aussicht genommenen dramatischen Bearbeitung ab — der Wechsel in der Grundstimmung hätte ihm eine solche ganz unmöglich gemacht — und wählte den Roman zuerst rein in Briefen, im zweiten Teile und gegen Ende mehr und mehr Briefe und Erzählung verknüpfend.

Immer merkbarer verblassten oder verfärbten sich dabei die Urbilder. Die Lotte des zweiten Teils ist nicht mehr das heitere Naturkind und sorgsame Hausmütterchen des früheren; sie wird reich ausgestattet mit Zügen des empfindsamen Darmstädter Kreises, wo eine Lektüre des Ossian zu seligem Vergessen aller Schranken und Pflichten führen konnte.

Albert war nicht mehr das dessen andere Vorzüge willig anerkennende, charakterfeste Gegenbild des charakterschwachen Freundes, sondern jener mürrige und pedantische Typus des eifersüchtigen Ehemannes, der Kestner so verstimmt und zu dem ein weiteres Erlebnis Goethe's, das wir gleich berühren werden, noch einige lebendige Züge geliefert hat.

Vor allem war aber Werther — der Werther des zweiten Teils — nicht mehr Goethe und noch weniger Jernsalem, denn von diesem seinem Urbild hatte er fast nur noch die gemeinsame Art des Endes beibehalten. Er wolle, schreibt der Dichter einem Freunde, dem Konsulatssekretär Schönborn in Algier, einen Menschen darstellen, „der mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt durch seine dazutretenden Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt“¹⁾.

Er schildert damit treffend das Urbild, nicht seinen Werther, bei dem wir nach der „wahren Penetration“ wie nach der untergrabenden Spekulation vergeblich suchen würden.

Es ist dem Dichter hier gegangen, wie mit seiner frühesten Faustdichtung, in der er, ganz erfüllt von der erkenntnis- und thatendurstigen Gesinnung der Strassburger Studienzeit, es unternahm, den unbefriedigten Grübler, den rastlosen Forscher darzustellen, und wo ihm unvermerkt die Tragödie des strebenden Mannes sich unter seiner Hand verwandelte in die Leidensgeschichte des liebenden Weibes; wo Faust zurücktritt bis zum Verblassen und Gretchen zur Heldin des Dramas wird.

Weder der grübelnde Magnus, noch der seine Schmerzen tief in sich verschliessende und an dieser Verschlossenheit zu Grunde gehende Jüng-

1) Briefe II S. 171.

ling waren Gestalten, denen der sonnige und mitteilsame junge Goethe seine eigenen Gefühle hätte leihen können.

Kurz, überall hat die Dichtung neue Figuren geschaffen und nur einesteils die naturgetreue Schilderung des ersten Teiles, andererseits die ungläubliche Nachspürerei und die Gefühlsrohheit, mit der sich der allgemeine Klatsch bald dieses Themas bemächtigte, hat das Auffinden der „Urbilder“ ermöglicht, das erst die Forschung in die notwendigen Grenzen wieder zurückgedämmt hat.

VIII.

Wir haben die inneren Bedingungen zur Entstehung der Dichtung alle kennen gelernt; unter den äusseren fehlt uns nur noch eine und zwar die, welche die direkte Veranlassung zur Vollendung des nach Goethe's eigenen Worten lange und geheim vorbereiteten Werkes geworden ist.

Nach seiner Abreise von Wetzlar war der Dichter nicht gleich nach Frankfurt gegangen, sondern hatte mit Merck eine zehntägige Rheinreise gemacht und auf dieser in Koblenz die geistreiche und empfindsame Gattin des kurtrierischen Geheimrats von La Roche und deren 16 jährige Tochter Maximiliane kennen gelernt. Mit der letzteren schloss er seiner Gewohnheit gemäss eines jener geschwisterlichen Freundschaftsbündnisse, an denen Goethe's Jugend so reich ist; und ein reger Briefwechsel mit Mutter und Tochter, auch ein Besuch der La Roches in Frankfurt liessen diese Verbindung schnell zu einer engeren werden.

Als dann ein Jahr später die junge Maximiliane — oder wie Goethe sagt „Maxe“ — als Gattin des weit älteren Handelsherrn Peter Brentano nach Frankfurt kam, setzte er diesen vertrauten Verkehr fort und ward in ihrem Hause bald ebenso heimisch, wie einst in der Buffschen Familie, um so mehr, als auch „die Bübchen“ hier nicht fehlten, da Brentano bereits Witwer mit fünf Kindern war. „Goethe“, spottet Merck, „hat die kleine Brentano über den Oel- und Käsegeruch und über die Mauieren ihres Gatten zu trösten“. Dieser aber trat dem Dichter nun wirklich bald als jener eifersüchtige Ehemann entgegen, den er dann in seinem Albert verkörperte, wie ja auch Lotte jetzt Maxens schwarze Augen erhalten hat. Nach einer sehr heftigen Szene zwischen den beiden Männern schwur sich Goethe, das Haus nicht wieder zu betreten und die Vermittlungsversuche der damals noch in Frankfurt anwesenden Frau von La Roche blieben ohne Erfolg. Dieses Wiederaufleben der alten

teils erlebten, teils erdichteten Situationen ward aber nun die äussere Veranlassung zur endgiltigen Aufzeichnung des Werther. Gleich am Tage nach Frau von La Roche's Abreise hat er die Dichtung begonnen und nach „so langen und vielen geheimen Vorbereitungen“ jetzt in einem Zuge wie im Traume niedergeschrieben und vollendet.

Zur Herbstmesse 1774 sind „Die Leiden des jungen Werthers“ erschienen.

Das Werk ist wohl eines der wirkungsvollsten in der ganzen Weltliteratur gewesen und es wäre eine neue interessante und wichtige Aufgabe, dieser seiner Wirkung im Einzelnen nachzugehen und damit seine literarische und kulturhistorische Bedeutung festzustellen.

Wir beschränken uns hier zum Schlusse darauf, noch einen anderen Teil dieser Bedeutung klarzustellen: die biographische, d. h. die Bedeutung, welche die Dichtung für Goethe's Leben gehabt hat:

Zunächst hat sie ihm, wie jede reine — von Nebenabsichten freie — poetische Beichte innerlich den gerade durch das letzterwähnte Ereignis von neuem gestörten Frieden wiedergegeben; dann hat sie den Ruhm des Dichters, der sich mit dem Götz bereits die erste Stelle unter dem damaligen „jungen Deutschland“ erobert hatte, weit hinausgetragen über die Grenzen seines Vaterlandes.

Endlich aber stehen zwei Freundschaftsbündnisse, die für sein ganzes künftiges Leben bestimmend werden sollten, im engsten Zusammenhang mit dieser Schöpfung seines Geistes:

Dem Dichter des Werther galt in erster Linie der Besuch Karl Augusts und auf die Einladung nach Weimar mag das Vorbild jenes „Fürsten“, der im zweiten Teil des Romans den jungen Werther aus seiner peinlichen Situation zeitweise herausreisst, nicht ohne Einfluss geblieben sein.

Sein Werther aber empfahl ihn, schon ehe sie ihn selbst gesehen hat, jener Frau, die dem männlicher Leitung und Führung entwachsenen Dichterjüngling nun für ein Jahrzehnt Muse und Mentor in einer Person werden sollte. Bei Charlotte von Stein sollte er auch die Liebesschmerzen Werthers durchkosten, gegen welche die Schwärmerei für die Wetzlarer Lotte nur ein tändelndes Vorspiel gewesen war.

„Hier, liebe Lotte“, schreibt er bei Übersendung einer englischen Übersetzung, „endlich den Werther und die Lotte, die auf Dich vor-spuckt“.

Wie gegenwärtig und wie lebendig aber diese Kämpfe und dieser Jammer gerade damals in seinem Innern waren, das zeigen vor allem

einige aus tiefster Seele hervorquellenden Worte, die der zweiten Ausgabe des Werther von 1787 eingeschoben worden sind und von denen ich noch ein Beispiel anführen möchte:

„Ich kann nicht beten: Lass mir sie! Und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir sie! Denn sie ist eines andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mirs nachliesse, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen“¹⁾).

Ich schliesse endlich mit noch einer solchen Zusatzstelle der späteren Auflage, die weniger nach einer Bemerkung Werthers aussieht, als nach einem tiefempfundenen Selbstbekenntnis des gereiften Dichters:²⁾

„Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heute wieder in Hände und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles, Schritt vor Schritt hineingegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind; jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat“.

1) Goethe's Schriften I Leipzig 1787 S. 217.

2) ebd. S. 101.

Der Truppensold der Kaiserzeit.

Von

A. von Domaszewski.

Dem Solde des Legionars der Kaiserzeit liegt als Rechnungseinheit ein stipendium zu Grunde, dessen genauen Betrag wir aus der Sold-erhöhung Domitians kennen lernen.

Sueton Domit. 7 addidit et quartum stipendium militi, aureos ternos.

Zonaras 11, 19 (= Cassius Dio ed. Boiss. 3 p. 168): *καὶ τοῖς στρατιώταις ἐπὶρῆξε τὴν μισθοφορίαν, τάχῃ διὰ τὴν νίκην πέντε γὰρ καὶ ἑβδόμηκοντα δραχμὰς ἑκάστου λιμνάζοντος ἑκατὸν ἐκέλευσε δίδοσθαι.* Demnach fand Domitian einen Jahressold der Legionare vor, der in drei Raten bezahlt wurde. Jede dieser drei Raten betrug 75 Denare = 3 aurei und ein solcher Betrag führte den Namen stipendium. Der Jahressold bestand aus drei stipendia und hatte die Höhe von 225 Denaren.

Dass dieser Jahressold von 225 Denaren oder drei stipendia zu 75 Denaren durch Augustus festgesetzt wurde, wissen wir aus Tacitus' Erzählung über die Revolten, welche nach Augustus' Tode in Pannonien und Germanien ausbrachen. Ann. 1, 17 denis in diem assibus animam et corpus aestimari; hinc vestem, arma, tentoria, hinc saevitiam centurionum et vacationes munerum redimi. — nec aliud levamentum, quam si certis sub legibus militia iniretur, ut singulos denarios mererent. Da die Soldaten eine Steigerung des Tagessoldes von 10 Assen auf einen Denar fordern, so liegt der Rechnung der Münzfuss zu Grunde, nach welchem der Denar in 16ASSE geteilt wird. Ein Tagessold von 10 Assen giebt als Jahressold 3650ASSE, während der wirkliche Jahressold 3600ASSE oder 225 Denare betrug. Der geringfügige Überschuss von 50 Assen ist natürlich nur durch die runde Summe von 10 Assen veranlasst und zwingt durchaus nicht ein Rechnungsjahr von 360 Tagen anzunehmen. Demnach erhielten die Legionare am Ende der Regierung des Kaisers Augustus drei stipendia von 75 Denaren als Jahressold.

Diese Einheit des Rechnungsstipendiums von 75 Denaren geht auf den Jahressold des Legionars am Ende der Republik zurück. Polybius 6, 39, 12 sagt vom Solde seiner Zeit *ὑψώνων δ' αἱ μὲν περὶ λαμπράνοισι τῆς ἡμέρας δύο ἀριθμοῦς*. Da hier die attische Drachme von 6 Obolen dem Denar gleich gesetzt wird, betrug das stipendium 720 Obolen oder 120 Denare¹⁾. Auch diesem Satze liegt eine noch ältere Bemessung des stipendiums nach Assen zu Grunde und zwar jenes Münzfusses, nach welchem 10ASSE auf den Denar gerechnet werden. Denn Plinius sagt n. h. 33, 45 in militari stipendio semper²⁾ denarius pro decem assibus datus est. Demnach betrug der älteste für uns erkennbare Sold 1200ASSE des schweren Fusses. Aber von diesem Solde wurden in polybianischer Zeit die Kosten für die Verpflegung und die Ausrüstung abgezogen *τοῖς δὲ Ῥωμαίοις τοῦ τε σίτου καὶ τῆς ἐσθῆτος. κἄν τινος ὄπλου προσδεγῆθῶσι, πάντων τούτων ὁ ταμίης τὴν τεταγμένην τιμὴν ἐκ τῶν ὑψώνων ὑπολογίζεσθαι*. Dagegen werden die Kosten der Verpflegung unter Augustus³⁾ nicht mehr vom Solde bestritten, sondern der Staat liefert dem Soldaten die Verpflegung kostenlos.

Hierin ist die Erklärung zu suchen für die Differenz des stipendiums der Republik von 120 Denaren und dem daraus hervorgegangenen Rechnungsstipendium der Kaiserzeit von 75 Denaren. Man wird annehmen müssen, dass das stipendium bereits am Ende der Republik um den Betrag der Verpflegungskosten verkürzt war und dieser Betrag auf 45 Denare bemessen war⁴⁾. Dieser Abzug ist so bemessen, dass die übrigbleibende Summe ebenfalls 1200ASSE, die alte Soldeinheit, beträgt; aber es sindASSE des seit langem geläufigen Fusses, von denen 16 auf den Denar gehen.

In dieser verminderten Grösse von 75 Denaren liegt das stipendium der Republik nicht nur dem Solde der Legionare in der Kaiserzeit, sondern auch den *praemia militiae*, d. h. den Versorgungsgeldern der Veteranen, sowie den *donativa* oder *largitiones*, d. h. den ausserordentlichen Geldgeschenken als Rechnungseinheit zu Grunde. Nach diesem Satze hatte Augustus das Donativ bemessen, welches er in seinem Testamente

1) Vgl. Marquardt St. V. II, 95.

2) Das ist nicht die Zeit des Plinius, sondern die Zeit seiner Quelle. Denn schon unter Augustus gilt die Rechnung nicht mehr.

3) Bei Tacit. ann. 1, 17, vgl. oben, nennen die Soldaten unter den Aufwendungen aus dem Solde nicht das *frumentum*. Die ägyptische Ordnung Hermes 35 S. 450 kann meines Erachtens gegen Tacitus nichts beweisen.

4) Demnach ist der von Marquardt (vgl. Anm. 1) berechnete und von ihm selbst als wahrscheinlich zu nieder bezeichnete Satz von 36 Denaren für die Kosten der Verpflegung thatsächlich um ein Fünftel (9 Denare) zu klein.

den Legionären vermachte Sueton Aug. 101 legavit — praetorianis militibus singula milia nummorum, cohortibus urbanis quingenos, legionariis trecenos nummos = Tacit. ann. 1, 8 praetoriarum cohortium militibus singula nummorum milia, (urbanis quingenos), legionariis ac cohortibus civium Romanorum trecenos nummos viritim dedit; ebenso Dio 56, 32. Das Donativ für den Legionär ist eben ein stipendium von 75 Denaren = 300 Sesterzen. Vgl. auch Dio 59, 2. Tacit. hist. 1, 66.

Diese Stellen lehren auch, dass die entsprechende Einheit des Prätorianersoldes 250 Denare beträgt; diese Summe ist also das Rechnungsstipendium des Prätorianersoldes. Die gleiche Höhe hatte deshalb das Legat, das Tiberius den Prätorianern hinterliess, und das Donativ, das Caligula bei seiner Thronbesteigung gab. Dio 59, 2 τὰς τε κατωλειφθείσας σφίσι κατὰ πενήκοντα καὶ δικοσίας δραχμὰς διένεψε καὶ ἑτέρας τοσαύτας προσέπεδωκε. Das Vierfache gab Tiberius nach dem Sturze Seians, Sueton Tib. 48; das Zweifache Nero nach der Verschwörung Pisos, Tacit. ann. 15, 72.

Wie bei den Legionären beträgt am Ende der Regierung des Kaisers Augustus der Jahressold des Praetorianers das Dreifache des Rechnungsstipendiums, also 750 Denare. Das zeigen die Klagen der Legionäre bei Tacitus ann. 1, 17 an praetorias cohortes, quae binos denarios acceperint. Genau genommen, sind dies 730 Denare für den Jahressold. Aber niemand wird verlangen, dass Tacitus an dieser emphatischen Stelle des verschwindenden Bruchtheiles gedacht haben soll, um den er den Tagesold zu klein angiebt.

Eben jene Stellen über das Legat des Augustus lehren, dass das Rechnungsstipendium der cohortes urbanae 125 Denare betrug, also die Hälfte des Rechnungsstipendiums der Prätorianer. Demnach betrug der Jahressold der cohortes urbanae am Ende der Regierung des Kaisers Augustus das Dreifache dieser Einheit, 375 Denare. Vgl. auch Dio 59, 2.

Zu dieser Höhe von 225 Denaren für den Legionär, 375 Denaren für die cohortes urbanae, 750 Denaren für die Praetorianer ist aber der Jahressold dieser Bürgertruppen nicht auf einmal emporgewachsen. Vielmehr bildet die Erhöhung des Soldes der Republik durch Cäsar eine Vorstufe. Sueton Caes. 26 Legionibus stipendium in perpetuum duplicavit. Es geschah diese Verdopplung des Soldes, wie die Rechnung der Kaiserzeit nach stipendia von 75 Denaren beweist, durch die Hinzufügung eines zweiten Stipendiums, so dass der Sold 2×75 Denare oder 150 Denare betrug. Diesen Satz hat Augustus vorgefunden und, wie später gezeigt werden soll, noch im Jahre 5 n. Chr. festgehalten. Erst

am Ende seiner langen Regierung ist der Jahressold des Legionars durch Hinzufügung eines dritten Stipendiums auf die Höhe von 225 Denaren gestiegen, die er bei seinem Tode erreicht hatte.

Demnach ist die gleiche Entwicklung auch für den Sold der Prätorianer anzunehmen und es hat auch dieser Sold in der älteren Periode des Principates aus zwei Rechnungsstipendien bestanden, oder aus 2×250 Denaren = 500 Denaren.

Auch dieser Sold hat sich aus dem stipendium der Prätorianer entwickelt, wie er in republikanischer Zeit bestand. Festus berichtet über die Entstehung der Prätorianer ep. p. 223: praetoria cohors est dicta quod a praetore non discedebat. Scipio enim Africanus primus fortissimum quemque delegit, qui ab eo in bello non discederent et cetero munere militiae vacarent et sesquiplez stipendium acciperent. Demnach betrug der Sold 180 Denare oder 1800 Asse des schweren Fusses. Es ist zwar nicht bezeugt, aber selbstverständlich, dass Cäsar den Sold der cohors praetoria¹⁾ in demselben Verhältnis gesteigert hat, wie den der Legionen. Hätte er den Satz der Republik ohne Abzug der Verpflegungskosten verdoppelt, so wäre der Sold der Prätorianer auf 360 Denare gestiegen. Wenn er dennoch unter Augustus zur Zeit, als für den Legionssold noch der cäsarische Satz galt, 500 Denare betrug, so muss Augustus den Prätorianersold einmal ohne Rücksicht auf den Legionssold gesteigert haben. Dies ist auch geschehen und zwar bei Begründung des Principates. Dio 53, 11 *τοῖς δορυφορήσουσαν αὐτὸν διπλάσιον τὸν μισθὸν τοῦ τοῖς ἄλλοις στρατιώταις ὀδοιμένου ψηφισθῆναι διεπράξαντο, ὅπως ἀκριβῆ τὴν φρουρὰν ἔγγη οὕτως ὡς ἀληθῶς καταθέσθαι τὴν μοναρχίαν ἐπεθύμησε*. Hier liegt ein offenkundiger Irrtum Dio's vor. Dio hat die Angabe seiner Quelle, praetorianis militibus duplex stipendium impetraverunt, so verstanden, dass der erhöhte Sold das Doppelte des Legionssoldes betrug, während die Quelle nur eine Verdopplung des Prätorianersoldes im Sinne hatte. Denn das Doppelte des Legionssoldes jener Zeit wären nur 300 Denare, also weniger als der Satz der Prätorianer zur Zeit Cäsars, immer vorausgesetzt, dass ihnen das Verpflegungsgeld nicht abgezogen wurde. Und doch hat Dio selbst, oder vielmehr seine Quelle auf das ausserordentliche Missverhältnis, das zwischen dem Solde der Prätorianer und dem Solde der Legionare bestand, hingewiesen, ein Missverhältnis,

1) Cäsar erwähnt seine cohors praetoria nie, weil sie unter einem Feldherrn seiner Art war, was sie hiess, eine blosse Stabswache. Doch ist ihre Existenz aus seinen eigenen Worten gesichert Bell. Gall. 1, 40, 15 tamen se cum sola decima legione iturum, de qua non dubitaret, sibi que eam praetorian cohortem futuram.

das am Ende der Regierung des Kaisers Augustus auch thatsächlich nachzuweisen ist. Versteht man dagegen die Nachricht so, dass der Prätorianersold verdoppelt wurde, so ist alles klar. Dann betrug bei Begründung des Principates der verdoppelte Sold der Prätorianer 500 Denare, der cäsarische Satz, den Augustus vorgefunden, 250 Denare. Dieser wieder bestand aus 2 stipendia der Republik von 125 Denaren. Demnach ist der ursprüngliche Satz der Republik von 180 Denaren um 55 Denare verkürzt. Es sind diese 55 Denare der Abzug der Verpflegungskosten, die entsprechend dem höheren Solde um 10 Denare grösser sind als bei den Legionaren.

Dass diese Konstruktion richtig ist, beweist das Rechnungsstipendium der cohortes urbanae; nach dem Legate des Augustus betrug es 125 Denare; das ist das ursprüngliche Rechnungsstipendium des Prätorianersoldes; als Augustus den Prätorianersold bei Begründung des Principates verdoppelte, geschah dies durch die Verdopplung dieses Rechnungsstipendiums auf 250 Denare, das nunmehr als Rechnungseinheit dem Prätorianersolde der Kaiserzeit zu Grunde liegt¹⁾.

Wie lange Augustus den von Cäsar festgestellten Sold beibehalten hat, zeigen die Angaben Dio's über die Regelung der praemia militae, die dann seit dem Jahre 6 n. Chr. aus dem neugeschaffenen aerarium militare²⁾ bezahlt werden sollten. Dio 55, 23: *χαλεπῶς δὲ δὴ τῶν στρατιωτῶν πρὸς τὴν τῶν ἄλλων σμικρότητα διὰ τοὺς πολέμους τοὺς τότε*

1) Es ist ganz in Augustus Art, dass er Mittelsmänner vorschob (die Conjectur *ὄτε πρῶτον*. die Boissevain in den Text aufgenommen, zerstört die historische Feinheit des Berichtes), um die Solkerhöhung für die Prätorianer zu beantragen. Auch hatten die Prätorianer die Kosten der Verpflegung wieder aus dem Solde zu bestreiten, aber auch das nur zum Scheine. Denn sie erhielten das Getreide nach dem Preise der amona, bis endlich Nero ihnen auch die Verpflegung kostenlos lieferte. Tacit. ann. 15, 72 *addiditque sine pretio frumentum, quo ante ex modo annonae utebantur*. Sueton Nero 10.

2) Es fehlt an jedem Anzeichen, dass die praemia militae und die donativa auch den peregrinen Truppen zu Teil wurden. Wenn die Batavi Tacit. hist. 4, 19 (vgl. unten S. 225) ein Donativ verlangen, so ist das nur ein Zeichen mehr, dass sie revoltierten. Schon deshalb ist eine Ressortteilung der drei praefecti aerarii militaris, wie sie Hirschfeld, Untersuchungen S. 2 Anm. 1 vorschlägt, nach Legionen, Auxilia, städtische Truppen und Flottenmannschaften, unmöglich. Sie widerspricht auch der organischen Gliederung des römischen Heeres, welche die auxilia ausserhalb des Verbandes der exercitus legionum streng genommen nicht kennt. Ebenso wenig erhalten die peregrinen Truppen Land angewiesen. Jahresh. d. öst. Inst. 2 (1899) S. 182 Anm. 59. Bei den grundsätzlichen Regelungen des Dienstes der Bürgertruppen haben wenigstens Augustus und Tiberius den Senat befragt. Vgl. oben Dio 53, 11. 55, 23. Selbst für die Ergänzung der Legionen durch Aushebungen in den Senatsprovinzen wird die Zustimmung des Senates eingeholt. Tacit. ann. 4, 4 = Sueton Tib. 30. Tacit. ann. 16, 13. Weil diese Dinge in den Senatsakten standen, wurden sie in die Annalen aufgenommen.

ἐνεστῆκότας οὐχ ἤκιστα ἐχόντων, καὶ μηδενὸς ἔξω τοῦ τεταγμένου τῆς στρατείας σφίσι χρόνου ὅπλα λαβεῖν ἐθέλοντος, ἐψηφίσθη τοῖς μὲν ἐκ τοῦ δουροφορικῶν πεντακισχίλις ὄραχμιάς, ἐπειδὴν ἑκκαίδεκα ἔτη, τοῖς δὲ ἐτέροις τρισχίλις, ἐπειδὴν εἴκοσι στρατεύσονται, διδοσθαι. Die Höhe der *praemia militiae* ist sichtlich nach der Höhe des Jahressoldes bemessen. Denn das kann kein Zufall sein, dass die Legionare nach zwanzigjähriger Dienstzeit das zwanzigfache des Cäsarischen Jahressoldes (20×150 Denare = 3000 Denare) erhalten, also einen Betrag, der dem Solde ihrer ganzen zwanzigjährigen Dienstzeit gleichkommt. Und ebensowenig kann es Zufall sein, dass die *praemia militiae* der Prätorianer das Zehnfache ihres Jahressoldes ($10 \times 500 = 5000$ Denare) betragen.

Die letzte Solderhöhung, die das *stipendium* der Republik verdreifachte, muss demnach in die letzte Regierungszeit des Kaisers fallen und wird eine Folge sein der verlustreichen Kriege, die seit dem Jahre 6 n. Chr. in die pannonischen und germanischen Heere so ungeheuerer Lücken gerissen hatten¹⁾. Für diese Zeit liegen die Annalen des Dio nur mehr in Trümmern vor, so dass der Bericht über die Solderhöhung verloren gegangen sein wird. Auf die grundlegenden Regelungen des Jahres 5 n. Chr. gehen auch die Worte Sueton Aug. 49: *quidquid autem ubique militum esset, ad certam stipendiorum praemiorumque formulam adstrinxit, definitis pro gradu cuiusque et temporibus militiae et commodis missionum.*

Aber das mühsam gewonnene Gleichgewicht dieser neuen Dienstordnung wurde durch jene Kriege am Ende der Regierung des Kaisers wieder gestört; die Entlassung der Veteranen, wie die Auszahlung der *praemia militiae* unterblieb, bis endlich die Erbitterung der Soldaten nach dem Tode des Kaisers in Revolten zum Ausbruch kam. Die Forderung der Soldaten, deren Erfüllung sie für den Augenblick erzwingen, gehen auf die Wiederherstellung einer älteren Dienstordnung, die Augustus im Jahre 13 v. Chr. festgesetzt hatte²⁾. Dio 54, 25 *διέταξε τὰ τε ἔτη ὅσα οἱ πολῖται στρατεύσοντο, καὶ τὰ χρήματα ὅσα πανσάμνοι τῆς στρατείας, ἀντὶ τῆς χώρας ἢν ἀεὶ πόττε ἦτουν*³⁾. *λύφονται ὅπως ἐπὶ ῥητοῖς*

1) Die Verzweiflung des alten Kaisers Sueton Aug. 23, der sich vor die Notwendigkeit gestellt sah, die Varianischen Legionen neu zu bilden, erscheint wohlberechtigt.

2) Nachdem die Entlassungen seit der Begründung des Principates vollständig gestockt hatten, wurden im Jahre 14 v. Chr. durch Massententlassen die Heere von den altersschwachen Leuten gereinigt (*Res Gestae*) p. 63 und jetzt auf Grund der neuen Dienstordnung das Heer ergänzt, um es brauchbar zu machen für die geplanten Eroberungskriege am Rhein und der Donau.

3) Noch im Jahre 14 erhalten die Veteranen Landbesitz *Res Gestae* p. 62.

ἐξεῖθεν ἤδη καταλεγόμενοι μὴδὲν τούτων γε ἔνεκα νεωτερίζωσαν. ἦν δὲ ὁ τε ἀρθρῶς τῶν ἐπὶ τούτοις μὲν ἀθροφύροις ἀώδεκα, τοῖς δ' ἄλλοις ἑκκαίδεκα καὶ τὸ ἀργύριον τοῖς μὲν ἔλαττον τοῖς δὲ πλεῖον¹⁾). Mit dieser älteren Dienstordnung decken sich die Forderungen, welche die empörten Soldaten im Jahre 14 n. Chr. aufstellen. Tacit. ann. 1, 17 sextus decimus stipendii annus finem adferret; nec ultra sub vexillis tenerentur, set isdem in castris praemium pecunia solveretur. Ergänzend ann. 1, 36 missionem dari vicena stipendia meritis; exactorari, qui sena dena fecissent, ac retineri sub vexillo ceterorum immunes nisi propulsandi hostis. Noch klarer werden die Bedingungen dieser älteren Dienstordnung durch zwei Inschriften, die eben der Zeit angehören, wo sie in Geltung stand.

C. I. L. V 5832 P. Tullius P. f. O[uf.] veteranus signi[fer], aquilifer²⁾ leg. V . . . curator veter[an]orum, accepit ab impe[rat(ore)] praemia duplicia; natus est A. Hirtio [C.] Vibio Pansa cos. (a. 43 a. Chr.) de[cessit] C. Fufio Gemino L. Ru[bellio] Gemino cos. (a. 29 p. Chr.).

Brambach 717 . . . princeps II³⁾ leg. XIII Gem. an. LXVIII stip. XLVI milit(aria) XVI curatoria veteran(orum) IIII evocativa III.

Der in der ersten Inschrift genannte Mann hat etwa mit 18 bis 20 Jahren seinen Dienst begonnen, also im Jahre 25—23 v. Chr.; seine Entlassung aus der Legion fällt demnach in die Zeit, wo die im Jahre 13 v. Chr. geschaffene Dienstordnung in Wirksamkeit war. Bei seinem Übertritt unter die Veteranen erhält er die praemia militiae zum ersten Male. Dann dient er als curator veteranorum in einer Stellung, die, wie das Avancement zum aquilifer beweist, dem Centurionate nahestand⁴⁾. Bei seinem Austritt aus dem vexillum veteranorum erhält er abermals die praemia militiae. Also die Forderung, dass die praemia „isdem in castris“ gezahlt werden sollen, ist damals erfüllt worden⁵⁾.

1) Dio hat hier die Höhe der praemia militiae nicht genannt, weil sie keine Dauer hatten. Dagegen die im Jahre 5 n. Chr. festgesetzten, die er nennt, gelten noch in seiner Zeit. Vgl. unten S. 236.

2) Noch im ganzen ersten Jahrhundert nennen die Grabsteine der Soldaten nie die Charge, die der Tote bekleidet hat. Eine Ausnahme bilden nur signifer und aquilifer, weil zu dieser Stellung nur die Tapfersten berufen werden und ihr Dienst religiöse Bedeutung hat. Vgl. auch Religion d. r. H. S. 15 und Tacit. hist. 4, 25.

3) Die beiden Hasten von II sind oben beschädigt; aber es kann nur das Zahlzeichen gestanden haben.

4) Der aquilifer kann direkt zum Centurionat gelangen C. I. L. XII 2234; Brambach n. 1078, 1752.

5) Augustus selbst berichtet die Bezahlung der Praemia für die Jahre 7, 6, 4, 3, 2 v. Chr. Res gestae p. 65. Demnach ist dieser Veteran mit 20 Jahren eingetreten im Jahre 23 und nach 16jähriger Dienstzeit im Jahre 7 nach Auszahlung der praemia unter die Veteranen versetzt worden und hat im Jahre 3 bei der missio die praemia nochmals erhalten.

Die Bedingungen dieses Dienstes unter den Veteranen sind in der oben citierten Stelle des Tacitus beschränkt auf die Abwehr des Feindes. Ebenso entspricht in der zweiten Inschrift die Dienstdauer unter den Veteranen der Forderung der empörten Soldaten; sie beträgt vier Jahre. Und zwar galt dieser Dienst als effectiver Militärdienst, wie die empörten Soldaten auch einräumen, da die Dienstjahre unter den Veteranen als *stipendia* zählen. Dass die Inschrift der früheren Regierungszeit des Kaisers Augustus angehört, lässt auch die Bezeichnung des *Centurio* als *princeps* (*secundus*)¹⁾ erkennen. Denn diese Art der Benennung findet sich nur unter der Republik und in Zeugnissen der Triumviralzeit²⁾. Später hätte die Benennung gelautet *II pr. pr. = (in cohorte secunda) pr(inceps) pr(ior)*. Ebenso beweist für das hohe Alter der Inschrift der Übertritt des Legionars unter die *evocati*. Denn späterhin war die *evocatio* auf die Veteranen des *praetoriums* beschränkt³⁾. Unter Augustus dagegen konnte die *evocatio* sogar *Auxiliare* treffen⁴⁾.

Der Sold der *Auxilia* ist nur aus einer einzigen Stelle bekannt. Tacitus berichtet von den batavischen Cohorten *hist. 4, 19: Intumere statim superbia ferociaque et pretium itineris, donativum, duplex stipendium, augeri equitum numerum promissa sane a Vitellio postulabant*. Ein Doppelsold nach Art der *milites duplarii* der Spätzeit⁵⁾ kann hier nicht gemeint sein. Denn das ist erst eine Neuerung Caracalla's und ein Ersatz für die beseitigten *dona militaria*⁶⁾. Deshalb erscheint es mir als gesichert, dass die *auxilia* den einfachen Sold der republikanischen Zeit erhielten, ein *stipendium* von 75 Denaren. Was die Bataver verlangen, ist eine Annäherung an den Sold der Legionare durch Bezahlung eines doppelten *Stipendiums* (*duplex stipendium*), also eines Jahresoldes von 2×75 Denaren. Die volle Gleichstellung erlangen auch die *Auxilia* durch die Verleihung der *Civitas* an die ganze Truppe⁷⁾. Denn

1) Die Erklärung Mommsens *Ephem. epigr. IV p. 328 n. 1 „princeps bis fuit in duabus legionibus“* ist mir unverständlich, da die zweite Legion nicht genannt ist und wenn sie in der Lücke vorher verloren gegangen sein sollte, der Titel mit dem Iterationszeichen nicht an zweiter Stelle stehen könnte.

2) Cicero ad Brut. 1, 9. C. J. L. IX 2770 *princeps tertius*.

3) Dass der Mann Prätorianer gewesen, wie Mommsen, *Hermes 7 S. 317 Ephem. ep. IV p. 238 not. 1. V p. 152 not. 3* angenommen hat, ist im Wortlaute der Inschrift nicht begründet.

4) C. I. L. XIII 1041. Vgl. Mommsen, *Hermes 22, 547*.

5) Veget. 2. 7 *duplares duas, sesquiplicares man semis consequentur amonam*.

6) *Westd. Korr.-Bl. 1900 S. 146 ff.*

7) Truppen dieser Art können auch als Gesamtheit die *dona militaria* erhalten, für deren Verleihung die *Civitas* des Empfängers Voraussetzung ist. Vgl. C. I. L. III

der Sold hängt von der Rechtstellung der Soldaten ab. Deshalb hat Augustus diesen *cohortes civium Romanorum* dasselbe Legat vermacht, wie den Legionen¹⁾.

Der niedere Sold der peregrinen Truppen und der Mangel eines Anspruches auf die *praemia militiae* und *donativa* ist der entscheidende Grund, warum sich die Heeresvermehrung der Kaiserzeit in immer steigendem Maasse auf die Neuaufstellung von *auxilia* beschränkt. Während in augusteischer Zeit das Rheinheer acht Legionen zählt, genügen seit Hadrian scheinbar vier Legionen zum Schutze der Grenze. Dass die Germanen des zweiten Jahrhunderts nicht minder kampflustig waren als die des ersten, zeigen die Befestigungen am Limes. Aber eben diese Befestigungen sind der überwiegenden Mehrzahl nach mit *Auxilia* zweiter Ordnung, mit *numeri* besetzt, die Legionen fehlen ganz am Limes selbst.

Die erste Steigerung des augusteischen Soldes der Legionare erfolgte durch Domitian, der ein viertes *stipendium* von 75 Denaren hinzufügte²⁾, so dass er fortan 300 Denare betrug. Aber auch der Prätorianersold ist im gleichen Verhältnis durch Verleihung eines vierten *stipendiums* auf 1000 Denare gewachsen. Diese Entwicklung erkennt man an dem Wachsen der *Donative*, die den Prätorianern aus Anlass der Thronbesteigung verabreicht wurden. So sagt Sueton von Claudius, der den Thron im Prätorianerlager erkaufte, *Claud. 10: promisit singulis quina dena sestertia, primus Caesarum fidem militis etiam praemio pignertatus. Claudius* gab also 15 *stipendia* von 250 Denaren oder den fünffachen Jahressold. Dasselbe *Donativ* gab Nero bei seiner Thronbesteigung *Dio 61, 3 ὑπέσχετο ἀποτοῖς ὅσα Κλαύδιος ἐδεδώκεν*. Die Zufriedenheit der Söldner war aber für die innere und äussere Sicherheit des Principates

6748, 11931, 11932. VI 3538. VII 929. Der einzelne Auxiliar hat nie die *dona* erhalten. Denn die *dona militaria* werden ob *honorem* et *virtutem* verliehen, Eigenschaften, die nur der Römer besitzt. Vgl. *Religion d. r. II. S. 43*. Wissowa's Polemik in den *Strena Helbigiana* p. 335 ff. trifft mich gar nicht. Ich habe durchaus nicht behaupten wollen, dass die *Salus* und *Felicitas*, welche die *equites singulares* verehren, nicht die römischen Staatsgötter sind. Sie sind es, ebenso wie *Iuppiter*, *Mars* und *Victoria*. Aber dass sie an Stelle von *Honos* und *Virtus* im Kulte der Truppen peregriner Herkunft eintreten, hat einen tiefen Sinn. *Honos* et *Virtus Romanorum* wird zur *Salus* et *Felicitas* der Provinzialen, weil das Glück der Provinzen auf der Vorherrschaft des römischen Volkes beruht.

1) Die *cohortes civium Romanorum* sind immer peregrine Truppen, denen die *Civität* als Belohnung für die Tapferkeit verliehen wurde. Sie haben die *Virtus* et *Honos Romanorum* im Dienste des römischen Staates bewährt. Nur eine scheinbare Ausnahme bilden die aus Freigelassenen gebildeten *cohortes voluntariorum*, die ebenfalls die *Civität* erlangen. Vgl. *Westd. Korr.-Bl.* 1891 S. 62.

2) Vgl. oben S. 218.

so unerlässlich, dass auch alle späteren Kaiser dem Beispiele des Claudius folgen mussten¹⁾. Das Vorhandensein eines festen Satzes in späterer Zeit erkennt man aus den Worten der *vita Hadriani* 5, 7 *militibus ob auspicia imperii duplicem largitionem dedit*. Wenn Hadrian sich so genötigt sah, den herkömmlichen Satz sogar zu verdoppeln, so ist dies ein Beweis mehr, dass er keinen gesicherten Anspruch auf den Thron besass²⁾. Jedoch ist thatsächlich der von Claudius aufgestellte Preis für die Prätorianer festgehalten worden. Es zeigen dies die Nachrichten über das Donativ, das Kaiser Marcus bei seiner Thronbesteigung gab. Denn auch er, der keine Menschenfurcht kannte und eine Auflehnung der Truppen weniger zu befürchten hatte als irgend einer der Herrscher, die sich Imperatoren genannt, musste das ungeheuere Geldopfer bringen, der tief eingewurzelten Sitte folgend³⁾. *Vita Marci* 7, 9 *castra praetoria petierunt et vicena milia nummum singulis ob participatum imperium militibus promiserunt et ceteris pro rata*. Dio 73, 8 *ἐψεύσατο μὲν ὁ*

1) Sneton sagt es deutlich genug, der eben an die Einrichtungen seiner Zeit denkt.

2) Was Groag, Röm. Mith. 1899 S. 269 gegen Dessau und mich vorbringt, ist haltlos. Wenn in der Scene des Beneventerbogens, die die Unterwerfung Mesopotamiens darstellt, der Mann neben dem Kaiser, wie Petersen und Hula sagen, eine Toga trägt, so ist es Abgarn von Osroene. Denn als Clientelfürst und Freund des Kaisers (Dio 68, 21) besass er den höchsten römischen Orden, die ornamenta consularia. Mommsen St. R. I S. 464.

3) Wie unmöglich es war, den Truppen ein einmal erlangtes Vorrecht zu entreissen, zeigt Tacitus' Angabe über die *Vacationes* hist. 1, 46: *Flagitatum ut vacationes praestari centurionibus solitae remitterentur. Namque gregarius miles ut tributum annuum pendebat. Quarta pars manipuli sparsa per comueatus aut in ipsis castris vaga, dum mercedem centurionibus solveret: neque modum oneris quisquam neque genus quaestus pensi habebat: per latrocinia et raptus aut servilibus ministeriis militare otium redimebant. Tum locupletissimus quisque miles labore ac saevitia fatigari, donec vacationem emeret: ubi sumptibus exhaustus socordia insuper elanguerat, inops pro locuplete et iners pro strenuo in manipulum redibat: ac rursus alius atque alius eadem egestate ac licentia corrupti ad seditiones et discordias et ad extremum bella civilia ruebant. Sed Otho ne vulgi largitione centurionum animos averteret, fiscum summi largitiones annas exsolviturum promisit, rem haud dubie utilem et a bonis postea principibus perpetuitate disciplinae firmatam. Die gleiche Klage kehrt in den Legionen wieder Tac. ann. 1, 17; vgl. oben S. 218. Diese ganze Einrichtung ist nur verständlich, wenn die Centurionen den Sold an die Soldaten auszahlen und berechtigt waren, den beurlaubten oder vom Dienst befreiten den Sold zu kürzen; dass sie diese Abzüge in die eigene Tasche stecken, kann nur ein Missbrauch sein. Und doch gab es im Interesse des Dienstes kein anderes Mittel, als diesen Missbrauch zu sanktionieren, indem dem Befreiten der volle Sold bezahlt wird und der Fiskus die gesetzlichen Abzüge den Centurionen überdies auszahlt. Man sieht, was für Zustände in diesem Söldnerheere herrschten. Daher die stete Klage über die corrupta disciplina und die auf die Dauer erfolglosen Versuche einzelner Feldherrn und Kaiser, dem Übel zu steuern. So hat Hadrian, der am energischsten eingriff, die disciplina zur Heeresgöttin gemacht, Religion d. r. H. S. 44 und C. I. L. S. VIII 18058.*

Περὶ τῆς ὕψους τῆς Λουκίου καὶ τῆς Μάρκου τοῖς στρατιωτικαῖς ἐδώρησιν (οὐ μὲν γὰρ ἐς πεντακισχίλιους ὁ δὲ ἐς τρισχίλιους¹⁾ ἀπτοῖς ἐδεδώκει). Marcus gab daher den Prätorianern den fünffachen Jahressold ihrer Zeit, 5000 Denare auf den Mann. Die Worte der vita Marci ceteris pro rata müssen sich auf andere Truppenkörper beziehen und das pro rata ist nach Analogie der Legate in Augustus' Testament zu interpretieren.

Dass diese ungehenere Geldverwendung regelmässig erfolgte, erfahren wir bei der Erhebung des L. Aelius Caesar, Vita Hadriani 23, 12 ob cuius adoptionem ludos circenses dedit et donativum populo ac militibus expendit — quem cum minus sanum videret, saepissime dictitavit. In caducum parietem nos inclinavimus et perdidimus quater milies sestertium, quod populo et militibus pro adoptione Commodi dedimus. Vita Helii 3, 3 datum etiam populo congiarium causa eius adoptionis conlatumque militibus sestertium ter²⁾ milies. Für die Berechnung des Congiariums ist derjenige Satz zu Grunde zu legen, den Hadrian bei seiner eigenen Thronbesteigung gab, von 75 Denaren (Vita Hadriani c. 7) und der überhaupt der normale für die Congiaria ist. Das Congiarium betrug also 15 000 000 Denare. Die Soldaten erhielten 85 000 000 Denare. Davon entfallen allein auf die Garde 50 000 000 Denare (5000 × 10 000). Dann erhielten jedenfalls, wie die vita Marci im gleichen Falle andeutet, die cohortes urbanae ein Donativ „pro rata“, d. h. nach Massgabe ihres Soldes. Da die cohortes urbanae in jener Zeit mit den cohortes praetoriae eine Einheit bilden³⁾, so ist mit Sicherheit anzunehmen, dass ihnen wie den Legionaren und Prätorianern der Sold durch Domitian um ein viertes Stipendium von 125 Denaren erhöht wurde, also seither 500 Denare betrug. Die Stärke der cohors urbana ist gleich der der cohors praetoria auf 1000 Mann anzusetzen⁴⁾. Es standen damals 4 Cohortes

1) In Wirklichkeit hat er auch das nicht gezahlt Vita Pertinacis 15 congiarium dedit populo denarios centenos. praetorianis promisit duodena milia nummum sed dedit sena, d. h. nur 1500 Denare.

2) Es ist dies einer der nicht zu seltenen Fälle, wo die Nebenviten, obwohl sie dem Wortlaute nach mit den Hauptviten übereinstimmen, doch den Schein eines selbständigen Zusatzes zeigen. Die stilistische Umbildung dieser Sätze in den Nebenviten hat nur den Zweck, den Schein hervorzurufen, als wäre für die Nebenviten eine selbständige Quelle benützt. Denn die Hypothese Dessau's, dass die Sammlung der scriptores historiae Augustae in der Gestalt, in der sie uns vorliegt, das Werk eines litterarischen Schwindlers ist, bleibt trotz Mommsen's zweimaligem Verdicht Hermes 25 p. 228 und 30 p. 106 eine befreiende That. Die Ziffer ter milies hat also gar keine Glaubwürdigkeit.

3) Religion d. r. H. S. 70.

4) Tacit. hist. 2, 93. Dio 55, 24, der 1500 Mann nennt, denkt an seine eigene Zeit, wie er in einem Atem die equites singulares nennt, die erst Traian errichtet hat.

urbanae in Rom¹⁾. Demnach ist das Donativ für die cohortes urbanae auf (2500×1000) 2 500 000 Denare zu berechnen. Ausser dieser Truppe standen an donativberechtigten Soldaten in Rom nur noch die frumentarii und die statores, deren Zahl sich zwar nicht bestimmen lässt, die aber keineswegs gross gewesen sein kann. Hygin c. 30 rechnet im Normallager auf 4 Cohortes praetoriae, 2 centuriae statorum. Demnach dürfte es im ganzen 5 centuriae statorum gegeben haben. Nach den Überresten einer Liste, die Henzen C. J. L. VI n. 2409 wahrscheinlich mit Recht auf die frumentarii bezieht, scheint es, dass nur je drei dieser Principales aus jeder Legion nach Rom abkommandiert waren. Jedenfalls können die Donative dieser beiden Truppenkörper nicht die Höhe der Summe erreicht haben, welche nach Abzug der Donative für die Praetoriani und Urbaniciani noch ohne Verwendung bleiben. Der Betrag 32 500 000 ist so hoch, dass auch die Legionare, wie es ihrer Stellung als Bürgertruppen entspricht, bedacht worden sind. Die Stärke einer Legion ist für die Zeit Hadrians aus Sueton bekannt fr. ed. Reiffer. 278 legio dicitur virorum electio fortium vel certus militum numerus, id est VDC. Hadrian hatte aber am Ende seiner Regierung nur 28 Legionen²⁾. Die Zahl der Legionare ist demnach 156 800 (5600×28) . Diese Zahl in 32 500 000 dividiert, zeigt, dass das Donativ für die Legionare nicht weniger als 200 Denare betrug. $200 \times 156 800 = 31 360 000$ ³⁾. Aber da allen diesen Donativen das Rechnungsstipendium des Truppenkörpers zu Grunde liegt, so wird es richtiger sein, das Donativ für den Legionar auf 225 Denare oder drei Rechnungsstipendia anzusetzen⁴⁾.

Im Allgemeinen ist ersichtlich, dass die Legionare bei diesem Donativ noch mehr zurückgesetzt sind, als zur Zeit des Augustus. Es entspricht dies nur der Umbildung der Legionen in eine rein provinciale

1) Marquardt, St. V. II S. 483.

2) Die Inschrift C. I. L. VI 3492 a. b. beweist dies sicher. Die ursprüngliche Liste ist unter Pius geschrieben.

3) Es ist dabei vorausgesetzt, dass die Legionen vollzählig waren, was gerade unter Hadrian im Wesentlichen richtig sein wird.

4) Die Summe wächst dadurch um 3 920 000 Denare, die aber bei der Gesamtsumme von 100 000 000 Denaren umsomehr vernachlässigt sein können, als bei der Summe für das Donativ von 200 Denaren ein Überschuss von 1 140 000 geblieben war. Jedenfalls ist die Differenz nicht gross genug, um die Rechnung nach stipendia aufzugeben.

Truppe, die den Charakter einer römischen Bürgertruppe immer mehr einbüsste¹⁾).

Noch unter Commodus ist der Sold abermals gestiegen. Man erkennt dies an dem Preis, um den Iulianus den Thron gekauft hat, Dio 73, 11 ὁ τε Σουλπικιανὸς καὶ ὁ Ἰουλιανὸς ὑπερβάλλοντες ἀλλήλους — μέχρι γε πεντακισχίλιον δραχμῶν κατ' ἄνδρα κατὰ βραχὺ προστιθέντες προσήλθον — Ἰουλιανὸς χιλίας καὶ διακοσίας καὶ πεντήκοντα ἅμα δραχμῶν ὑπερέβαλε. Der Entschluss Iulians, plötzlich um volle 1250 Denare, also ein Fünffaches des Rechnungsstipendiums der Prätorianer von 250 Denaren, mehr zu bieten, erklärt sich am Einfachsten, wenn dieser Betrag den Jahressold der Prätorianer jener Zeit repräsentiert. Es ist dies um so wahrscheinlicher, weil Iulianus bei der Auszahlung jenes Donativs den Satz der Auction, um dem ihm die Krone zugeschlagen wurde, wieder um 1250 Denare überbietet. Vita Iuliani 3, 2 sane cum vicena quina milia militibus promississet, tricena dedit.

Stieg der Sold der Legionare in demselben Verhältnis, so wurde auch ihnen ein fünftes stipendium, also ein Jahressold von 375 Denaren verliehen. Auch dies erscheint glaubhaft, weil Commodus ganz am Ende seiner Regierung das Äusserste aufbot, die Provinzialheere an sich zu fesseln, wie dies in der Verleihung des Namens Commodiana an alle Legionen des Reiches hervortritt²⁾. Auch wird damit ein Übergang gewonnen, der die Solderhöhung des Kaisers Septimius Severus wenigstens begrifflich erscheinen lässt.

Dass Septimius Severus den Sold über alles zulässige Mass gesteigert, bezeugen nicht nur die Schriftsteller³⁾, sondern vor allem die Inschriften der Soldaten selbst, die seine largissima stipendia preisen⁴⁾. Die entscheidende Angabe ist in der Überlieferung verstümmelt. Nach der Thronbesteigung in Carnuntum bemerkt die vita 5, 2: qui etiam sestertia quod nemo umquam principum militibus dedit. Dass hier nicht das Donativ der Thronbesteigung gemeint ist, zeigt der Zusammenhang der Erzählung selbst. Denn das Donativ fordern die Truppen erst nach

1) Deutlicher wird dies noch durch das Avancementsgesetz jener Zeit, welches den milites der Legionen das Emporsteigen zum Centurionat verschliesst.

2) Dio 72, 15. Es ist kein Zufall, sondern psychologisch bedingt, dass die drei Kaiser, welche allein ohne politische Notwendigkeit den Sold gesteigert haben: Domitian, Commodus und Caracalla, den Legionen ihren Namen verliehen, um das enge Band, das Kaiser und Heer vereinigte, zum Ausdruck zu bringen.

3) Herodiam 3, 8, 5 und die Stellen weiter im Texte.

4) Vgl. die Inschriften der scholae Religion d. r. H. S. 68—95; Neue Heidelb. Jahrb. IX (1899) p. 148—163.

dem Einzug in Rom; auch besass Septimius Severus im Augenblick seines Pronunciamentos gar nicht die Mittel, das Donativ zu bezahlen. Vielmehr hat die ausgezeichnete Quelle, die in einer letzten Verkürzung vorliegt, von der für die ganze Regierung des Kaisers entscheidenden Soldregulierung gesprochen. Das Regiment des Septimius Severus bezeichnet den Sieg des orientalischen Geistes, dem der Wertmesser¹⁾ auch militärischer Tüchtigkeit im Gelde liegt²⁾ und so hat denn Septimius Severus gleich Antonius, der zuerst die römische Welt orientalisieren wollte, den Sold der Soldaten in Denaren auszahlen lassen, die mit dem Wappen der Legionen geprägt waren³⁾. Wessen ist das Bild, fragt nicht ohne Grund die Schrift: Die Legionare sind die Herren der Welt⁴⁾.

In der Stelle der *vita Severi* über die Solderhöhung ist das Zahlzeichen vor *sestertia* ausgefallen; es kann nichts anderes gewesen sein als *bina*⁵⁾, also ein Jahressold von 500 Denaren. Denn jede höhere Zahl führt auf eine unmögliche Steigerung des Soldes. Die Emendation *bina milia*, also 500 Denare, sichern die Inschriften der scholae, die aus eben dem *largissima stipendia* erbaut, als stets wiederkehrende Einheit die Summe von 500 Denaren oder deren Hälfte nennen.

Religion d. r. H. S. 85 n. 180 schola der optiones nennt folgende Sätze: 8000 Sesterzen (= 2000 Denare); 6000 Sesterzen (= 1500 Denare).

n. 181 schola der tesserarii: ein Vielfaches von 1000 Sesterzen (= 250 Denaren), n. 182 schola der cornicines: 750. 200. 500. 500. 500. 250 Denare.

1) Schon Plato Staat. 4 p. 195 ed. Bekk. sieht in dem *φιλοχρημάτων* den Grundzug des orientalischen Charakters.

2) Septimius Severus sah den Nerv der Politik von Anfang an in der Bestechung. So liess er, der einzige aller Kaiser, der solches gethan, den Gesandten des Senates, die ihn zu seinem Siege beglückwünschen, 720 Aurei auf den Kopf verabreichen Vita 6, 1—4. Vgl. Rhein. Museum 54 p. 312. Man muss bedenken, dass unter dem Principat nicht einmal die Centurionen ein Donativ erhalten. Niemals werden bei den Donativen die Centurionen berücksichtigt, immer nur die milites. Vgl. oben S. 227 Anm. 3 den Umweg, den Otho einschlagen musste, um die Centurionen nicht zu beleidigen.

3) Die Fahnen S. 55.

4) Die Legionsmünzen beginnen wieder mit Gallienus und reichen bis Diocletian. Es ist die Zeit, in der die Herrschaft der Picke unbedingt gilt. Vgl. Religion d. r. H. S. 34 und S. 77 f. Anm. 322. Noch deutlicher wird dies durch das Avancementsgesetz dieser Periode. Die Legionsmünzen des Carausius sind ein Beweis für die Auflehnung der Picke gegen den neuen Staat Diocletians.

5) Wahrscheinlich war in der Handschrift *sestertia* mit SS abgekürzt, wie auf der Inschrift des dritten Jahrhunderts (vgl. z. B. C. J. L. XIV 1. 70 = Dessau 1433), also *bina milia* geschrieben II SS. Das wurde mit dem geläufigen HS verwechselt.

n. 184 schola des Spitalpersonales: ein Vielfaches von 1000 Sesterzen (= 250 Denare); 1000 Sesterzen (= 250 Denare). Neue Heidelb. Jahrb. IX p. 152 n. 6 tabularium: 1000. 800. 500 Denare.

n. 8 officium des praefectus castrorum: 4000 Sesterzen (= 1000 Denare), ein Vielfaches von 1000 Sesterzen (= 250 Denare).

Dieser Satz von 500 Denaren ist wieder beweisend für die Existenz eines Legionssoldes von 375 Denaren (= 5 stipendia von 75 Denaren) schon unter Commodus. Severus hat, wie ähnlich Domitian, jedem der fünf bestehenden stipendia einen aureus = 25 Denare zugelegt.

Was dem Ansturm der illyrischen Legionen eine so unwiderstehliche Gewalt gegeben, war der Schlachtruf, mit dem sie ins Feld zogen: Sturz des italisch-römischen Elementes im Heere. Nach dem Siege über Iulian erfüllt der Kaiser sein Versprechen. Das neue Prätorium wurde aus provincialen Legionaren gebildet und damit standen ihnen die höchsten Ämter des Reiches offen.

So fordern denn die Legionare, die sich alle als die neue Garde des Kaisers fühlen, als Donativ den fünffachen Satz ihres Jahressoldes, d. h. 2500 Denare. Vita Severi 7, 6 Sed cum in senatu esset, milites per seditionem dena milia poposcerunt a senatu exemplo eorum qui Augustum Octavianum Romam deduxerant tantumque acceperant. et cum eos voluisset comprimere Severus nec potuisset, tamen mitigatos addita liberalitate demisit. Dio 46, 46 nach Augustus' Einzug in Rom: παρακούσαντες δὲ τινες τοῦτο, ἔδοξαν ἀεὶ πᾶσι ἀπλῶς τοῖς πολιτικοῖς στρατοπέδοις, ὅσα ἂν ἐς τὴν Ῥώμην μεθ' ὀπλῶν ἀφίκηται, τὰς διαγίλλυς καὶ πεντακοσίας ὄραγμαῖς ἀναγκαῖον εἶναι δίδοσθαι καὶ διὰ ταῦτα καὶ οἱ μετὰ τοῦ Σεβήρου ἐπὶ τῇ τοῦ Ἰουλιανοῦ καθαιρέσει ἐς τὸ ἄστυ ἐλθόντες φοβερῶτατοι αὐτῶν τε ἐκεῖνοι καὶ ἡμῶν ἐγένοντο ἀπαιτοῦντες αὐτάς καὶ σφᾶς οὐδ' εἰδύτων τῶν ἄλλων, ὃ τι ποτὲ ἤξιον, ἐθεράπευσεν ὁ Σεβήρος πεντήκοντα καὶ διακοσίας ὄραγμαῖς. Die Ursache, warum die Truppen gerade 2500 Denare forderten, ist eben aus dem herkömmlichen Donativ der Prätorianer bei der Thronbesteigung, das das Fünffache des jeweiligen Soldes betrug, erklärt worden. Unmöglich können sich die Provinzialsoldaten der Donauländer auf einen Vorgang berufen haben, der sich 250 Jahre früher zugegetragen hatte und anders als in der gelehrten Erinnerung nicht fortlebte¹⁾. Vielmehr ist diese Bemerkung der Vita Severi einer Erörterung der Quelle entnommen über die Bedeutung dieses Donatives und seine Berechtigung nach Analogie des augusteischen. Dieser ausgezeichnete

1) Dio, der im Senate anwesend war, sagt ausdrücklich, dass man im Sitzungssaale nicht verstand, was die Truppen forderten.

Schriftsteller, dem das Wertvollste in der älteren Reihe der Kaiserviten entstammt, hat sein annalistisches Geschichtswerk¹⁾ mit dem Siege des Septimius Severus über seine drei Gegenkaiser geschlossen. Wenigstens fehlt in den Viten späterhin jede Spur seiner Benützung²⁾. Er wird demnach noch unter Septimius Severus geschrieben haben. Dio dagegen hat seine Kaisergeschichte weit später verfasst. Schon die Einkleidung der Notiz³⁾ zeigt, dass er gegen die Auffassung eines Zeitgenossen polemisiert, den Schriftsteller, der der *Vita Severi* zu Grunde liegt, kannte.

Der Vergleich mit Augustus in der Behandlung der Söldner, der in der *Vita* wiederklingt, ist vollkommen zutreffend. Severus wie Augustus als Staatsmänner hochbegabt, versagten völlig als Führer ihrer eigenen Heere⁴⁾. Nicht sie, sondern ihre Feldherren haben die entscheidenden Siege der Bürgerkriege gewonnen. Um so höher war der Preis, mit dem sie die Schwerter ihrer Söldner erkaufen mussten. Wie der Mord der Besetzenden in den Provinzen und ungeheuerere Konfiskationen die Spur von Severus' Siegeslaufbahn bezeichnen, so ist Augustus durch das Blut der Proscriptionen dem Throne zugeschlitten. Aber beide verachteten das Werkzeug, wie sie es fürchteten. Wie Augustus der Begehrlichkeit der Söldner Schranken⁵⁾ setzt, als er im sicheren Besitze der Macht war, so auch Severus. Nur in der ersten Zeit seiner Regierung schwelgen die Soldateninschriften in der Erinnerung an die Donative, später verstummen sie gänzlich⁶⁾. Und so hat Severus, als sein Thron gegen jeden Angriff sicher stand, das Donativ an die Prätorianer bei seinen Decennalien auf denselben Satz beschränkt, den Augustus ihnen im Testament hinterlassen hatte. Dio 76, 1 *Ὁ δὲ Σεβήριος ἐπὶ τῆς δεκατηριίδος τῆς ἀρχῆς αὐτοῦ ἐδώρῆσατο — τοῖς στρατιώταις τοῖς δουροφόροις ἰσχυρίθμους τοῖς τῆς ἡγεμονίας ἕξαι χρυσσοῦς. 10 Aurei = 250 Denare* sind das einfache Rechnungsstipendium der Prätorianer.

1) Man muss seine Augen gewaltsam der Wahrheit verschliessen, wenn man die chronologische Erzählung der Viten von Pertinax bis Septimius Severus verkennen soll.

2) Schon in der *Vita Severi* geht nach der Besiegung des Clodius Albinus der chronologische Faden, der bis dahin die Erzählung geleitet, vollständig verloren.

3) *παρακούσαντες δὲ τινες τοῦτο*. Wer hat das missverstanden?

4) Rhein. Mus. 53 S. 638.

5) In dem monumentum Ancyranum berichtet Augustus auf das Genaueste über seine Heeresauslagen; aber von den Donativen, die er als Triumvir gespendet, schweigt er.

6) Auch die Legionsmünzen wurden nur am Anfang seiner Regierung geprägt.

Aus den Konfiskationen des Severus ist der neue Zweig der kaiserlichen Finanzverwaltung, die *ratio rei privatae*, hervorgegangen. *Vita 12 Interfectis innumeris Albini partium viris inter quos multi principes civitatis, multae feminae illustres fuerunt, omnium bona publicata sunt aerariumque auxerunt*¹⁾; *tum et Hispanorum et Gallorum proceres occisi sunt. denique militibus tantum stipendiorum quantum nemo principum dedit. filiis etiam suis ex hac proscriptione tantum reliquit quantum nullus imperatorum cum magnam partem agri*²⁾ per Gallias, per Hispanias, per Italiam imperatoriam fecisset. tuncque primum privatarum rerum procuratio constituta est. Meines Erachtens war die *ratio rei privatae* vor Allem dazu bestimmt, die Heeresauslagen zu decken; das zeigt der Zusammenhang der Stelle mit der Erwähnung der *stipendia* — also des dauernden Jahressoldes — zwischen den Konfiskationen und der Errichtung der *ratio rei privatae*. Daraus erklärt sich dann auch der Name. Denn das Heer des Severus ist nicht mehr das Heer des *populus Romanus*³⁾, sondern das Heer des Kaisers. Die Soldaten bezeichnen sich selbst gegenüber dem Kaiser als *numini maiestatique eius devotissimi*⁴⁾ et *dicatissimi* und nehmen seit Caracalla dauernd den Namen der regierenden Kaiser an. Das *Patrimonium* war im Laufe der Entwicklung thatsächlich zum Staatsgut geworden; so sollten die neuen Erwerbungen, welche die *res privata* bilden, den rein persönlichen Zwecken des Kaisers dienend, eine isolierte Stellung in der Verwaltung erhalten, um über den Ertrag freier schalten zu können, während der Ertrag des *Patrimoniums* längst eine feste Zweckbestimmung im Staatshaushalte erhalten hatte.

Die laufenden Ausgaben für den Jahressold der Bürgertruppen werden unter dem älteren Principate aus dem *aerarium Saturni* bestritten worden sein. Deshalb auch die Verhandlungen mit dem Senate über Solderhöhung und Heeresergänzung⁵⁾. Thatsächlich werden die *Principes*, wie Augustus das *aerarium militare* bei seiner Gründung unterstützte, durch Zuschüsse aus dem *Patrimonium* helfend eingegriffen haben⁶⁾. Die

1) *Aerarium* ist diesem Vitenschreiber so viel wie *fiscus*. Vgl. Hirschfeld, Untersuchungen p. 47, wo jedoch diese Stelle fehlt.

2) Rhein. Museum 54 p. 312.

3) In dem Gebete der Saecularspiele heisst es *legiones populi Romani Quiritanus Saec. Aug. 95. 128* und so tralatichisch auch unter Severus *Saec. Sev. IV 11*.

4) Was *devotus* bedeutet, zeigt am Besten *Lucan. Phars. 4, 532* und die ganze vorhergehende Schilderung.

5) Vgl. oben S. 222.

6) Vgl. Mommsen, *St. R. 2. S. 1008*.

Donativa fallen nicht unter diese Ausgaben; es sind Ehrengeschenke des Feldherrn. Dass das *aerarium militare* eine Kasse des *populus Romanus* ist, zeigt der Name, wie auch die Fundierung auf die Steuer der *cives Romani* und die Bestellung der *praefecti* durch das Loos. Gerade diese Einrichtung wird erst recht verständlich, wenn auch die laufenden Ausgaben, die *stipendia* für die Bürgertruppen aus dem *aerarium Saturni* dem *Princeps* überwiesen werden. Man versteht dann auch, warum der *Princeps* späterhin das *aerarium* seiner Verwaltung unterstellte.

Als auf den grossen Staatsmann Severus sein unwürdiger Sohn Caracalla folgte, da brach die wiedergewonnene Herrschaft über die Söldner rettungslos zusammen. Um Verzeihung für den Brudermord zu erlangen, füllte Caracalla die Hände der Söldner mit Gold und erstickte die Stimme ihres Gewissens Herodian 4, 4, 7 *ὑπισχεῖται δὲ αὐτοῖς ὑπὲρ τῆς ἐναντιῶ σωτηρίας καὶ μοναρχίας ἐκάστην μὲν στρατιωτῆ διςχιλίας καὶ πεντακοσίας δραχμὰς Ἀττικὰς, προστίθησι δὲ τῷ σιτηρεσίῳ ἄλλο τοῦ τελουμένου ἡμισυ. κελεύει τὲ ἀπελθόντας αὐτοὺς ἤδη ὑποδέχεσθαι ἐκ τε τῶν ναῶν καὶ τῶν θησαυρῶν τὰ χρήματα, μῦς ἡμέρους ἀφειδῶς ἐκχέας πάντα ἡσιν ἔτεσιν ὀκτωκιάδεκα ὁ Σεβήριος ἤθροισέ τε καὶ κατέκλεισεν ἐξ ἀλλοτριῶν συμφορῶν. οἱ δὲ στρατιῶται τοσούτων χρημάτων πλήθος ἀκούσαντες, καὶ συνέντες τὸ πεπραγμένον ἤδη καὶ τοῦ φόνου διαβητόν γενημένου ὑπὸ τῶν ἔδοθεν φυγόντων, μίνον τε ἀντικράτορα ἀναγορεύουσαν αὐτὸν καὶ τὸν Ἰ᾿ταν καλοῦσι πολέμῳ¹⁾.*

Dass auch der Sold der Legionare in demselben Verhältnis erhöht wurde, zeigt die Gesamtsumme der Solderhöhung Caracalla's²⁾. Demnach betrug der Sold des Legionars 750 Denare, das heisst die Höhe des Prätorianersoldes unter Augustus. Dieser Satz ist auch noch erkennbar an dem Donativ, das Macrinus bei der Erhebung seines Sohnes Diadumenianus zum Cäsar geben musste. Dio 78, 19 *ἄλλως ἐπτακοσίας καὶ πεντήκοντα αὐτοῖς δραχμὰς προσσπέσχηται. ἄλλως* zeigt, dass Macrinus

1) Wenn etwas den Brudermörder rechtfertigen könnte, so ist es die Tatsache, dass er um seine Existenz kämpfte. Denn der Bruderzwist war so weit gediehen, dass einer oder der andere fallen musste. Die Massenezekution von 20000 Mann im Heere Dio 77, 3, 4 zeigt, wie stark der Anhang Geta's war. Wenn Mommsen in C. J. L. III 1464 mit Recht in dem eradierten Beinamen der Legio XIII Gemina den Namen *Getica* erkannt hat, so hatte sich *Dacien* bereits für Geta erhoben. Aber seit wir wissen, dass *Plautian* erst im Jahre 205 stürzte, ist die Zahl der Ämter, welche auf das Amt *procurator ad bona Plautiani* folgen, für die Frist bis zur Ermordung Geta's im Frühjahr 192 zu gross. Vielmehr dürfte eben wegen dieses Zeitabstandes der Name des *Macrinus* oder des *Elagabal* eradiert sein.

2) Siehe unten S. 237.

bereits früher ein Donativ von dieser Höhe gespendet hatte¹⁾. Noch deutlicher tritt die Richtigkeit dieses Ansatzes hervor in der Wechselbeziehung zu den praemia militiae jener Zeit Dio 77, 24: *Ὁ δὲ αὐτὸς (Caracalla) τοῖς στρατιώταις ἄλλα τῆς στρατείας τοῖς μὲν ἐν τῷ δορυφορικῷ τεταγμένοις ἐς χιλίας διακοσίας πεντήκοντα, τοῖς δὲ πεντακισχίλις λαμβάνειν.* Wie die Legionare Caracalla's den augusteischen Prätorianersold erhalten, so auch die augusteischen praemia militiae der Prätorianer. Der Satz Caracalla's für die praemia der Prätorianer ist verdorben und lässt sich durch keine Buchstabenconjectur herstellen. Dass auch den Prätorianern der Sold um die Hälfte erhöht wurde, ist aus Herodian sicher, denn gerade an die Prätorianer hatte Caracalla zuerst sein Angebot gerichtet. Da die Legionare den doppelten Sold der commodianischen Zeit erhielten, so muss dies auch für die Prätorianer gelten, die demnach 2500 Denare als Jahressold empfangen, d. h. die Höhe des Donativs, das ihnen Caracalla als erste Liebesgabe bietet. Dann war der Sold unter Septimius Severus um die Hälfte niedriger, betrug also 1700 Denare. Es entspricht dies vollkommen der Erhöhung des Legionssoldes um ein Viertel. Zu dem ursprünglichen Satz von 1250 Denaren gewährt Septimius Severus seinen Prätorianern ein Aufgeld von 450 Denaren, d. h. 18 Aurei, also bei jeder der viermonatlichen Zahlungen des Soldes 6 Aurei mehr als früher. Die praemia militiae der Prätorianer und der Legionare stehen zur Zeit des Augustus im Verhältnis von 5 zu 3. Es hat deshalb grosse Wahrscheinlichkeit für sich, dass auch Caracalla dieses Verhältnis beibehalten hat und demnach in dem verdorbenen Texte des Dio *ὀκτακισχίλις διακοσίας πεντήκοντα* herzustellen ist.

Die Richtigkeit dieser Berechnungen erhellt endlich aus dem zweifelten Schreiben, das Kaisers Macrinus nach seiner Thronbesteigung an den Senat richtet. Dio 78, 36: *καὶ ἕνα γὰρ τις ἄλλα, ἧσα παρὰ τοῦ Σεβήρου, καὶ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ πρὸς διαφθορὰν τῆς ἀκριβοῦς στρατείας εἴρηγαν παραλίπη, ὥστε διδοσθαι σφισι τὴν μισθοφορὰν τὴν ἐντελῆ πρὸς ταῖς ἐπιφοραῖς, ἃς ἐλάμβανον, οἷον τε εἶναι ἔφθη· ἐς γὰρ ἑπτακισχίλις μυριάδας ἐτησίους τὴν ἀξίωσιν αὐτῆς τὴν ὑπὸ τοῦ Ταράντου γενομένην τένειν.*

Unter *μισθοφορά* ist nur das stipendium der milites zu verstehen; schon der Gehalt der *evocati* wird als *salarium* bezeichnet²⁾ und die

1) Die Rede des Macrinus in der Vita Diadumeniani 2 habete igitur, commilitones, pro imperio aureos ternos, pro Antonini nomine aureos quinos et solitas promotiones sed geminatas. — Dabimus autem per cuncta quinquennia id quod hodie putavimus ist reiner Schwindel des Vitenschreibers.

2) Mommsen, Ephem. epigr. V p. 151.

Gehalte der Centurionen fallen nicht mehr unter den Begriff des Truppensoldes¹⁾. Diese ungeheuere Summe von 70 000 000 Denaren entspricht den nachgewiesenen Solderhöhnungen²⁾.

Die Stärke der Legion giebt Vegetius 2, 6 nach der antiqua ordinatio auf 6100 Mann an³⁾, die Stärke der einfachen Cohorte auf 555 Mann. Gerade diese Zahl kehrt aber unter der Regierung des Septimius Severus in einem Zusammenhange wieder, wo sie wahrscheinlich eine Legionscohorten bezeichnet. Nach den vergeblichen Stürmen auf Atra, bei welchen die Wertlosigkeit der orientalischen Truppen wieder einmal hervortritt⁴⁾, erbietet sich ein Offizier Dio 75, 12, 5 *ἐάν γε ἀπό τῆς δόσης πεντακοσίου καὶ πεντήκοντα μόνους τῶν Ἑβρωπαίων στρατιωτῶν, ἀνευ τοῦ τῶν ἄλλων κερδῶν τῆρ πῶλον ἐξαγοῆσειν*. Dass diese Ziffer mit Absicht eine taktische Einheit umschreibt, ist klar. Deshalb halte ich die Angabe des Vegetius für richtig. Dann zählten die 33 Legionen⁵⁾ des Septimius Severus rund 200 000 Mann und es giebt dies für die Steigerung des Soldes der Legionare allein 50 000 000 Denare (250 × 200 000). Die Stärke der prätorischen Cohorte wurde durch Septimius Severus wahrscheinlich auf 1500 Mann erhöht. Auf einem von Hülsen⁶⁾ glänzend hergestellten Altare dieser Zeit nennen sich Mannschaften einer praetorischen Cohorte als Dedicanten und zwar aus jeder Cohorte 85 bis 90 Mann. Die Chargen der Liste entsprechen vollkommen den Chargen, die sich in den Entlassungslisten⁷⁾ der Prätorianer finden. Ich halte deshalb diesen Altar für das Weihegeschenk⁸⁾ der Prätorianer eines

1) In der Kaiserzeit hat sich der Centurionat vollständig losgelöst von dem Dienste unter den milites. Aber schon unter der Republik gilt nur der Sold der milites als aes militare. Varro bei Nonius p. 344 M: qui in ordine erat, is aes militare merebat, wo ordo im militärischen Sinne zu verstehen ist und wie das geläufige in ordine merere den Dienst als manipularis bezeichnet.

2) Die praemia militiae fallen nicht unter die Jahresausgabe, weil die Entlassungen jedes zweite Jahr erfolgten. Mommsen, Arch. epigr. Mitth. VII p. 189.

3) Die 730 Reiter seiner Legion lassen sich nicht kontrollieren und scheinen mir recht bedenklich.

4) Vgl. Tacit. ann. 13, 35. Fronto p. 200 ed. Nab.

5) Die Zahl ist sicher aus C. J. L. VI 3492 a, b.

6) Bull. comm. 1894 p. 109—125. Hülsen hat durch seine Restitution des Monuments auch bewiesen, dass die Cohortes praetoriae, gleich den Legionscohorten, 6 Centuriae zählten. Früher hatte ich dies bereits vermutet auf Grund der signa der Prätorianer. Die Fahnen S. 27 und 59 Anm. 1.

7) Es fehlen, wie dort, jene Chargen, welche nach der Dienstordnung bei der Entlassung zu evocati aufrücken. Vgl. Religion S. 91.

8) Das verstümmelte PA . . . AE, welches Hülsen mit Recht für den Beinamen einer weiblichen Göttin hält, würde ich zu pa[tern]ae ergänzen, weil die Prätorianer jener Zeit irgend eine wilde Gottheit der Donauländer verehren.

Jahrganges; da die Prätorianer 16 Jahre dienen, so ergibt sich eine Stärke der Prätorianercohorten von 1500 Mann. Demnach beträgt die Erhöhung des Prätorianersoldes 12 000 000 Denare ($800 \times 15 000$).

Die cohortes urbanae werden gleichfalls auf je 1500 Mann anzusetzen sein¹⁾ und der Sold wird in dem gleichen Verhältnis gestiegen sein, wie der Sold der Prätorianer²⁾; also unter Severus auf 850 Denare, unter Caracalla auf 1250 Denare. Dies giebt für Soldsteigerung der cohortes urbanae 2 400 000 Denare (400×6000). Ein unbestimmbarer Teil fällt auf die centuriae statorum und die milites frumentarii. Auch für die Vigiles wird eine Solderhöhung anzusetzen sein, da die bewaffneten Pompieri unter dieser Dynastie auch etwas bedeuten. Denn die Vigiles sind jedenfalls den Legionären gleichgestellt worden; gleich diesen können sie in das Prätorium übertreten³⁾.

Am deutlichsten war der Sieg der Provinzialen im Heere durch die Solderhöhung zum Ausdruck gekommen, die den Legionären gleichen Begünstigungen gewährte, wie sie die Prätorianer italischer Herkunft durch Augustus erhalten hatten. Um die praemia militiae der bevorzugten Bürgertruppen bestreiten zu können, hatte Augustus der römischen Bürgerschaft die lästige Erbschaftssteuer aufgezwingen. So war es nur billig, dass Caracalla allen reichsanghörigen Peregrinen das Bürgerrecht verlieh, aber mit diesem Geschenk sie auch der Erbschaftssteuer unterwarf, um seine wahnsinnigen Heeresausgaben bestreiten zu können. Dio 77, 9 τῶν τε τελῶν τῶν τε ἄλλων ἢ καὶ ἀπὸ προσκατέδειξεν, καὶ τοῦ τῆς δεκάτης ἦν ἀντὶ τῆς εἰκοστῆς ὑπὲρ τῶν ἀπελευθερωμένων καὶ ὑπὲρ τῶν καταλειπομένων τισὶ κλήρων καὶ δωρεῶς ἐποίησε πάσης, τὰς τε διαδοχὰς καὶ τὰς ἀτελείας τὰς ἐπὶ τούτοις τὰς δεδομένους τοῖς πάντις προσήκουσι τῶν τελευτώντων καταλύσας ὃν ἕνεκα καὶ Ῥωμαίους πάντας τοὺς ἐν τῇ ἀρχῇ αὐτοῦ, λόγῳ μὲν τιμῶν, ἔργῳ δὲ ὅπως πλείω αὐτῷ καὶ ἐκ τινούτου προσῆ, οὐδὲ τὸ τοῦς ξένους τὰ πολλὰ αὐτῶν μὴ συντελεῖν, ἀπέδειξεν. Mochte ihn auch die ganze römische Welt darum verfluchen, seine Soldaten liebten ihn doch, so pflegte er zu sagen. Wie das Heer sein Andenken hochgehalten, tritt in den Monumenten des Lagerheiligtums zu

1) Das ist die Ziffer, welche Dio bereits für die augusteische Zeit angiebt. Vgl. oben S. 228 Anm. 4.

2) Dass diese Truppe ihren Rang unter Septimius behielt, ersieht man aus der Zulassung der Veteranen unter die evocati. Vgl. Jahresb. d. öst. arch. Inst. IV Beibl. p. 7. Auf dem Rangunterschied beruht der Soldunterschied. Vgl. Sueton Aug. 49 oben S. 223.

3) C. I. L. VI 2780. Früher können sie nur unter die statores versetzt werden. Dessau 2160.

Carnuntum merkwürdig hervor. In diesem Heiligtum, das Iulian, der Apostat, neu geordnet ¹⁾, hat sich nur eine Kaiserstatue gefunden und zwar die des Caracalla. Bezeichnender Weise ist sie errichtet von den cornicularii, commentarienses und speculatores, das heisst jenen Principales, die nach der neuen Dienstordnung zum Legionscenturionat gelangen ²⁾. Das thörichte Gerede der scriptores Historiae Augustae über die Bedeutung des Namens Antoninus spiegelt nur das Andenken wieder, das dieser Träger des Namens noch zwei Jahrhunderte später beim gemeinen Manne besass.

Für die Beurteilung der Solderhöhung der Centurionen besitzen wir nur das Zeugnis einer Inschrift. Sie nennt die Geldgeschenke, welche Caracalla ihnen an Stelle der alten dona militaria verliehen hat.

Westd. Korr.-Bl. 1900 S. 146: Ti Aurelio T. f. Papir. Flavino primipulari et principi ordinis col. Oes(censium) et bulentae civitatu[m] Tyrannorum, Dionysiopol. Marcianopol. Tungrorum et Aquincensium patrono collegi fabr. honorato a divo Magno Antonino Aug. (sestertium) quinquaginta milia n(ummum) et viginti quinque [et] gradum promotionis [ob] alacritatem virtu[tis] adversus hostes Ca[rpos] et res prospere et va[lide] gestas.

Es ist deutlich, dass hier zwei Stufen unterschieden werden, eine von 6250 Denaren und eine höhere von 12 500 Denaren. Da die Soldaten an Stelle der dona einen doppelten Sold erhielten ³⁾, so sind auch in diesen Sätzen Soldstufen der Centurionen zu erkennen.

Zur Zeit des Polybius erhielten die Centurionen den doppelten Sold der Legionare 6, 39, 12 τοῖς ταξιαρχοῖς διπλοῦν. Demnach 240 Denare. Aber die Bedeutung der Centurionen von langer Dienstzeit war in der Periode der Bürgerkriege eine völlig andere geworden ⁴⁾. Ihr Sold muss in einem ganz anderen Verhältnis gewachsen sein, als der der Legionare. Wenn man bedenkt, dass die Severi sich wesentlich auf die milites gestützt haben, so halte ich es für wahrscheinlich, dass weder Severus

1) Religion d. r. II. S. 36 und 82.

2) Jahresb. d. österr. arch. Inst. IV Beiblatt p. 7.

3) Westd. Korr.-Bl. a. a. O. Bereits Septimius Severus hat die dona militaria an senatorische Offiziere nicht mehr verliehen. Denn die Ehreninschriften seiner grossen Generale schweigen von den dona. Aber den Centuriones und milites wagte er nicht den glänzendsten Teil ihrer Waffenrüstung zu rauben. Vgl. Tacit. hist. 2, 89 ceteri (centuriones) iuxta suam quisque centuriam, armis donisque fulgentes; et militum phalerae torquesque splendebant.

4) Jedermann kennt — um nur eine Stelle zu nennen — Horaz sat 1, 6, 73 si magni quo pueri magni e centurionibus orti. Aber von einem Bettelstolz, wie Kiessling will, ist hier gewiss nicht die Rede. Die Centuriones waren grosse Herren; das zeigen die Inschriften, die sie als duoviri ihrer Städte nennen.

noch Caracalla den Sold der Centurionen erhöhte¹⁾). Die letzte Soldsteigerung wäre dann in die Zeit des Commodus zu setzen, der den Sold der Legionare um ein fünftes Stipendium erhöhte. Der mindere Satz der Inschriften besteht aus fünf Einheiten von 1250 Denaren. Deshalb glaube ich, dass der Sold der Centurionen schon am Ende der Republik 1250 Denare betrug und dass dieser Satz das Rechnungsstipendium der Kaiserzeit wurde. Entsprechend der Verleihung der späteren Stipendia an die Legionare stieg dann der Centurionensold immer um den Betrag dieses Rechnungsstipendiums. Der doppelte Satz entspricht der Scheidung der Centurionen in *primi ordines et centuriones*²⁾), wobei die *primi ordines* das sind, was sie heissen, die Centurionen der ersten Cohorte.

Dagegen scheint der Gehalt der *militia equestris* und der Generale in der ganzen Kaiserzeit niemals gewechselt zu haben³⁾). Das Verbrecherische der Solderböhnung für die *milites* wird dann erst recht klar. Und doch, das immerwährende Steigen der Militärlasten ist die unvermeidliche Folge des angusteischen Militärsystems, das die Bürgerschaft entwaffnete um der Sicherheit des *Princeps* willen. Dio, der die reifen Früchte dieses Systemes sah, spricht offen aus, was Augustus sich selbst verbarg, wenn er Maecenas sagen lässt 52, 27: *ἀν τῆ ἐπιτρέψωμεν πᾶσι τοῖς ἐν τῆ ἡλικίᾳ ὄσαι καὶ τὰ ὄπλα κεκτῆσθαι καὶ τὰ ἐμπολέμια ἄσκειν, στάσεις καὶ πόλεμους ἀπ' αὐτῶν ἐμφύλων ἀεὶ γενήσονται.*

So erwuchs das Heer allmählich zu einem Giftbanm, der das Mark des Staates aussog, und die ganze Regierungskunst des dritten Jahrhunderts gipfelt darin, Geld für die Gier der Söldner zu schaffen⁴⁾).

Die moderne Civilisation hat dem Bürger das Recht und die Ehre, die Waffen zum Schutze des Vaterlandes zu führen, wiedergegeben. Nur das Heer des englischen Weltreiches ruht auf der gleichen, unsittlichen Grundlage wie das römische der Kaiserzeit, um denn auch im Greuel unmenschlicher Kriegführung mit den Söldnern des *imperiums* zu wetteifern

'solitudinem faciunt, pacem appellant'.

1) Severus, der ja nur aus politischen Gründen den Sold erhöhte, hatte keine Veranlassung, da er das römisch-italische Offiziercorps beseitigte und die *Principales* der Legion zu Centurionen beförderte. Jahresb. d. österr. arch. Inst. IV Beiblatt S. 7. Caracalla wollte, wie er immer wieder sagte, nichts anderes sein, als ein *miles gregarius*.

2) Marquardt, St. V. II S. 370. Die Zahl der *primi ordines* hat Severus erhöht. Unter Marcus sind es 7, C. I. L. Suppl. VIII, 18065, unter Severus 11, Brambach n. 1038. Vgl. Koerber, Cat. des Mainzer Museums n. 25.

3) Es lässt sich dies in diesem Zusammenhange nicht näher begründen.

4) Herodian 6, 1, 8; 6, 4; 8, 8; 9, 4, 7, 3, 3; 8, 8 fg. 8, 7, 7.

**Übersicht der Soldsteigerung,
in Denaren.**

	Praetoriani	Urbaniciani	Legiones	Auxilia
Republik	125	—	75	—
Cäsar	250	—	150	—
Augustus	500 750	250 375	150 225	— 75
Domitian	1000	500	300	?
Commodus	1250	625	375	?
Severus	1700	850	500	?
Caracalla	2500	1250	750	?

Über den Orosius-Codex F. v. I. Nr. 9 in der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg.

Von

Albert Bäckström, Oberlehrer in St Petersburg.

Eine Bitte des Herrn Professor Dr. Karl Zangemeister erfüllend, beabsichtige ich in nachstehendem Artikel auch die deutschen Leser mit einer bisher nicht beschriebenen Handschrift des Paulus Orosius bekannt zu machen. Der Beschreibung und Beurteilung dieser Handschrift habe ich in einer schon im August-November des vorigen Jahres (1900) in dem russischen Journal des Ministeriums der Volksaufklärung gedruckten Schrift „Orosius und seine Petersburger Abschriften“ die Seiten 63—100 gewidmet. Die Handschrift hat 161 Blätter grossen Formats, die mit einer karolingischen Minuskelschrift vom VIII., kaum IX. Jahrhundert bedeckt sind, und stammt aus der westfälischen Abtei Corvey, wie nicht nur drei verschiedenenhändige Unterschriften, sondern auch einige in dem Codex sich befindende angelsächsische Glossen bezeugen. Die Unterschriften lauten: fol. 1^v S(an)c(t)i petri corbeie qui furatus fuerit anathema [hic?] sit (m. s. XIV); fol. 2^r corbeieusis monasterii (m. s. XVI); fol. 162^v (= 163^v) lib(er) s(an)c(t)i pe[tri co]rbeie (m. saec. X?). Die Glossen, welche sich von den in der Sammlung von Steinmeyer und Sievers¹⁾ stehenden unterscheiden, sind folgende: Ed. mai. p. 10 u. 1 ab oriente *hostan*, welches in der angelsächsischen Mundart gewöhnlich nur in den zusammengesetzten Wörtern Ôst-Gotan, Ôst-sæe (An *anglo-saxon Dictionary etc.* by T. Northcote Toller, Oxford, P. III, 1887, p. 768) vorkommt und im Ahd. eine Analogie in der Glosse *oriens ostân* (Steinmeyer und Sievers, l. c., Bd. III, 1895, S. 606, 23) findet; u. 2 ab euro *Subtost* (wahrscheinlich 'sütheäst' in einer ursprünglichen Form von 'suthöst'); a meridie *Suth*; ab africo *Suthiu nest* (= süthwest); u. 3 ab occasu *Westhan* (= westan) a circio Nort *uest* (= north-west); u. 4 a septentrione *Northan*; u. 30 Galliam *ostifranca* (vgl. 'Eäst-

1) Steinmeyer und Sievers, Die althochdeutschen Glossen. Berlin, Bd. II, 1882, S. 356—359 (Nr. 739—742); Bd. IV, S. 340 f.

Francau bei Northcote Toller P. I, 1882, p. 236, Steinmeyer und Sievers Bd. III S. 206, 50); *Alpes cottias coccias*.

Im XVII. und XVIII. Jahrhundert befand sich die Handschrift in der Pariser Nationalbibliothek, von wo sie während der grossen französischen Revolution von dem damaligen russischen Gesandten in Paris Peter Dubrowskij, dem die Kaiserliche Öffentliche Bibliothek in St. Petersburg auch viele andere nicht minder wertvolle Handschriften zu verdanken hat, nach Russland gebracht worden ist. Der Text ist von verschiedenen Händen, deren Zahl bis 7 oder 8 hinanreicht, an mehreren Stellen verbessert und enthält am Anfange der einzelnen Bücher, wie es auch in der Donaueschinger, St. Gallener, Berner und vielen späteren Handschriften vorkommt, Recapitulationen, die nur am Anfange des letzten siebenten Buches fehlen. Auf dem Papierblatte A ist die von Geunadius verfasste Biographie des Orosius, sowie eine andere mit Unrecht dem Isidorus Hispal. zugeschriebene ¹⁾ zu lesen. Letztere findet der gelehrte Leser in meiner oben genannten russischen Schrift ²⁾. Später habe ich diese Biographie auch in einigen anderen Handschriften gefunden ³⁾.

Wenn wir die Petersburger mit den einzelnen Handschriften der beiden Klassen *L* und *P* vergleichen und von dem Standpunkte der in den beiden Klassen vorkommenden Lakunen über den Wert unserer Handschrift, die ich *II* genannt habe, urteilen, sehen wir, dass *II* nur fünf auch im Codex *L* befindliche Lakunen hat, wobei die Anzahl der Lakunen in *L*, die sozusagen einen individuellen Charakter haben, bis 101 hinreicht. Die Gruppe *DII* lässt sich mit der Anzahl von 18 Lakunen ausdrücken, während *D* allein 314 individueller Lakunen, mehr als irgend eine andere Handschrift, hat. Die vier Lakunen der Art *DL*, die fast überall, nur zwei Fälle ausgenommen, mit *II* übereinstimmen, sind ohne Bedeutung.

Herr Professor Dr. Zangemeister vermutet, dass *D* aus einer und derselben Quelle mit *L* ausflüsse, aber in diesem Falle müssten wir auch zugeben, dass *II* ebenfalls der ersten Klasse der Orosius-Handschriften angehöre. Dieses ist aber keineswegs der Fall, da in Bezug auf die Gruppe *PR* folgendes Schema sich zusammenstellen lässt:

. *IPR*: 39, 8 in; 48, 9 peccatores — 10 qualiter; 121, 16 et; 184, 1 et; 289, 15 a (auch *L*); 350, 7 idem; 487, 2 et; 516, 11 e.

1) Migne, Patrol. lat. t. 81 col. 796.

2) S. 44—46.

3) Z. B. in einer Handschrift der Leipz. Stadtbibliothek Repert. I. fol. Nr. 15 s. XV. chart. foll. 140.

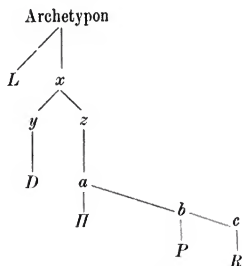
PR: 34, 6 et (*R* spatio relicto); 50, 12 ei; 314, 12 ut; 335, 9 in; 343, 2 ac; 352, 8 ut; 370, 5 ex; 378, 1 ac; 387, 13 Caesar; 387, 16 et; 404, 5 -que; 415, 4 -que; 415, 19 horam; 416, 9 ab; 417, 18 non; 432, 5 potens; 436, 20 nunc; 437, 15 et; 456, 18 et; 417, 11 apertissime; 482, 7 est; 492, 12 Galerio — cessit; 495, 12 et; 495, 17 suis; 499, 11 postea; 517, 13 et; 529, 12 mente; 533, 2 in; 535, 17 ac; 541, 10 pugna; 545, 1 prius; 545, 1 in; 547, 1 o sacra — 2 discretio; 556, 4 est.

R: 51, 4 suppledda — 5 malitia; 64, 16 se; 90, 9 mita; 95, 12 nunc; 100, 3 qui; 107, 12 primum; 123, 7 civitatem; 151, 11 est; 151, 15 in; 173, 12 non; 187, 15 caesa; 194, 13 amissis copiis; 208, 3 peditum; 227, 18 a; 229, 16 in (iniquilibet //); 244, 1 bello; 244, 11 ab ascensu; 255, 9 ab; 257, 10 ad (cf. // in); 266, 6 ad; 268, 16 erit; 274, 17 ex; 281, 22 -que; 288, 23 cum; 293, 4 ut; 307, 15 in; 309, 15 C.; 309, 18 tunc; 336, 14 circa; 339, 4 uictos; 342, 13 ad; 357, 1 post; 361, 12 poenas; 379, 9 consilio; 393, 15 ad extremos; 405, 20 uindicavit; 441, 11 de; 445, 1 est; 448, 11 in; 456, 6 sui; 473, 11 cunctis; 487, 7 quo; 511, 5 cum; 544, 1 et; 558, 8 et; 555, 14 ut; 560, 4 ille.

Von dem Standpunkte dieses Schema's aus ist die Sache ganz deutlich: // ist das Original für *P*, wie auch *P* das Original für *R* war; aber dieses Ergebnis wird etwas vorzeitig sein, da auch // und *P* eine gewisse Individualität besitzen. Die in *P* vorkommenden Lakunen sind: 2, 7 tantum; 28, 1 a meridie; 29, 7 ab — occurrentem; 47, 10 non; 59, 6 non (cf. // nun); 61, 1 enim; 62, 5 de; 82, 6 mundi cardines quatuor; 86, 5 suo; 106, 9 se — traderentur; 109, 3 Leonida — Lacedaemoniorum; 127, 15 apparatus magnis; 132, 2 en (cf. // et corr. m⁴); 140, 8 sui; 141, 17 quidem; 153, 6 si; 153, 9 arma; 153, 10 suis; 153, 12 autem; 155, 15 rex; 162, 10 soli; (cf. // oli); 167, 10 quis — esset; 172, 12 Alexandri; 183, 10 meas; 184, 8 pacem; 187, 8 Sammites; 189, 17 -norum — sunt (*P*¹ spatio relicto); 193, 6 cum; 197, 3 et; 198, 11 alterius — decipi se; 202, 6 tanta; 205, 9 gelu; 295, 18 cum; 297, 17 a quo istae; 315, 9 praedae — nihil; 372, 8 Menapi — X milia; 418, 9 penes; 428, 12 idem; 439, 16 sub; 440, 13 bella; 445, 7 cum; 454, 15 impietatis; 492, 8 Galerius et — 9 partes diuiserunt.

Dabei muss ich aber bemerken, dass diese Lakunen zum Teil von m², zum Teil auch schon von m¹ (= m^b) verbessert sind. Die Gruppe //R ist nur in vier Fällen zu finden. Danach lässt sich vermuten, dass

von einem Codex x zwei Klassen der Handschriften, y und z , entstanden sind, von denen y dem Codex L sich annähert, von wo auch die Ähnlichkeit von D mit L zu erklären ist; von z stammen die Handschriften der zweiten Klasse a ab. Von der Handschrift a , die auch als Original für eine vermutliche Abschrift b diente, ist H abgeschrieben, gleichwie von b und c die Handschriften P und R abstammen. Durch diese Vermutung lässt sich erklären einerseits die Verwandtschaft der Handschriften HPR , andererseits auch ihre individuellen Lakunen. Daraus können wir schliessen, dass c derselbe Codex Theodgrim's ist, der in dem Zwischenraume von den Jahren 827—840 geschrieben und später verloren gegangen ist. Graphisch wird dieses Schema folgendermassen dargestellt:



Meine Meinung über den Ursprung der Handschrift P , dass sie nämlich nicht unmittelbar von der Handschrift H , sondern durch die verbindenden Mittelglieder a und b abstamme, wird auch dadurch bestätigt, dass wir keine Lakunen von der Art DP vorfinden. Theodgrim's Codex c , welcher später als P von b abgeschrieben worden, folgte den Lesarten der Hand b^2 , wodurch die Verwandtschaft P^1R^2 und P^2R^1 sich erklären lässt. Durch diese Vermutung über die Abstammung der Hss. P und R von dem Originale der Handschrift H können wir auch erklären, dass hinter dem Texte des Orosius ein Brief von Severus an den Bischof Paulinus in P und R steht, während H diesen Brief nicht enthält. Augenscheinlich ist dieser Brief in den Codex b aus einer anderen Handschrift als a eingetragen und zwar nachdem b^1 mit einer Handschrift β ($= b^2$) verglichen worden. Aus diesem b^2 ist der Brief des Severus in die Handschriften c , P und R der Reihe nach übergegangen.

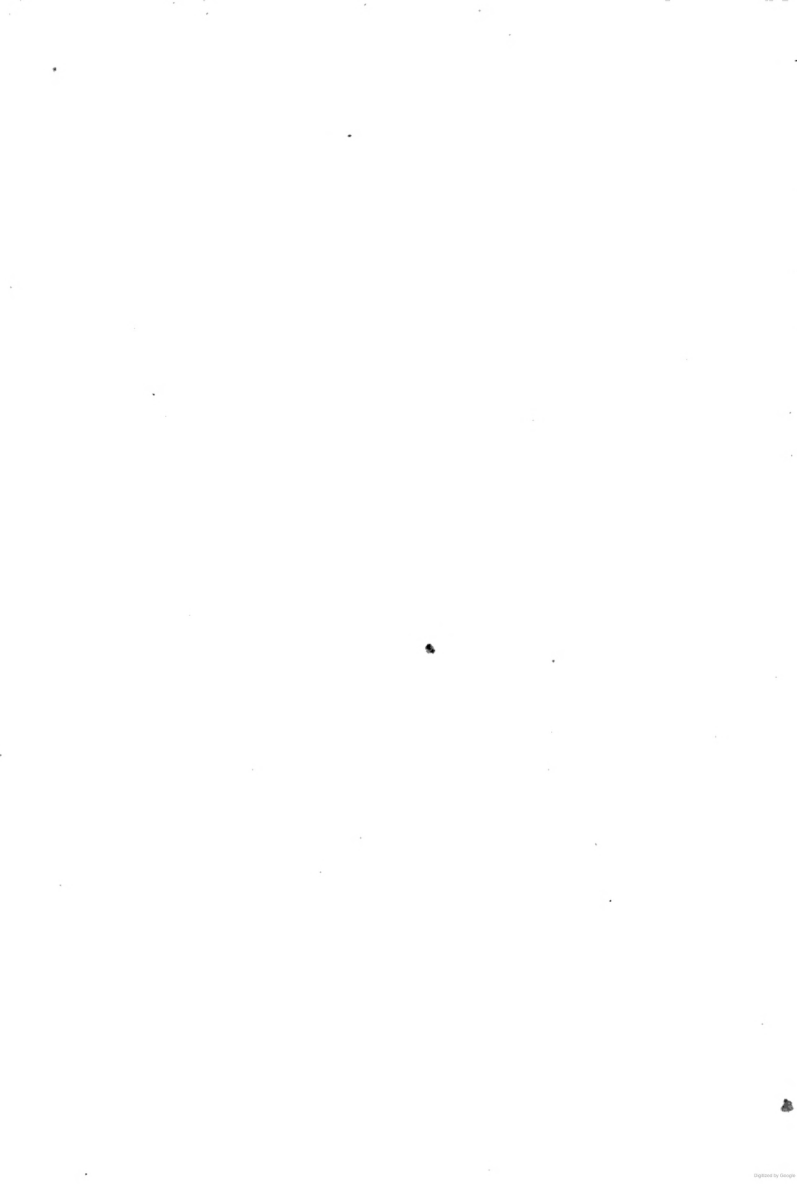
Herr Professor Dr. J. A. Fridericin in Kopenhagen teilte mir mit, dass sich auf dem dortigen Reichsarchiv Abschrift eines Briefes von Gabriel zur Nedden, der nicht Augenzeuge war, aber in Wolfenbüttel von den Entkommenen Nachricht erhalten hat, an Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg findet, datiert Wolfenbüttel am 18. August 1626, also Tags nach der Schlacht. Das Original ist im Grossherzoglichen Archive zu Schwerin nicht mehr. Der Brief berichtet kurz und nicht immer richtig über die Hergänge, die zur Schlacht führten, und bemerkt über diese nichts Neues, als dass im Beginn widersprechende Befehle gegeben worden seien und dass der Wind den Königlichen den Rauch der Geschütze Tillys entgegengetrieben habe.

18. Nov. 1900.

D. Schäfer.

it,
m
ed
l-
s,
y
t
:
r

•





A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

487257

JUN 3 '75 H

JAN 21 '73

10/24

12/14

FOR RES.

Widener Library



3 2044 092 880 038

